

50 Stimmen

*50 Statements zu 50 Jahren
diplomatischer Beziehungen zwischen
Deutschland und China*

Herausgegeben von
Annette Schavan
Mikko Huotari
Christian Johann



IMPRESSUM

Titel: 50 Stimmen – 50 Statements zu 50 Jahren diplomatischer Beziehungen zwischen Deutschland und China

Herausgeber: Annette Schavan, Mikko Huotari, Christian Johann

Lektorat: Nora Frisch

Redaktion: Nora Frisch

Covergestaltung: Hermann Kienesberger

Covermotiv: Wu Yimeng

Layout und Satz: Hermann Kienesberger

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2023 Drachenhaut Verlag

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Gedruckt in Österreich im Cradle-to-Cradle Verfahren

Die Produktion dieses Buches wurde dankenswerterweise durch das Auswärtige Amt unterstützt.



Auswärtiges Amt

ISBN: 978-3-943314-71-7

Lieferbares Programm und weitere Informationen:

www.drachenhaut-verlag.com

www.facebook.com/drachenhaut

www.instagram.com/drachenhaut.verlag

Inhalt | 内容

Vorwort | 前言

Vorwort der Herausgeber | 5

Einführung | 简介

Annette Schavan | 8

Wissenschaft | 科学

Doris Fischer | 14

Nadine Godehard | 17

Andreas Guder | 20

Julia Haes & Klaus Mühlhahn | 23

Mareike Ohlberg | 28

Ada Pellert | 31

Birgitt Riegraf | 34

Michael Saliba | 37

Ruth Schimanowski | 39

Erich Thies | 42

Thomas Vietor | 46

Joachim von Braun | 49

Ralph Weber | 51

Marion Weissenberger-Eibl | 54

Yan Xu-Lackner | 57

Wirtschaft | 经济

Dieter Ernst | 62

Peter Kulitz | 66

Hildegard Müller | 71

Axel Schweitzer | 75

Politik und Diplomatie | 政治和外交

Christine Althausen | 80

Margarete Bause | 83

Reinhard Bütikofer | 87

Gyde Jensen | 89

Jo Leinen | 92

Michael Schaefer | 93

Volker Stanzel | 97

Kunst und Kultur | 艺术和文化

Radka Denemarková | 102

Thomas Derksen | 106

Nora Frisch | 109

Britta Heidemann | 112

Michael Kahn-Ackermann | 115

Gabriele Minz | 120

Andreas Schmid | 124

Scor (Tim Oelrich) | 128

Yi Meng Wu | 131

China-Vermittlung | 中国调解

Karin Betz | 134

Oliver Corff | 136

Wolfgang Hirn | 140

Mikko Huotari | 143

Joanna Klabisch | 146

Felix Lee | 150

Oliver Radtke | 153

Ariane Reimers | 156

Helwig Schmidt-Glintzer | 158

Kristin Shi-Kupfer & Shi Ming | 162

Frank Sieren | 168

Christian Straube | 173

HongHong Xu | 177

Christine Zhang-Lippert | 180

Die Europäische Akademie Berlin | 184

Vorwort | 前言

50

Stimmen zu 50 Jahren diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik China veröffentlichen wir in einer Zeit, in der die Beziehungen der beiden Länder einen tiefgreifenden Wandel durchlaufen. Dabei überlagern sich gesellschaftliche Veränderungen und politische Dynamiken im Inneren mit globalen Machtverschiebungen.

Das Buch ist eine Initiative der Mitglieder des Deutsch-Chinesischen Dialogforums, das 2005, auf der Grundlage eines Staatsvertrages, vom damaligen Bundespräsidenten Horst Köhler und Staatspräsident Hu Jintao als Dialog der Zivilgesellschaften initiiert wurde. Es hat seither den Auftrag, Ergebnisse seiner Beratungen den beiden Regierungen unmittelbar vorzutragen und Impulse für Kooperationen, z.B. in Wissenschaft und Kultur, zu setzen. In der Arbeit dieses Dialogforums wird deutlich, dass die Beziehungen zwischen China und Deutschland weit mehr als Wirtschaftsbeziehungen sind. Sie waren immer auch geprägt von einem kritischen Gedankenaustausch über stark unterschiedliche Sichtweisen zu den Beziehungen zwischen Zivilgesellschaft und Politik, zur Bedeutung von Freiheit und Demokratie, gleichwohl auch geleitet von der Neugierde auf die jeweiligen kulturellen Traditionen.

Die Beiträge des Buches sind von persönlichen Erfahrungen geprägt, von gemeinsamen Initiativen der beiden Länder und von der Suche nach Bedingungen für die Gestaltung der Beziehungen in Zukunft. Sie stehen für die andauernden Bemühungen um Austausch und Verstehen – auch in Zeiten wachsender Spannungen. Mit der Expertise aus Wissenschaft, Kultur und Wirtschaft, Diplomatie und Politik sowie von Fachleuten, die seit Jahren aktiv „China-Vermittlung“ leisten, wird eine Chinakompetenz angeboten, die in internationalen Begegnungen und durch intensive Beschäftigung mit China gewonnen wurde.

Die 50 Stimmen mögen ein kleiner Beitrag zu einer Orientierung sein, die jetzt wichtig ist, um in schwieriger Zeit die Beziehungen zwischen Deutschland und China weiterzuentwickeln.

Annette Schavan | Mikko Huotari | Christian Johann

Berlin, im März 2023

Einführung | 简介



Stimme 1



Annette Schavan



Annette Schavan

安妮特·沙万

Respekt, Neugierde und Skepsis

声音 1

*Gedanken zu 50 Jahren diplomatischer Beziehungen
zwischen Deutschland und China*

1.

„**M**it ehrfürchtigem Respekt habe ich in China von jeher die einzige Weltkultur gesehen, die sich über Jahrtausende hinweg bis in die Gegenwart kontinuierlich entfaltet und bewahrt hat.“¹ So beschreibt Helmut Schmidt vor 35 Jahren seine Beziehung zu China. Er gehört zu den Vätern der Aufnahme diplomatischer Beziehungen Deutschlands mit China. Als Verteidigungsminister wurde ihm 1971 bei einer Reise nach Asien und in den Pazifischen Raum klar, dass China für Europa bedeutsam sein werde und politische Beachtung geboten sei. Er überzeugte den damaligen Bundeskanzler Willy Brandt davon, dass die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit dem Land wichtig sei. 1972 wurden diese Beziehungen schließlich aufgenommen – mitten in der Zeit der Kulturrevolution. Der Beginn lag also in einer diplomatisch anspruchsvollen Zeit. Die Nachrichten aus dem China der Kulturrevolution waren damals irritierend. Dennoch wurde gewagt, was sich in den folgenden 50 Jahren als eine oft inspirierende, immer wieder auch hoch komplizierte und doch überaus bedeutsame Beziehung erweisen sollte.

2.

Große Wirtschaftsdelegationen gehören zum Bild der Reisen deutscher Bundeskanzler und der Bundeskanzlerin. In China galt und gilt besonders, dass der Chef/ die Chefin einer Bundesregierung der größten Volkswirtschaft Europas Türen öffnen soll. Das Drehbuch einer solchen Reise ist entsprechend geschrieben: Gesprächsrunden im Kreis der Delegation mit Kanzler/ Kanzlerin, um die Wunschzettel vorzustellen, die danach in den politischen Begegnungen eingebracht werden. Lange vor einer Reise sind auf den Arbeitsebenen die Problemkreise diskutiert worden. Bei festlichen Begegnungen treffen Delegationen aus China und Deutschland zusammen, werden Vereinbarungen unterschrieben und neue Projekte auf den Weg gebracht. So ist das zimal gewesen. Protokolle aller Kanzlerreisen in den 50 Jahren, in denen nachzulesen ist, was wann vereinbart wurde und welche Prioritäten es gab, welche Themen besprochen wurden und wie der Umgang mit Konflikten

¹ Helmut Schmidt, *Menschen und Mächte*, Berlin 1987, S. 360, zitiert nach Matthias Naß, *Drachentanz. Chinas Aufstieg zur Weltmacht und was er für uns bedeutet*, München 2021, 199. Diesem Buch verdanke ich auch die Informationen über die Vorgeschichte und die Aufnahme diplomatischer Beziehungen.

und Konfliktthemen gewesen ist, können heute helfen, die aktuelle Situation einzuordnen. Deutsche Unternehmen planen auch jetzt große Investitionen in China. Ihre Zukunftsstrategien werden nicht ohne China entworfen; zu groß ist der chinesische Markt, um ihn zu ignorieren.

Das wird sich auch in der neuen Dekade der diplomatischen Beziehungen nicht ändern. Vom Engagement der deutschen Unternehmen profitiert Deutschland und profitiert auch China.

Das Eingangszitat beschreibt den Respekt von Helmut Schmidt vor der 5000jährigen chinesischen Kultur. Er hat sich mit kaum einem anderen Land so beschäftigt wie mit China. Helmut Kohl teilte sein Interesse für China, dessen Geschichte und Kultur. Auch Angela Merkel sah in China weit mehr als einen Wirtschaftspartner. Sie hat zahlreiche Provinzen in China besucht.

Sie hat zu Menschenrechtsfragen nicht geschwiegen. Sie empfing im Jahre 2007 den Dalai Lama im Kanzleramt. Gerhard Schröder attackierte sie dafür während einer Reise in China – ein ungewöhnlicher Vorgang, den Angela Merkel mit dem Hinweis beantwortete, dass dies den Respekt Chinas vor Deutschland sicher nicht steigere.²

3.

Interessante Reisen, Reden und kulturelle Akzente in den Amtszeiten von Schmidt, Kohl und Merkel im Blick auf China zeigen, dass es in diesen Jahren weit über Wirtschaftsbeziehungen hinausging. Bundespräsident Johannes Rau brachte im Jahre 2003 in einer Rede an der Universität Nanjing eine klare Position zum Ausdruck, als er sagte: „Die Pflege fester wirtschaftlicher Beziehungen und das Eintreten für Menschenrechte schließen sich nicht aus. (...) Kritik am Stand der Menschenrechte in anderen Staaten ist (...) keine Einmischung in deren innere Angelegenheiten. ... Man darf das Eintreten für Menschenrechte nicht (...) als ein spezifisches ‚westliches Anliegen‘ missverstehen.“³

Damit ist eine Erfahrung angesprochen, die in Gesprächen in China und mit chinesischen Gesprächspartnern einen Dialog zunehmend erschwert: Immer mehr Themen werden in China als „innere Angelegenheit“ bezeichnet und jede Stellungnahme dazu verweigert. Dialogforen leben davon, dass sich die Partner auch kritischen Fragen stellen. Ansonsten erübrigt sich der Dialog.

4.

Im Jahre 1978 wurde ein Regierungsabkommen über die wissenschaftlich-technologische Zusammenarbeit zwischen Deutschland und China unterschrieben. Das war die Basis für eine erfolgreiche Geschichte, zu der zahlreiche Hochschul- und Forschungskooperationen ebenso gehören wie die Förderung der Mobilität von Studierenden sowie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Projekte über gemeinsam identifizierte Forschungsthemen wurden vereinbart, Plattformen eingerichtet und ein reger Austausch über berufliche Bildung geführt. Mehr und mehr stand im Fokus, Kooperationen besonders zu den Forschungsthemen zu vereinbaren, die für die Lösung der großen Zukunftsprobleme relevant sind. Im Deutsch-Chinesischen Jahr der Wissenschaft und Bildung 2009/2010 unter dem Motto „Zusammen auf dem Weg des Wissens“ war eine Aufbruchsstimmung zu spüren. Auf der Deutsch-Chinesischen Promenade in Shenyang, im Nordosten Chinas präsentierte das BMBF im Juni 2009 exzellente Forschungsprojekte zum Thema „Nachhaltige Stadtentwicklung“. Auf der Expo in Shanghai, ein Jahr später, waren Themen zukünftiger Stadtentwicklung prominent platziert. Mein damaliger Kollege, der chinesische Forschungsminister WAN Gang besuchte im Sommer 2009 Deutschland, nahm in Lindau am Nobelpreisträgertreffen teil, und wir diskutierten dort mit jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus China und Deutschland. Es wurde ein Abkommen unterzeichnet, so dass in der Folge regelmäßig Gäste aus China teilnehmen konn-

² Naß, 203

² Naß, 202

ten. Das sind wenige Beispiele für intensive Wissenschaftsbeziehungen, die zu einer tragenden Säule der 2011 begründeten „Privilegierten Partnerschaft“ der beiden Länder wurden.

Klimaschutz, Biodiversität, Armut, Hunger, Demographie, Stadtentwicklung – diese und andere Themen, die in Zukunft weiter an Bedeutung gewinnen werden, machen Kooperationen in Wissenschaft, Forschung und Technologie international noch wichtiger. Wie kann das gelingen?

Wie lassen sich Bedingungen schaffen, die helfen, Enttäuschungen, Verärgerungen und Probleme der letzten Jahre zu überwinden und in Deutschland neues Vertrauen in die Zusammenarbeit aufzubauen?

Wissenschaftskooperationen entstehen nicht jenseits der allgemeinen Beziehungen in Politik und Diplomatie. Manchmal können sie allerdings Pioniere sein. Dazu braucht es Vertrauen und Klarheit über die Bedingungen der Zusammenarbeit.

5.

Bedrückend sind die Nachrichten vom Umgang mit den Religionen in China. Von Religionsfreiheit kann keine Rede sein. Manches wurde in der Zeit der Öffnung geduldet. Großes Einfühlungsvermögen war notwendig, um kleine Fortschritte zu erzielen, von denen der frühere Bischof von Shanghai, der Jesuit Aloysius Jin (*1916, †2013) eindrucksvoll erzählen konnte. Er saß 27 Jahre im Gefängnis und wurde kurz nach seiner Entlassung zum Bischof von Shanghai ernannt. Er war ein Zeitzeuge für die Entwicklungen und das Leben der Christen in Shanghai über 75 Jahre.⁴

Seit der Jahrtausendwende bemüht sich der Vatikan um Gespräche mit China. Ein Abkommen, das vor allem die Bestellung von Bischöfen regeln soll, ist 2018 unterzeichnet worden und soll nun um weitere Jahre verlängert werden. Es kann der Weltkirche nicht gleichgültig sein, wie es den Christen in China geht. So wird dieses Abkommen jenen gegenüber begründet, die daran Kritik üben. Papst Benedikt hatte den Vertrag vorgeschlagen und Papst Franziskus hat jüngst gegenüber Journalisten gesagt, im Gespräch mit China müsse im Zeitraum eines Jahrhunderts gedacht werden, nicht in Jahrzehnten.

China beantwortet die Bemühungen eher schroff. Die Umerziehung der Uiguren wird als Maßnahme der Terrorprävention bezeichnet. Das Wirken christlicher Orden immer mehr eingeschränkt. Die Devise im Umgang mit Religionen lautet: Sie müssen chinesisch sein.

Religionsfreiheit ist ein universal gültiges Menschenrecht. Seine Achtung und Missachtung sagt viel über Gesellschaften und deren Regierungen. Möglicherweise liegt im Gespräch über Religionen und Religionsfreiheit ein Schlüssel für künftige Dialoge.

6.

Der Ausblick auf die nächste Dekade der diplomatischen Beziehungen lässt erkennen, dass Weichen gestellt werden müssen.

Bisherige Abkommen haben Früchte gebracht. Unübersehbar ist aber auch, dass an die Stelle von wechselseitiger Neugierde viel Skepsis getreten ist.

„Der Westen“ gilt in China mehr und mehr als Gefahrenquelle. Das Land zeigt sich verschlossen wie lange nicht mehr. Die Pandemie hat, wie in vielen anderen Feldern auch, Schwachstellen im Umgang miteinander sichtbar werden lassen. Deutschland und Europa brauchen einen langen Atem, um selbstbewusst die Beziehungen mit China zu gestalten. Ebenso bedeutsam ist der strategische Ausbau der Chinakompetenz in Europa. In China gibt es mehr Wissen über Deutschland und Europa als umgekehrt. Daran muss gearbeitet werden. Es müssen neue Chancen und Wege des Dialogs erkundet werden. Es braucht Vereinbarungen über die Art und Weise, wie Dialogforen

⁴ Ich hatte die Gelegenheit, den Bischof im Jahre 2008 in Shanghai zu besuchen. In den Gesprächen mit ihm habe ich so viel über China lernen können wie in wenigen Begegnungen.

künftig arbeiten können. Wie wird die wissenschaftlich-technologische Zusammenarbeit fortgesetzt und erweitert im Blick auf die bereits genannten Zukunftsthemen? Beziehungen und Vertrauen sind schnell ruiniert. Der Aufbau braucht dann viel Zeit. China muss bald Zeichen setzen, wie es sich Diplomatie und Völkerverständigung in Zukunft vorstellt. Deutschland braucht eine Strategie, aus der ersichtlich wird, welche Haltungen, Interessen und Werte für die kommende Dekade leitend sein werden.⁵ ▲

Annette Schavan

war Bundesministerin für Bildung und Forschung von 2005 bis 2013 und leitet seit 2018 das Deutsch-Chinesische Dialogforum gemeinsam mit dem früheren chinesischen Forschungsminister WAN Gang.

⁵ Die Bundesregierung hat angekündigt, im Frühjahr 2023 eine integrierte Chinastrategie vorzulegen.

Wissenschaft | 科学



Stimmen 2 bis 16



Doris Fischer
Nadine Godehard
Andreas Guder
Julia Haes & Klaus Mühlhahn
Mareike Ohlberg
Ada Pellert
Birgitt Riegraf
Michael Saliba
Ruth Schimanowski
Erich Thies
Thomas Vietor
Joachim von Braun
Ralph Weber
Marion Weissenberger-Eibl
Yan Xu-Lackner



Doris Fischer

费多丽

Kompetenz und Hausaufgaben

声音 2

Zum Umgang mit Chinas wirtschaftlichem Aufstieg

Gut fünfzig Jahre nach Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und China wird in Deutschland viel darüber diskutiert, wie wir in Zukunft mit China umgehen sollten. Und fast alle diese Diskussionen kommen irgendwann zu dem Punkt, an dem sie feststellen, dass wir a) mehr Chinakompetenz in Deutschland brauchen und b) „unsere Hausaufgaben“ machen müssen.

Beiden Feststellungen ist gemein, dass sie sich im Kern auf Deutschland beziehen. Chinas neue Rolle in der Welt, die Entwicklungen in China, die wachsende wirtschaftliche Macht Chinas sind der Auslöser dieser kritischen Nabelschau. Zugleich ist der Konsens, der sich seit langem gerne in den Diskussionen über diese beiden Forderungen einstellt, etwas besorgniserregend. Eine weitere Ausdifferenzierung der Forderungen erfolgt nämlich meist nicht. So drängt sich der Verdacht auf, dass die Einigung auf das im Prinzip Erforderliche zwar zur Befriedung der jeweiligen Diskussion beiträgt, zugleich aber auch zu einer gewissen Kuschellähmung führt.

Vielleicht bedarf es zunächst einer Klärung, was mehr Chinakompetenz und die besagten Hausaufgaben nicht bedeuten sollten:

Zunächst ist mehr Chinakompetenz nicht mit weniger Meinungsvielfalt gleichzusetzen. Das gilt schon für das Verständnis von Chinakompetenz: Für die Einen wäre angesichts der insgesamt geringen Präsenz von chinabezogenen Unterrichtsinhalten in der deutschen Schulausbildung schon viel gewonnen, wenn sich in der deutschen Gesellschaft eine realistische Vorstellung der Größe und Vielfalt Chinas verbreitete und einige Städtenamen jenseits von Beijing und Shanghai (sowie neuerdings Wuhan) bekannt wären. Für Andere ist Chinakompetenz ohne profunde Sprachkenntnisse und längere Aufenthalte in China nicht einmal ansatzweise denkbar. Sicher sollte die geforderte größere Chinakompetenz in der Gesellschaft nicht mit dem Ausbau von Expertenwissen zu China verwechselt werden, (obwohl dieser auch sehr sinnvoll wäre).

Ungeachtet dessen, wie hoch die Messlatte für Chinakompetenz angesetzt wird: Denjenigen, die mehr Chinakompetenz fordern, weil sie sich dadurch mehr Unterstützung ihrer eigenen Sichtweise auf China versprechen, werden enttäuscht sein: Mehr Chinakompetenz führt eher zu mehr Diversität in den Meinungen. Chinakompetenz fordert und erlaubt Grautöne! Mehr persönliche Erfahrung in und mit China führt in der Regel dazu, dass Schwarz-Weiß-Malerei schwieriger wird. Und das ist gut so. Dies gilt auch mit Blick auf die Forderung, dass wir „unsere Hausaufgaben“ machen müssen.

Denn diese Hausaufgaben bestehen sicher nicht darin, Chinas ökonomische „Rezepte“ holzschnittartig zu kopieren. Weder wäre es zielführend, deutschen Arbeitnehmern in Anlehnung an China eine „996“ Arbeitskultur abzuverlangen, noch ist es hilfreich, mit einfachem Verweis auf China die Über-

legenheit von staatlicher Industriepolitik zu konstatieren und deren Nachahmung vorzuschlagen. Genauso wenig wie man Elemente der deutschen Wirtschaftsordnung einfach in andere Länder verpflanzen kann, würde es gelingen, Chinas wirtschaftspolitische Rezepte bei uns zu kopieren. Gleichwohl zeugte es von Chinakompetenz, derartige Phänomene und wirtschaftspolitische Ansätze in den chinesischen Kontext einordnen zu können, anstatt sie nur als Schlagworte zu benutzen.

Es ist offensichtlich, dass China uns herausfordert, vielleicht auch aus der einen oder anderen Komfortzone herausbugsiert. Es gibt viele Möglichkeiten, auf diese Herausforderung mit Hausaufgaben und Chinakompetenz zu reagieren. Drei Ansätze seien im Folgenden kurz vorgeschlagen:

1. Eine Zukunftsidee entwickeln

Für eine lange Zeit konnte man in den alten Industrieländern von der Überlegenheit des „westlichen“ Weges der Industrialisierung überzeugt sein. Erst mit dem Aufstieg Chinas, der zugleich Wege für weitere große Schwellenländer aufzuzeigen scheint, ist deutlich geworden, dass das Entwicklungsmodell der von fossilen Rohstoffen angetriebenen Industrialisierung die Zukunft der Menschheit auf diesem Planeten erheblich gefährdet. Manche Experten hatten das schon früher erkannt, aber erst dadurch, dass China zu einem industriellen Powerhouse geworden ist, wurde das Dilemma für (fast) alle offensichtlich. Die Beantwortung der Frage, wie industrielle Entwicklung und „Wohlstand für alle“ global innerhalb der planetarischen Grenzen gelingen kann, steht auch in China noch aus. Gleichwohl gelingt es der chinesischen Regierung, Narrative für die Welt der Zukunft anzubieten und damit international zu punkten. Wenn der „Westen“ oder Deutschland sich darauf beschränkt, China als Gefahr zu sehen, ohne gleichzeitig ein positives Leitbild für die Zukunft der Welt zu transportieren, wird dies in China und international kaum beeindrucken.

2. Mit Chinas Größe richtig umgehen

Eine wesentliche Herausforderung des ökonomischen Aufstiegs Chinas besteht in der Größe des Landes bzw. seiner Bevölkerung. Nun sind weder geographische Ausdehnung noch eine große Bevölkerung per se Garantien für ökonomische Größe. China war auch schon vor dem Beginn der Reformen ein flächenmäßig großes Land. Erst durch den Anstieg des durchschnittlichen Pro-Kopf-Einkommens ist China nach ökonomischer Lehrbuchdefinition zu einem großen Land geworden. Die Standardmodelle der internationalen Wirtschaftsbeziehungen gehen davon aus, dass jedes einzelne Land ökonomisch klein ist, also die Weltmarktpreise nicht beeinflussen kann. Für China gilt das häufig nicht: Steigt in China die Nachfrage nach einem bestimmten Gut, gehen die Weltmarktpreise nach oben; bricht in China die Nachfrage für einen bestimmten Rohstoff ein, gehen die Weltmarktpreise nach unten. Diese Größe kann von Vor- und von Nachteil sein.

Die chinesische Regierung ist wegen der möglichen Nachteile weniger geneigt, sich für die Versorgung ihrer Bevölkerung allein auf internationale Märkte zu verlassen. Zugleich ist sie sich des Pfundes, das ein großer vereinheitlichter Binnenmarkt und die ökonomische „Größe“ im internationalen Wettbewerb darstellen, nur allzu bewusst. Daher setzt die chinesische Politik für die Zukunft noch mehr als früher auf die Zugkraft dieses großen Marktes, den sie im Rahmen ihrer „dual circulation“-Politik stärken will. Für ausländische Firmen ist das attraktiv. Aus rein betriebswirtschaftlicher Sicht wäre es leichtfertig von ihnen, einen so großen Markt zu ignorieren.

Andererseits bedeutet die Größe Chinas aber auch, dass wir uns nicht von großen absoluten Zahlen beeindrucken lassen sollten. Oftmals ist es sinnvoll, die großen absoluten Zahlen, die aus China berichtet werden, auf Köpfe oder Quadratmeter zu verteilen. Häufig relativiert das – gerade auch im Vergleich – deren furchteinflößende Wirkung. Wo China in absoluten Zahlen die Nummer eins ist, muss das relativ gesehen noch lange nicht der Fall sein. Und in vielen Fällen ist ohnehin ein Vergleich mit Europa angemessener als mit Deutschland.

3. China global denken

Die beiden Jahrzehnte, die seit Chinas Beitritt zur Welthandelsorganisation vergangen sind, stehen für einen rasanten Prozess der Globalisierung. Zu diesem gehört, dass chinesische Firmen sich zunehmend im Ausland engagieren. Folglich stoßen deutsche Firmen vermehrt in Drittmärkten auf

chinesische Konkurrenten, gelegentlich kooperiert man dort auch. Die globale Ausdehnung von chinesischen Wirtschaftsakteuren und -aktivitäten bedeutet, dass ein strategischer Zugang zu China sich nicht auf die bilaterale Perspektive beschränken sollte. Unternehmen, die nicht mit chinesischen Firmen zusammenarbeiten wollen, müssen sich zumindest darauf einstellen, mit diesen zu konkurrieren, wenn nicht in China, so doch auf Drittmärkten. Entsprechend ist Chinakompetenz nicht nur für die Interaktion mit und in China notwendig, sondern eine wichtige Hilfestellung für den Wettbewerb in anderen Marktumgebungen. Die Hausaufgabe besteht in diesem Fall darin, den Blick für die globalen politischen Dynamiken zu lenken und die Auswirkungen des eigenen Handelns auf die Beziehungen mit China, aber auch auf globale Konstellationen zu schärfen. ▲

Doris Fischer

Doris Fischer ist Professorin für China Business and Economics an der Universität Würzburg. Sie war Gastprofessorin für Chinese Economics an der Seikei University of Tokyo. Schwerpunkte ihrer Arbeit: Analysen zu Wettbewerb, Industriepolitik, Regulierung sowie Innovation in China. Sie leitet Forschungsprojekte zu Fragen der politischen Steuerung in China bezüglich erneuerbarer Energien sowie zur Bedeutung des Sozialkreditsystems für Unternehmen. Doris Fischer studierte BWL und Sinologie an der Universität Hamburg und war als Doktorandin für längere Aufenthalte als DAAD-Stipendiatin in Wuhan und Beijing. Sie war 9 Jahre Sprecherin des Arbeitskreises sozialwissenschaftlicher Chinaforschung. Sie war Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Asienkunde und Vorsitzende der Expertengruppe für die Deutsch-Chinesische Plattform Innovation des BMBF. Jetzt ist sie Vizepräsidentin für Internationalisierung und Alumni der Universität Würzburg und auch Mitglied im Vorstand des China Competence Centre (CCCUW) der Universität.

Nadine Godehardt

高亭亭

Was nicht mehr sichtbar ist

声音 3

Drei Jahre war ich nicht mehr in dem Land, das ich seit knapp 20 Jahren versuche zu verstehen. Bis dahin bin ich fast jedes Jahr nach China gereist. Seit meiner ersten Begegnung mit der chinesischen Gesellschaft, Kultur und Sprache ist dies der längste Zeitraum, in dem ich ohne persönliche Eindrücke China analysiere. Dazu kommt die Ungewissheit darüber, wann Forschungsreisen ohne Quarantäne wieder möglich sein werden und wie Forschung vor Ort, also Gespräche mit chinesischen Kolleg*innen, Konferenzteilnahmen, Lernen, Lehren und Reisen in China, dann ablaufen werden. Ich ertappe mich oft bei dem Gedanken, dass China heute viel weiter von mir entfernt ist als zu Beginn meiner Studienzeit. Dabei war ich damals völlig unvorbereitet auf dieses unfassbar komplexe, spannende und oftmals auch verstörende Land.

Als einer von vielen Menschen auf dieser Welt, der mit einer Rechtschreibschwäche zu kämpfen hat, und für den „richtig schreiben“ schon in der Muttersprache nur mit viel Mühe, Ausdauer, und Geduld überhaupt möglich war, ist es eine zusätzliche Einschränkung nicht mehr direkt vor Ort sein zu können. In all den Jahren, in denen ich in die Beschäftigung mit China hineingewachsen bin, habe ich meine größten Lernsprünge immer vor Ort gemacht. Sprache und Kontext, Bild und Text, beides gehört für meinen Kopf zusammen. Ein Teil von mir muss sich in eine Situation hinein fühlen, um bestimmte Aussagen schlichtweg einordnen zu können. All das fehlt gegenwärtig und beeinträchtigt – je länger dieser Zustand anhält – auch die Art und Weise wie ich als Forscherin auf China blicke, gesellschaftliche oder politische Diskurse einordne und analysiere.

In den Jahren, in denen ich regelmäßig in China unterwegs war, habe ich neben meiner Forschungstätigkeit viele persönliche Erlebnisse aufgeschrieben. Mittlerweile ist dies zu einer losen Sammlung von Gedanken, Gedichten und Geschichten angewachsen. Sehr typisch für Menschen mit Schreibschwäche geht es vor allem darum, zu schreiben, ohne dabei zu denken. Mit anderen Worten: es geht um intuitives Schreiben, durch das die Angst vor dem Schreiben und den eigenen Fehlern über die Zeit mehr und mehr abnimmt. Das Spektrum meiner Beschäftigungen mit China umfasst daher einerseits meine ganz persönlichen Gedankenspiele und andererseits meine Tätigkeit im professionellen Kontext. Die beiden folgenden Texte spiegeln diese Vielfalt wider.

Über Peking und Berlin (Herbst 2014)

In Peking begegne ich Vielen und Keinem. Dort laufe ich ohne Fixpunkt durch die Stadt. Bin nicht Teil von irgendwem oder irgendwas und fühle mich doch verbunden. Bei Nacht und in der Dunkelheit sehe ich wie die Arbeiter*innen bei provisorisch aufgebauten Garküchen billiges Essen kaufen. Sie sind müde, erschöpft, einsam, und wollen einfach nur sitzen und essen. Ich sehe wie Menschen

mit Decken aus Lkw-Planen eingewickelt auf der Suche nach einem Schlafplatz umherziehen, bis sich niemand mehr darum kümmert, dass es sie gibt. An der nächsten Ecke lande ich in einem der vielen Pekinger Spätis, kaufe ein Bier und ziehe weiter. Es ist Herbst, doch die Blätter sind nicht bunt, sondern staubig. Hier hat alles einen Grauschimmer, selbst die Dunkelheit. In Berlin würde ich niemals durch diese Straßen ziehen, bei Nacht, alleine, hier bin ich jemand, der nicht gefährlich werden kann, der egal ist, den man getrost ignorieren kann. Was mache ich hier? Ohne ihn, sie, uns laufe ich durch die Stadt und rieche mich in dieses Leben. Ein Leben im Jetzt, ohne Fixpunkt, ohne Fallenlassen, ein Leben bis morgen früh.

Ich vermisse Berlin und doch laufe ich durch diese Stadt und sehe in ihr auch etwas von Berlin. In Peking wird auch ständig gebaut, abgebaut, neu gebaut, allerdings auch umgesiedelt und ausgesiedelt. Ständig muss diese Stadt sich neu erfinden. Ich denke an diejenigen, die für 2 Yuan den ganzen Tag Metro fahren, nie aussteigen, schlafen, sondern in der U-Bahn leben bis sie schließt und dann irgendwohin verschwinden bis die Türen wieder öffnen. Um zu sehen, was es eigentlich nicht gibt, muss ich doch eine ganze Weile herumfahren. Diese Orte, die niemals Heimat werden und doch Heimat sind. Orte, die wehtun. Es gibt sie von Berlin bis Peking, und ich muss über die Idee, Träume leben zu können, laut lachen. Vielleicht sehen wir alle diese Nischen woanders, um dann zu begreifen, was wir gut festhalten müssen und wieviel es wert ist, Heimat, Fixpunkte oder Routinen zu kennen und sich darauf auch noch verlassen zu können. In Peking weiß ich nur, es ist Herbst – auch hier.

*China 2030 (2018)*¹

Im Oktober 2018 war ich an der Pekinger Fremdsprachenuniversität und habe einen Kurs über Geopolitik angeboten. Schon damals war es nicht ganz einfach, eine Diskussion zwischen den chinesischen Student*innen über dieses Thema zu entfachen. Eine Aufgabe des Kurses bestand daher darin, eine fiktionale Geschichte über die Zukunft Chinas im Jahr 2030 zu verfassen und in der Gruppe zu diskutieren. Vier Gruppen, vier Texte, vier unterschiedliche Perspektiven. Gemeinsam ist den Texten der Fokus auf die digitale Technologisierung aller Bereiche der chinesischen Gesellschaft. Darüber hinaus geht es darin direkt oder indirekt immer auch um die Loyalität der Protagonisten – entweder gegenüber einer Regierung oder einem Unternehmen. So zum Beispiel in der Vision über die Allmacht eines Alibaba-ähnlichen Unternehmens und die Auswirkungen auf das gesellschaftliche Zusammenleben. Dieses Unternehmen kontrolliert im Jahr 2030 die chinesische und globale Digitalwirtschaft. Erzählt wird die Geschichte eines Mitarbeiters, der aufgrund des Berichtes über seine zehnjährige Tätigkeit in der Firma befördert und in die sonderbare Abteilung „Sonderservices“ versetzt wird. Entscheidend dafür war allerdings nicht seine Fähigkeit, kritisch zu denken (0 von 100 Punkten), sondern seine Loyalität (100 Punkte), da er „nie Befehle hinterfragt hat“. Mit der Zeit stellt sich heraus, dass diese Abteilung willkürlich Taobao-Konten benutzt hatten, um „Prominenten“ [gemeint, so scheint mir, sind Kader, N.G.] dabei zu helfen, „ihre illegalen Einkommen zu legalisieren“. Als dies dem Mitarbeiter auffiel, hielt er den Mund und machte einfach weiter trotz seines Unbehagens.

Eine andere Erzählung handelt von Herrn Qian, der wegen Steuerhinterziehung zehn Jahre in einem Shenzhener Gefängnis saß und „in Sträflingskleidung“ auf Feldern „Unkraut jätete“. Jetzt ist er mit der intelligenten Stadt Shenzhen konfrontiert, in der er sich kaum zurecht findet aufgrund von selbstfahrenden Autos, Solar-Energiesparhäusern, allgegenwertigen Scannern, die persönliche Informationen speichern oder Türen, die nur noch mit Spracherkennung öffnen. Die Arbeitssuche funktioniert nur noch über kodifizierte Qualifikationen (1 bis 100 Punkte). Dabei werden die Punktzahlen der Bewerber*innen automatisch generiert, Bewerbungsgespräche im klassischen Sinne sind nicht mehr notwendig. Bei Herrn Qian ist die Loyalitätsquote aufgrund seiner Vergehen im Jahr 2018 sehr niedrig, und auch sein Gefängnisaufenthalt hat diese kaum verbessert. Da er aber erst 40 Jahre

¹ Zitate aus den Originaltexten der Student*innen sind gekennzeichnet.

alt ist und alle anderen Bewerber*innen deutlich älter sind, bekommt er den Job. Auflage ist, dass er jede Woche einen Loyalitäts-Test macht. Mit diesen regelmäßigen Tests kann er dann nach und nach seine Punktzahl erhöhen. Herr Qian ist erleichtert, und fasst neue Hoffnung. Mit solch einer Chance hat er nicht mehr gerechnet, deshalb „möchte er lernen, sich an diese neue Stadt und ihre neuen Technologien anzupassen“.

Heutzutage ist es kaum vorstellbar, als Ausländerin überhaupt noch einen Kurs zum Thema Geopolitik an einer chinesischen Universität unterrichten zu können. Höchstwahrscheinlich würden chinesische Student*innen heute auch ganz andere Texte schreiben. Denn die Zukunftsvisionen von 2018 waren durchaus kritisch, wenn auch gleichzeitig in gewisser Weise loyal. Sie spiegelten ganz spezifische Ängste und Sorgen der Student*innen wider. Vor allem aber thematisieren sie den Respekt vor dem Leben, das sie nach der Universität erwarteten würde: ein Leben im System.

Was mich an diesen Erlebnissen und Gedanken erstaunt, ist, dass ich in all meinen Aufenthalten nie nur das China gesehen habe, das ich sehen sollte. Es war immer mehr. Und meine größte Sorge ist, dass selbst wenn es für mich wieder möglich sein wird nach China zu reisen, genau das nicht mehr sichtbar ist. Das wäre nicht nur ein herber persönlicher Verlust. Viel schlimmer: wenn Forscher*innen nur noch Fassaden sehen dürfen und analysieren können, welche Aussagen können wir dann wirklich noch über die Zukunft Chinas und die deutsch-chinesischen Beziehungen machen? ▲

Dr. phil. Nadine Godehardt

ist seit 2013 Wissenschaftlerin in der Forschungsgruppe Asien der Stiftung Wissenschaft und Politik (SWP) in Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Diskurse der chinesischen Außenpolitik, Globale Konnektivität und Geopolitik, sowie Auswirkungen von Chinas Aufstieg auf die Weltpolitik. Studium der Politikwissenschaft, Philosophie, und Sinologie an der Eberhard Karls Universität Tübingen und der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Promotion über die chinesische Politik gegenüber Zentralasien sowie die Konstitution von politischen Regionen an der Universität Hamburg. Forschungs- und Lehraufenthalte an der Nanjing Universität, der Peking Universität, der Chinesischen Akademie der Sozialwissenschaften (CASS), der China Foreign Affairs University (CFAU) sowie der Beijing Foreign Studies University (alle VR China).

Andreas Guder

顾安达

Chinesisch als Fremdsprache: Von den Dimensionen des Lernens und Verstehens

声音 4

In den späten 1980er Jahren begann ich neben dem Germanistikstudium, Chinesisch zu lernen – vor allem aus Begeisterung für die chinesische Schrift, die sich so fundamental von einer Alphabetschrift unterschied – von China selbst hatte ich keine Ahnung. Es waren Tausende, die damals im Zuge der Reform- und Öffnungspolitik Chinas Chinesisch lernen wollten. Aber die Chinesischlehrwerke der damaligen Zeit bestanden in China wie in Europa vor allem aus einzelnen Sätzen mit wenig brauchbaren Vokabeln, sie führten weder zu Kommunikationsfähigkeit noch zu einem tieferen Verständnis chinesischer Lesetexte. Und die Lehrkräfte selbst waren häufig Gastdozenten aus chinesischen Partneruniversitäten, oft ohne Deutschkenntnisse, die die Methodik ihres selbst erfahrenen Englischunterrichts in China auf uns erwachsene Chinesischlerner übertrugen, ohne uns irgendetwas erklären zu können. Weder wurde uns die innere Logik der Schriftzeichen noch die topic-prominente Struktur chinesischer Syntax deutlich gemacht, die erst zum Tragen kommt, wenn die Grenze des einzelnen Satzes überschritten wird. Ein paar Jahre später beschloss ich, mich mit Fremdsprachendidaktik Chinesisch zu befassen.

Heute, 30 Jahre später, haben sich nicht nur die deutsch-chinesischen Beziehungen, sondern auch der Chinesischunterricht enorm weiterentwickelt: Neben 25 chinawissenschaftlichen Instituten an deutschen Universitäten ist Chinesisch an über 100 weiterführenden Schulen in 14 Bundesländern reguläres Schulfach, es existieren Rahmenlehrpläne für den schulischen Chinesischunterricht sowie Regelungen für Abiturprüfungen im Grundkurs Chinesisch.

Ab den 2000er Jahren erfuhr das Fach Chinesisch als Fremdsprache zusätzlich von chinesischer Seite Unterstützung. China trat der WTO bei, und die sich stetig intensivierenden Handelsbeziehungen sowie die Gründung zahlreicher Konfuzius-Institute beflügelten die Popularität des Chinesischen als Fremdsprache in Deutschland. Heute lernen etwa 5.000 Schüler bundesweit Chinesisch als zweite, dritte oder spät beginnende Fremdsprache (in Frankreich oder Italien deutlich mehr), etwa ebenso viele studieren die Sprache an den chinawissenschaftlichen Instituten der Hochschulen.

Im Fachverband Chinesisch stellen wir im Gespräch und in unseren Studien mit Lehrkräften fest, dass sich das Schulfach Chinesisch nicht nur, wie häufig angenommen, für besonders begabte Schülerinnen und Schüler eignet. Sein Potenzial entfaltet das Fach vor allem in der Faszination des „Anderen“, der chinesischen Kultur, seiner Schrift und Sprache. Ob durch das schriftsystembedingte, Konzentration stärkende Handschrifttraining oder in einer durch den Erwerb einer „ungewöhnlichen“ Sprache gestärkten Persönlichkeit – im Schulfach Chinesisch liegen zahlreiche Effekte, die das allgemeine Bildungsziel der Persönlichkeitsentwicklung unterstützen und das methodische

Repertoire dazu erweitern. Vor allem aber wird durch die Beschäftigung mit der chinesischen Welt, ihren historischen Entwicklungen und kulturellen Wertesystemen und durch direkte Erfahrungen wie Schüleraustausch im Rahmen gegenseitiger Besuche auf beiden Seiten die Fähigkeit zur Entwicklung eines Bewusstseins für die Komplexität unserer diversen Welt und damit die mehr denn je wichtige Fähigkeit zum Perspektivwechsel befördert.

Hierin liegen die Stärken des Schulfachs Chinesisch, dessen Ziel es angesichts des begrenzten Unterrichtsumfangs nicht sein sollte, in utilitaristischer Weise berufstaugliche Kommunikationskompetenz in Wort und Schrift im Chinesischen zu erwerben, sondern China bei seinem atemberaubenden Aufstieg aufgeschlossen, kritisch und kompetent zu begleiten und dabei einen sprachlichen und kulturellen Einstieg in eine Welt außerhalb Europas zu erhalten, wie er in den kommenden Jahrzehnten zunehmend gefragt sein wird.

Leider ist Chinesisch – entgegen manchen Behauptungen – letztlich doch eine schwierige Sprache: Seit Jahrzehnten zeigen Studien, dass Europäer für ein bestimmtes Sprachniveau im Chinesischen die doppelte bis dreifache Zeit gegenüber einer europäischen Fremdsprache brauchen. Das komplexe Schriftsystem, die Tonalität, die phonetische Ähnlichkeit der Wörter, die Fremdheit von Namen, Begriffen und deren Kulturgeschichte führen dazu, dass Lernziele und vor allem Lernzeiten gegenüber europäischen Sprachfächern modifiziert werden müssen. Viele fachdidaktische Fragen, die in der europäischen Fremdsprachendidaktik so nicht gestellt werden, bedürfen noch der Erforschung, beispielsweise das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftsystem im Unterricht, von gesprochenem Chinesisch und Schriftsprache, der große Unterschied zwischen digitalem und manuellem Schreiben, vor allem aber auch die Diskussion zu Inhalten und Anteilen chinakundlichen Wissens und transkultureller Kompetenzen im Schulfach Chinesisch, zum Umgang mit bilingualen Schülerinnen und Schülern und viele weitere Aspekte.

Um den Chinesischunterricht mit Leben zu füllen, sollte aber vor allem das Leben und Denken, der Alltag der Menschen im Vielvölkerstaat China selbstverständlicher Teil des Spracherwerbs sein. Unsere Gesellschaft erfährt viel zu wenig über das reale Leben der Menschen, welche Gedanken, Visionen und Sorgen die Menschen in China bewegen. Leider haben sich die Möglichkeiten, an diesem Leben teilzuhaben, in jüngerer Zeit beträchtlich reduziert – auch durch die *Great Firewall* und Chinas Entkopplung der digitalen Systeme. Neugier auf China und Chinesisch aber braucht Motivation!

In Deutschland wiederum wird an vielen Sprachlehrinstituten – nicht zuletzt aus einer ökonomischen Haltung heraus – erwartet, dass man sich im Hinblick auf Lernziele an den Vorgaben „üblicher“ Fremdsprachen zu orientieren habe. Dabei ist aus chinesischer Perspektive die sogenannte „Fremdsprache“ Englisch im Grunde ein Dialekt des Deutschen (oder umgekehrt). Das Erlernen „echter Fremdsprachen“ gehört bis heute nicht zu unserem Bildungskanon – anders als in China. Mit dieser eurozentrischen Haltung wird fortgeschrittenes Erlernen des Chinesischen oder anderer außereuropäischer Kultursprachen jedoch im Keim erstickt, denn professionelle Chinesischkenntnisse in Wort und Schrift lassen sich auch im Rahmen von 50 Leistungspunkten an der Universität kaum erreichen. Und wertgeschätzt werden sie allenfalls ideell, gute Chinesischkenntnisse eröffnen in Europa jedoch bis heute keine Karrieren. Um einander tatsächlich auf Augenhöhe zu begegnen, brauchen wir eine Gesellschaft, in der Kompetenzen in außereuropäischen Fremdsprachen besonders honoriert werden.

Und die chinesische Sprache und Schrift stellen für jede und jeden, der sich auf sie einlässt, einen vollkommen neuen und faszinierenden Kosmos dar: Eine andere Schrift, eine fremde Geschichte und unzählige unbekanntes Geschichten, eine neue Philosophie wollen entdeckt und verstanden werden. Zahllose Begrifflichkeiten, die im europäischen Denken nicht existieren, machen die chinesische Sprache, die chinesische Welt zu einem Lernziel, bei dem wir etwas über uns selbst, aber auch über die Vielfalt menschlicher Kultur erfahren. Dazu müssen wir aber zunächst bereit sein, den

chinesischen Kulturraum unserem (kleineren) europäischen Kulturraum gegenüberzustellen, China gewissermaßen wie einen Kontinent zu betrachten.

Angesichts der Debatte um unsere Auseinandersetzung mit China hat der Fachverband Chinesisch 2022 eine „Tübinger Erklärung zu Entwicklung und Ausbau von Chinakompetenz in der Bundesrepublik Deutschland“ veröffentlicht. In dieser wird mehr Chinawissen in den Schulen, interdisziplinäre Wissenschaft, Chinesischunterricht und Förderung bilingualer junger Menschen gefordert. Vor allem aber ist, wie oben bereits erwähnt, eine Förderung des individuellen Austauschs auf beiden Seiten unabdingbar. Austausch mit China ist immer eine interkulturelle Herausforderung und selbst bei optimierter Nutzung digitaler Formate kostspielig: Kommunikative Strukturen, Hierarchien und Zielsetzungen sind kulturellen und gesellschaftlichen Faktoren unterworfen, sie müssen in komplexen Gesprächen miteinander erarbeitet werden. Personen, die seit Jahrzehnten kompetent interkulturelle Kontaktarbeit und Begleitung leisten, sollten entsprechende Wertschätzung bei der oft mühsamen Anbahnung und Betreuung solcher Kontakte erfahren – hierzulande wie in China. Es ist daher ein von mir lange erhoffter Schritt in die richtige Richtung, dass auf Bundesebene Strukturen (wie das von der Stiftung Mercator und dem Goethe-Institut 2020 gegründete Bildungsnetzwerk China als private Initiative) geschaffen werden, die entsprechende chinabezogene Aktivitäten bündeln und unterstützen können.

Seit der Pandemie ist der für unser Verständnis Chinas und des Chinesischen entscheidende individuelle Austausch mit China allerdings zum Erliegen gekommen. Seine Revitalisierung in den kommenden Jahren erfordert umfassende finanzielle Förderung und erfahrene Akteure auf beiden Seiten – und er muss von beiden Seiten gewollt werden! Mit jedem Film, jedem Buch, in jedem Gespräch mit China stelle ich fest, dass ich, dass wir noch viel zu wenig übereinander wissen. Stattdessen scheinen sich Feindbilder zu zementieren, die unsere Welt nicht brauchen kann. Aus meiner Sicht gibt es bei allen politischen Meinungsverschiedenheiten auch in den nächsten 50 Jahren nur den einen Weg: Den des fortgesetzten gegenseitigen Lernens, und er braucht unser aller Unterstützung. ▲

Prof. Dr. Andreas Guder

*(*1966), Studium in München, 1991/92 Austauschstipendiat an der Peking-Universität, M.A. Deutsch als Fremdsprache 1995, Promotion 1999 in Sinologie zu Chinesischunterricht. 1998-2002 DAAD-Lektor in Peking, 2003-2006 Juniorprofessor für chinesische Sprache und Übersetzung in Germersheim, 2006-2016 Leiter des Studienbereichs Chinesische Sprache an der FU Berlin, danach Professor für Fachdidaktik Chinesisch in Göttingen. Seit 2019 Professor für Didaktik des Chinesischen sowie Sprache und Literatur Chinas an der FU Berlin, wo er derzeit einen Lehramtsstudiengang für das Schulfach Chinesisch entwickelt. Seit 2004 Vorsitzender des bundesweit tätigen Fachverbands Chinesisch e.V.*

Julia Haes & Klaus Mühlhahn

合瑜丽 余凯思

Über die Wissenschaftliche Zusammenarbeit mit China

声音 5

Seit der Unterzeichnung des Regierungsabkommens zur wissenschaftlich-technologischen Zusammenarbeit im Jahr 1978 wurde der wissenschaftliche Austausch zwischen China und Deutschland immer enger und intensiver. In den letzten Jahrzehnten haben deutsche Wissenschaftler in China und mit chinesischen Kollegen an den großen wissenschaftlichen Themen unserer Zeit geforscht, wie zum Beispiel der Gravitationswellenastronomie, der Reduktion von Treibhausgasemissionen und der Weiterentwicklung von Energiespeicherung. Der DAAD und andere Förderinstitutionen unterstützten zahlreiche Projekte mit chinesischen Partnern in den Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften.

Aus keinem Land kommen mehr Studierende nach Deutschland als aus China. Im Wintersemester 21/22 waren es trotz der Pandemie ca. 43.000. Als Zielland für deutsche Studierende rangierte China vor der Corona-Pandemie auf Rang 6 und somit unter den Top Ten. Auch für die Forschung ist die Zusammenarbeit mit China bedeutsam. Als Co-Publikationsland Deutschlands für wissenschaftliche Veröffentlichungen lag China mit Rang 6 ebenfalls unter den Top Ten. 219 deutsche Hochschulen kooperieren mit 357 chinesischen Hochschulen und 25 sonstigen Einrichtungen. Also eine Erfolgsgeschichte?

Nicht unbedingt. Der wissenschaftliche Austausch mit China ist neuerdings unter Verdacht geraten. Bundesforschungsministerin Bettina Stark-Watzinger hat anlässlich des 50. Jahrestages der wissenschaftlichen Kooperationen mit China nicht zu ausgelassenem Feiern, sondern zu Wachsamkeit aufgerufen. „Die deutsch-chinesischen Beziehungen müssen immer wieder kritisch hinterfragt werden, gerade mit Blick auf die Forschungsk Kooperation“, sagte die FDP-Politikerin der Deutschen Presse-Agentur. China sei immer mehr vom strategischen Partner zum harten Wettbewerber und systemischen Rivalen für Deutschland und die EU geworden.¹ Viele in Deutschland sind der Auffassung, die Forschungsk Kooperationen seien unfair und würden einseitig China nützen. Unabhängige Zusammenarbeit sei „eine Illusion“. Für DAAD-Präsident Joybrato Mukherjee geht gar die Ära der partnerschaftlichen Beziehungen zwischen China und Deutschland zu Ende, stattdessen trete man auch auf dem Feld des akademischen Austauschs „in eine Phase wachsender Systemrivalität“ ein.

Nach 50 Jahren erfolgreicher und immer intensiverer Kooperation ist somit gegenseitiges Misstrauen an die Stelle des Glaubens an den gemeinsamen Nutzen von wissenschaftlicher Zusammen-

¹ Forschungs-Ministerin sieht in China „systemischen Rivalen“ in Forschung und Lehre <https://www.forschung-und-lehre.de/politik/forschungsministerin-sieht-in-china-systemischen-rivalen-5083>

arbeit getreten. Die Covid-Pandemie hat viele Formen der deutsch-chinesischen Zusammenarbeit behindert. Das hat in beiden Ländern ein seltsames Gebräu aus Isolationismus und Nationalismus gären lassen. Wir leben in einer Zeit der Deglobalisierung. Sowohl Deutschland als auch China stellen zunehmend Eigeninteressen über gemeinsame Anliegen. Gegenseitige Paranoia untergräbt Überzeugungen von der positiven Wirkung von Dialog und Zusammenarbeit. Jedes Land stellt sich eine Zukunft mit größerer „Unabhängigkeit“ und „Autonomie“ vor, auch wenn es in der Geschichte keinen Hinweis darauf gibt, dass je ein Land von Abkopplung wirklich profitiert hat.

Was bedeutet das für den wissenschaftlichen Austausch zwischen Deutschland und China? Für Ideen eines gemeinsamen Forschens und Lernens, die die letzten 50 Jahren deutsch-chinesischen Austausches antrieben? Was sind die Konsequenzen für Deutschland und China, wenn die Zusammenarbeit mit China gemieden, wenn nicht geächtet wird?

Ausschlaggebend für die neue Angst vor China ist vermutlich das Gefühl, dass China Deutschland über kurz oder lang wissenschaftlich überholen wird. Schließlich verfügt China über weit mehr intellektuelles Kapital in der Gestalt von chinesischen Wissenschaftlern als jedes andere Land der Erde. Im Jahr 2030 werden 37% aller Absolventen von MINT-Fächern aus China stammen – verglichen mit 1,4% aus Deutschland.

Die Bedeutung des chinesischen Bildungssystems wird am kontinuierlichen Aufstieg der chinesischen Universitäten in den globalen Rankings deutlich. Zwei Universitäten, die Tsinghua Universität und die Peking Universität, werden sehr wahrscheinlich bald zu den Top Ten in der Welt gehören. Deutsche Spitzen-Universitäten wie die TU München (Platz 50) liegen schon heute deutlich hinter den chinesischen (Tsinghua Universität Platz 17, Peking Universität Platz 18). Natürlich funktionieren Rankings stark vereinfachend und können die einzelnen Institutionen in ihrer Vielfalt nicht akkurat abdecken. Sie werden aber regelmäßig noch von Studierenden, Wissenschaftlern und Arbeitgebern als eine Größe zur Bewertung der Hochschulen herangezogen und dürfen deshalb in ihrer Bedeutung nicht vernachlässigt werden.

China hat in Bezug auf Qualität und Quantität das am dynamischsten wachsende Wissenschaftssystem der Welt. In vielen wissenschaftlichen Gebieten hat China technologische Autonomie erlangt. Im angesehenen Nature Index steht die Chinesische Akademie der Wissenschaften (CAS) aktuell auf Platz eins, vor der Harvard University (Platz zwei) und der Max-Planck-Gesellschaft (Platz drei). Überdies hat China mit Hilfe seiner exorbitanten Ausgaben im Wissenschaftsbereich eine in bestimmten Bereichen weltweit einzigartige und exzellente Forschungsinfrastruktur errichtet.

Ein Indikator dafür sind Forschungsartikel, die auf Fachkonferenzen eingereicht werden. Im Bereich der Halbleiterforschung gilt etwa die „International Solid-State Circuits Conference (ISSCC)“ als Indikator für die Intensität der Forschungsbemühungen in den Herkunftsländern. In den letzten Jahren hatten immer die USA die meisten angenommenen Artikel, gefolgt von Südkorea auf Platz zwei und China auf Platz drei. 2022 hatte China erstmals die meisten Beiträge. 198 Arbeiten wurden insgesamt angenommen, davon 59 aus China, 42 aus den USA und 32 aus Südkorea. China war in allen Forschungsbereichen stark vertreten.

Chinas aufsteigendes und erfolgreiches Bildungssystem sollte weniger als Bedrohung, sondern vielmehr als Chance für deutsche Universitäten begriffen werden. Deutsche Forschungsuniversitäten wurden enorm gestärkt, indem sie chinesische Studierende, Doktoranden und Wissenschaftler rekrutierten. Viele von ihnen waren Absolventen chinesischer Top-Universitäten und wurden ausschließlich auf der Grundlage ihrer Qualifikationen und Leistungen aufgenommen. Die deutsche Forschungslandschaft wird ganz wesentlich durch herausragende chinesische Gastwissenschaftler und Partner verstärkt. Wenn Deutschland diese Wissenschaftler und Partnerschaften abweist oder einschränkt aufgrund von Misstrauen oder unbewiesener Vorwürfe von Spionage oder Diebstahl von geistigem Eigentum, dann schadet Deutschland vor allem sich selbst. Wissenschaft ist durch weltweite Arbeitsteilung geprägt. Heute muss jedes Wissenschaftssystem, das nicht offen ist für Talente und Kooperationen aus der ganzen Welt, den Abstieg in die zweite Liga befürchten. Das deutsche Wissenschaftssystem ist nicht etwa durch China bedroht, sondern durch die Unter-

finanzierung und den Investitionsmangel durch den deutschen Staat. Diese prekäre Situation wird sich in den nächsten Jahren eher noch verschärfen als entspannen. Auch die großen deutschen Exzellenz-Universitäten leiden weniger unter der Konkurrenz mit China als unter der eigenen Trägheit. Exzellenz und internationale Spitzenforschung werden gestärkt durch Kooperation, aber auch durch den internationalen Wettbewerb um Talente, Mittel und Zitations-Indizes.

Aber ist das heutige China nicht so repressiv, dass es gegen die Werte jeder deutschen Universität verstoßen sollte, in China präsent zu sein oder mit chinesischen Universitäten zu kooperieren? Einige deutsche Universitäten haben ihre Kooperationen mit China auf den Prüfstand gestellt. Die Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf sowie die Universität Hamburg haben entschieden, die Zusammenarbeit mit ihren Konfuzius-Instituten einzustellen. Aber die selbstgerechten deutschen Universitätsleitungen wissen nicht – oder wollen nicht wissen – wie sehr die Rektoren und Präsidenten vieler chinesischer Universitäten sich dafür einsetzen, sowohl internationale Kooperationen als auch die Studierenden vor politischem Druck zu schützen und wie stolz sie auf den auf diese Weise geschaffenen Freiraum sind. Mehrere chinesische Universitätspräsidenten und Parteisekretäre verloren zum Beispiel wegen der Proteste der sogenannten „marxistischen Studenten“ in 2018 oder aufgrund der *me-too* Bewegung ihre Ämter. Die Proteste gegen die Covid-Politik im Dezember 2022 begann in den Universitäten genau deshalb, weil dort von mutigen Leitungen über die Jahre ein höherer Grad an Freiheit bewahrt werden konnte.

Wenn sich Deutschland und China tatsächlich auch im Bereich der Wissenschaft wie in anderen Bereichen entkoppeln, steht außerdem zu befürchten, dass Fehler der Vergangenheit blind wiederholt werden. In den 1950er Jahren begann etwa das FBI in den USA mit einem Programm zur Überwachung aller in China geborenen Wissenschaftler, unabhängig von ihrer Staatsbürgerschaft. Der in China geborene Wissenschaftler Qian Xuesen wurde daraufhin beschuldigt, kommunistische Sympathien zu hegen. Als brillanter Forscher am California Institute of Technology (Caltech) und am Massachusetts Institute of Technology (MIT) hatte Qian am Manhattan-Projekt gearbeitet, das die erste amerikanische Atombombe produzierte. 1950 wurde Qian für fünf Jahre unter Hausarrest gestellt. Nach seiner Rückkehr nach China im Jahr 1955 setzte Qian Xuesen alles daran, China als Weltraummacht zu etablieren. Er entwickelte die Rakete „Langer Marsch“ und startete 1970 den ersten chinesischen Satelliten. Was die USA aufgrund von Chinaphobie an Kompetenz verloren, gewann China.

In den USA gab es in den letzten Jahrzehnten immer wieder aufsehenerregende Anklagen gegen chinesische Wissenschaftler. Um 2000 wurde Professor Wen Ho Lee (Los Alamos) beschuldigt, Geheimnisse über Nuklearwaffen der USA an China verraten zu haben. Auch nach ausgiebigen Untersuchungen konnte ihm kein Vergehen außer mangelnde Sorgfalt im Umgang mit Dokumenten nachgewiesen werden und er erhielt eine öffentliche Entschuldigung von Präsident Bill Clinton. Unter der „China Initiative“ wurden ab 2018 Dutzende chinesischer Wissenschaftler in den USA untersucht. Insbesondere der Fall von Professor Gang Chen (MIT) erregte Aufsehen. Er wurde beschuldigt, bei der Beantragung von öffentlichen Geldern seine Verbindung zu chinesischen Bildungsprogrammen nicht bekanntgegeben und Steuern hinterzogen zu haben. Die Leitung des MIT und über 100 Kollegen protestierten. Am Ende wurden alle Anklagen fallen gelassen. In Reaktion auf den Skandal veröffentlichte das MIT im November 2022 umfangreiche Richtlinien für den Umgang mit chinesischen Universitäten und Forschungseinrichtungen, aus dem deutsche Institutionen viel lernen können. Eine Kommission hatte sich zwölf Monate intensiv mit allen Interessengruppen der Universität beraten. In den Richtlinien sind die Ziele der Universität konkret benannt und ein ausführender Leitfadens mit konkreten und differenzierten Maßnahmen aufgeführt. Die Kommission verweist explizit darauf, dass eine Abkoppelung von chinesischen Partnern die Position des MIT als Spitzen-Universität gefährden und dem wissenschaftlichen Fortschritt schaden würde. Dementsprechend soll die Kooperation mit chinesischen Partnern explizit weitergeführt und ausgeweitet werden. Die Universität positioniert sich deutlich gegen die Diskriminierung aller – auch der chinesischen – Mitarbeiter. Projektleiter und Gutachtergremien erhalten eindeutige Hand-

lungsempfehlungen, was bei Kooperationsprojekten zu beachten ist und unter welchen Umständen solche Projekte abzulehnen sind. Im Ergebnispapier sind auch die Kommentare und Anregungen aus den Diskussionen mit den Interessengruppen dokumentiert.

Die Richtlinien zeigen, dass ein kritischer, aber dennoch konstruktiver Umgang mit chinesischen Partnern möglich ist. Sie zeigen auch, dass Transparenz und eine Einbeziehung einer breiten Basis möglich und wichtig sind. Und schließlich beweisen sie auch Mut und Entschlossenheit einer Hochschulleitung, sich in einem chinakritischen Klima nicht an Spekulationen und Anschuldigungen zu beteiligen oder einzuknicken, sondern sich ein eigenes, auf Fakten basierendes Urteil zu bilden.

Auch deutschen Universitäten stünde ein solches Vorgehen gut zu Gesicht. Deutsche Universitäten genießen in China einen ausgezeichneten Ruf, und die allermeisten zurückgekehrten Studierenden oder Wissenschaftler fühlen eine lebenslange Verbundenheit zu Deutschland.

Die chinesischen Hochschulen haben das Land in Wissenschaft und Technik an die Weltspitze geführt und gleichzeitig – wann immer die politischen Umstände es erlaubten – die Werte der offenen und freien Wissenschaft verteidigt, die die Grundlage aller führenden Universitäten der Welt ist. Sie haben sich an internationalen Modellen orientiert und sind in Partnerschaft mit den großen Institutionen Europas und Nordamerikas gewachsen und gediehen. Die chinesischen Universitäten haben zahllose politische Kampagnen in der sozialistischen Volksrepublik China überlebt und immer wieder aktiv ihren Freiraum als wissenschaftliche Institutionen verteidigt, – oft unter schwierigen Umständen. Sie haben Eingriffe und Beschränkungen wie die aktuellen unter Xi Jinping kommen und gehen sehen. Sie müssen langfristig denken. Das sollten wir auch tun.

Indem wir unsere Verbindungen zu chinesischen Universitäten abbrechen, schaden wir am meisten den Wissenschaftlern, die die Werte einer offenen und freien Wissenschaft teilen und sich dafür unter Inkaufnahme persönlicher Nachteile einsetzen. Die direkte Zusammenarbeit und Kommunikation mit Studierenden und Wissenschaftlern vor Ort in China kann dazu beitragen, die allgegenwärtige Rhetorik und Propaganda der Regierung zu durchbrechen, alternative Perspektiven zu bieten und Freiräume zu etablieren. ▲

Julia Haes

Julia Haes, Dr., geb. 1975, ist Mitglied im Vorstand eines deutschen Familienunternehmens und Gründerin und Geschäftsführerin des China-Instituts für die deutsche Wirtschaft (CIDW), das deutsche Unternehmen mit China-Training und Beratung unterstützt. Ihr besonderes Interesse gilt dem Zusammenspiel zwischen der chinesischen Wirtschaft und der chinesischen Politik sowie chinesischen Familienunternehmen. Sie hat in München und Los Angeles Betriebswirtschaftslehre studiert und an der Universität St. Gallen im Fach Wirtschaftswissenschaften promoviert.

Prof. Dr. Klaus Mühlhahn

Professor Dr. Klaus Mühlhahn, geboren 1963 in Konstanz, ist seit 1. Juni 2020 Präsident der Zeppelin Universität und Inhaber des Lehrstuhls für Moderne China-Studien. Mühlhahn war zuvor an der Freien Universität (FU) Berlin seit 2018 Vizepräsident für die Bereiche Forschung, Nachwuchsförderung sowie Wissenstransfer und Ausgründungen und in einer ersten Amtszeit von 2014 bis 2018 Vizepräsident für Internationales. Mühlhahn gilt als einer der renommiertesten Sinologen in Deutschland. Nach dem Studium der Sinologie und der Promotion an der FU Berlin führte ihn sein wissenschaftlicher Weg zunächst von 2002 bis 2004 als Visiting Fellow an das Center for Chinese Studies der University of California, Berkeley. Weitere Stationen waren von 2004 bis 2007 als Professor für gegenwärtige chinesische und asiatische Geschichte das Institut für Geschichte der University of Turku, Finnland, und von 2007 bis 2010 als Professor für Geschichte und außerordentlicher Professor für ostasiatische Sprachen und Kulturen die Indiana University Bloomington, USA, bevor Mühlhahn im selben Jahr als Professor für chinesische Geschichte und Kultur an die FU Berlin zurückkehrte. 2019 wurde sein Werk „Making China Modern – From the Great Qing to Xi Jinping“ bei Harvard University Press veröffentlicht. 2021 erschien die deutsche Übersetzung: „Geschichte des modernen China. Von der Qing-Dynastie bis zur Gegenwart“ bei C.H. Beck in München.

Mareike Ohlberg

马晓月

Optimismus

声音 6

Dies ist der zweite Text, den ich für diesen Band schreibe. Den ersten habe ich niedergeschrieben und dann verworfen. Er handelte vom gescheiterten Leitsatz der deutschen Chinapolitik, „Wandel durch Handel“, und endete mit ein paar Vorschlägen, was aus meiner Sicht denn nun in der Chinastrategie der Bundesregierung stehen sollte, wie unser zukünftiger Umgang mit der Weltmacht aussehen könnte. Vielleicht kann ich den ersten Text bald für irgendetwas anderes wieder verwerten. Anlass dafür wird es genug geben, denn China und wie unser Umgang mit dem Land aussehen sollte wird die deutsche Politik noch eine Weile beschäftigen.

Ich habe einen zweiten Text geschrieben, weil China für mich persönlich ist. In den letzten zwanzig Jahren habe ich mich beruflich mit dem Land beschäftigt, aber ich habe auch dort gelebt, Erinnerungen gesammelt, Freundschaften fürs Leben geschlossen, neue Denkansätze für mich entdeckt. Meine Zeit in China hat mich persönlich in meiner Weltanschauung geprägt und ist ein Teil von mir geworden.

Mein erster Besuch in dem Land war 2004, ich lebte für ein Jahr im Haidian Distrikt in Beijing. Eigentlich wollte ich nur die Sprache lernen. Darüber, was danach kommt, hatte ich mir noch nicht so viele Gedanken gemacht. Ein Satz, der in meinen Schulbüchern immer wieder auftauchte, war „*Mingtian hui geng hao*“ – „Morgen wird es noch besser.“ Es war natürlich in vielerlei Hinsicht ein Propagandasatz, aber es war auch ein Satz, den die meisten ChinesInnen, die mir begegneten, so unterschrieben hätten: „*es hat sich in den letzten Jahren schon so viel verbessert und auch in Zukunft wird es hier bei uns in China immer besser werden.*“ Ich kannte aus Deutschland nur die diffuse gesamtgesellschaftliche Grundangst vor der Zukunft. Der chinesische Optimismus war fremd und faszinierend.

Ich war damals traurig, dass ich das China der 1980er und 1990er Jahre verpasst hatte – ein „Stück Geschichte“ für das ich zu jung war, um es persönlich mitzuerleben. Nur wenige Jahre und diverse Chinaaufenthalte später wurde mir bewusst, dass das China von 2004 längst ebenfalls ein „Stück Geschichte“ war, weil das Land sich so rapide veränderte. Klar war, ich wollte mehr wissen über dieses Land, auch vor Ort mitverfolgen, wie es sich verändert. Fast 15 Jahre lang ging das gut.

Mein letzter Besuch in China war im September 2018. Ich ging damals mehr oder weniger davon aus, dass dies mein letzter Besuch sein würde. Ein dreiviertel Jahr zuvor hatte ich zum ersten Mal in meinem Leben kein Visum für China erhalten. Ich war gerade dabei, mit meinem Ko-Autor Clive Hamilton unser Buch *Die lautlose Eroberung* zu planen, in dem es um Chinas Versuche geht, politisch Einfluss zu nehmen und die Welt nach eigenem Vorbild umzugestalten. In meinem persönlichen

Umfeld gab es immer mehr Menschen, die kein Visum mehr bekamen. Ich hatte zu Beginn meiner Promotion zehn Jahre zuvor beschlossen, mich nie selbst zu zensieren, um meinen Zugang zu China bewahren zu können. Deswegen schien es mir vor allem eine Frage der Zeit, bis auch ich China irgendwann nicht mehr besuchen könnte.

Nachdem das Buch 2020 erschienen war, wurden mein Ko-Autor und ich in chinesischen Medien als „schwarze Hände“ bezeichnet. Das ist eine Feindeskategorie und bezeichnet jene düsteren Strippenzieher, die aus niederen Motiven versuchen, der Kommunistischen Partei Chinas Steine in den Weg zu legen und somit auch den Fortschritt der Menschheit als Ganzes zu verhindern. Es sind die Menschen, die isoliert und bekämpft werden müssen und das mit allen Mitteln. Derzeit (Stand Februar 2022) können nach wie vor nur wenige Menschen nach China. Auch wenn irgendwann in der nahen Zukunft die Visapolitik ausgeweitet wird, würde ich mich wundern, und vermutlich etwas misstrauisch sein, sollte ich eines bekommen.

Ich wurde in einem Interview einmal gefragt, ob ich stolz darauf sei, dass meine Stimme in der deutschen Chinadebatte ein gewisses Gewicht habe. Ob ich mir Zeit nähme, mir auf die Schulter zu klopfen. Das war in einem Interview, dem ersten und einzigen, in dem es um mich als Person ging anstatt um „die Sache“, um „mein Fachgebiet“, um „China“. Ich dachte eine Weile nach und sagte dann, nein, dafür habe ich keine Zeit und wenn ich mir mal die Zeit nähme, wäre ich vor allem deprimiert, weil ich nicht mehr tun kann.

Es war damals mitten in der Pandemie, mein persönlicher Optimismus war auf einem Tiefpunkt angelangt, dennoch würde ich diese Aussage heute vermutlich noch genauso treffen. Deutschland braucht mehr China-Expertise, aber ich weiß nicht, ob ich anderen im Moment dazu raten würde, Chinesisch zu lernen und sich intensiv mit dem Land zu beschäftigen. Wer sich ernsthaft mit China auseinandersetzen will, muss bereit sein, sich schwierige Fragen zu stellen. Das wird in Zukunft noch mehr der Fall sein als jetzt.

Als ich anfing, Sinologie zu studieren, war die Idee, das Internet könnte zur Demokratisierung in China beitragen, gerade im Kommen. Bis zu den Olympischen Spielen von 2008 herrschte bei vielen noch großer Optimismus über eine potentielle demokratische Zukunft für das Land. Ich gehöre nicht zu denjenigen, die der Überzeugung waren, China würde sich früher oder später schon demokratisieren. Denen, die das glaubten, wir nun vorgeworfen, sie seien enttäuscht worden und deswegen womöglich verbittert, dass sich China nicht nach den eigenen Vorstellungen gewandelt habe (und die, dementsprechend, – der Vorwurf schwingt immer ein bisschen mit, – vielleicht auch nicht „objektiv“ genug seien, sich an der Debatte zu beteiligen).

Ich beschäftigte mich mit Ideologie und Organisation der Kommunistischen Partei Chinas. Einer meiner ersten Eindrücke Chinas war, dass das Land im Vergleich zu den vielen anderen autokratischen Staaten, eine unperfekte aber insgesamt trotzdem ziemlich professionelle Diktatur war, spezialisiert darauf, außerparteiliche Organisationsversuche im Keim zu ersticken. Diese professionelle Diktatur hat sich seitdem durch massive Investitionen in den inneren Sicherheits- und Überwachungsapparat, auch in Hinblick auf sinkendes Wirtschaftswachstum, noch stärker professionalisiert. Trotzdem überraschte es immer wieder, wie schnell und brutal viele Crackdowns gerade in den letzten Jahren vonstatten gingen, sei es in Xinjiang, in Hongkong oder gegen die Zivilgesellschaft im Rest Chinas.

Am Rande von Veranstaltungen unterhalte ich mich immer mal wieder mit ChinesInnen, die in Deutschland leben. Die wenigsten würden sich als Regimekritiker verstehen; viele teilen sicher meine Standpunkte zu vielen Themen nicht. Trotzdem kommt man häufig schnell ins Gespräch; eine diffuse Grundangst über Chinas Zukunft verbindet. Direkt über Politik sprechen wir selten; ein häufiger Satz ist, „*Ich brauche Dir ja nicht zu erklären, was passiert, du weißt das ja selber.*“ Gemeint ist damit, je nach Kontext, häufig Xi Jinpings dritte Amtszeit, manchmal das gesamte politische

Klima, der steigende Druck auf die Privatwirtschaft, der Arbeitsmarkt, die Entwicklung seit der Pandemie, manchmal auch nur der fehlende Optimismus, dass alles irgendwann wieder besser wird. Im Gegensatz zu Deutschen, die nicht über China arbeiten und denen ich häufig nicht schnell erklären kann, warum mein Job mich häufig persönlich mitnimmt, reicht gegenüber chinesischen Gesprächspartnern (oder auch denjenigen, die lange in China gelebt haben) meistens ein kurzes, „Brauche ich ja nicht zu erklären.“

Wenn ich gefragt werde, sage ich meistens, ich bereue meinen Werdegang nicht, aber ich bin froh, dass ich keine Familie in China habe, die man wegen meiner Aussagen unter Druck setzen kann. Ich bin auch froh, dass ich niemals Zeit in Xinjiang verbracht habe und mich deswegen nicht damit auseinandersetzen muss, wie es ist, Freunde zu haben, die in Konzentrationslagern gelandet sind. Ich bin froh, dass ich „nur“ im Osten Festlandchinas und in Hongkong gelebt habe, dass ich „nur“ keinen Zugang zu meiner ehemaligen Teilheimat mehr habe und deswegen nun aus der Ferne zuschauen kann, wie China sich verändert.

Während der Pandemie hat sich China vom Rest der Welt abgeschottet. Das hatte pandemiepolitische Gründe, war jedoch auch eine gute Möglichkeit, um die Kontrollen im eigenen Land auszuweiten und die ein oder andere unliebsame Verbindung zum Ausland zu kappen. Nun gab es im Januar 2023 nach der plötzlichen und unglücklich verlaufenen Beendigung der Coronamaßnahmen die ersten Anzeichen, dass das Land sich öffnet, erst einmal nur für Chinesen im Ausland und für Personen, die ein Studierenden- oder Arbeitsvisum haben. Das ist gut so und trotz aller unglücklichen Umstände gibt mir das Hoffnung.

Auch in Zukunft wird der Austausch mit China nicht einfacher werden. Wir werden uns Gedanken machen müssen, wie wir damit umgehen, dass die VR keine Kritiker mehr ins Land lassen möchte – und die Definition von „Kritik“ immer breiter gefasst wird. Wir werden uns Strategien einfallen lassen müssen, wie auch unbequeme Themen weiterhin angesprochen werden können, wie Menschen, die die VR vom Austausch ausschließen möchte, weiterhin miteinbezogen werden können. Das wird nicht einfach sein.

Ich persönlich behalte mir vor, den diffusen Grundoptimismus, der mir Anfang dieses Jahrhunderts in China begegnet ist, zumindest in Teilen zu übernehmen. Das politische Klima in China wird sich nicht direkt morgen verbessern. Ganz sicher wird es nicht „noch besser“, denn derzeit ist es alles andere als gut. Aber ich bin fest davon überzeugt, dass ich in diesem Leben noch einmal nach China kommen werde und ich hoffe, dass das Gleiche auch für alle anderen gelten wird, die nach China wollen und es derzeit nicht können. ▲

Dr. Mareike Ohlberg

Dr. Mareike Ohlberg ist Senior Fellow im Indopazifik-Programm des German Marshall Fund. Zuvor arbeitete sie beim Mercator Institute of China Studies in Berlin. Ihre Forschung beschäftigt sich vorrangig mit den Auswirkungen von Chinas Aufstieg auf Europa. Gemeinsam mit Clive Hamilton verfasste Sie das Buch „Die Lautlose Eroberung: Wie China westliche Demokratien unterwandert und die Welt neu ordnet“ (DVA, 2020).

Ada Pellert

斐婀达

Kooperationen mit China: Inspiration und Irritation

声音 7

Diese kurze Reflexion meiner persönlichen Erfahrungen in Bezug auf Kooperationen zwischen Deutschland und China im Bildungsbereich möchte ich gerne auf die Bereiche Lernen, Geschwindigkeit und Ideologie beziehen.

Lernen

Von 2011 bis 2015 hatte ich die Gelegenheit, mit vielen anderen die Carl Benz Academy für Mercedes-Benz China in Peking aufzubauen. Dort entwickelten wir ein internationales MBA Programm für Nachwuchsmanager*innen, in einer Kooperation zwischen Deutschland, China und den USA, den Hauptmärkten der Automobilbranche. Wir hatten damals parallel auch ein MBA-Programm in Berlin laufen und es war beeindruckend zu sehen, dass es zwischen dem chinesischen und dem deutschen Managementnachwuchs eigentlich wenig Unterschiede gab. Es war einfach schön beobachten, wie sich gut ausgebildete, aufgeweckte junge Leute mit vielen internationalen Erfahrungen in China genauso wie in Deutschland voller Engagement in diese Möglichkeit weiterer internationaler Erfahrungen stürzten. Eine neugierige, aufgeweckte Generation, die viel Hoffnung machte, nicht zuletzt auch, weil sie die kulturell unterschiedlichen Führungsmodelle miteinander verglichen und kundig reflektiert hat. Auch die deutschen Professorinnen und Professoren waren ganz angetan von diesen jungen Menschen, vor allem jene, die schon Jahre zuvor in China unterrichtet hatten und die Kommunikationskultur und Sozialisation der früheren Parteifunktionäre gewohnt waren.

In derselben Zeit, in den Jahren 2011 und 2012, gab es ein großes Interesse von chinesischen Rektor*innen am deutschen Hochschulsystem. Die Exzellenz-Initiative bekam gerade viel Aufmerksamkeit ebenso wie viele andere Entwicklungen in der deutschen Wissenschaftslandschaft. Deshalb kamen viele chinesische Rektor*innen zur Weiterbildung nach Deutschland. Auch ich habe zweimal je eine Woche lang eine solche Weiterbildung geleitet, mit dem Schwerpunkt Hochschul- und Wissenschaftsmanagement. Es war sehr interessant zu sehen, wie begierig die Gäste aus China die Entwicklungen des deutschen Hochschulsystems in sich aufnahmen und jedes Mal überlegten, was davon in ihre Kontexte übertragen werden könnte. Das Gleiche galt dem damals sehr stark aufkeimenden Interesse an der dualen Ausbildung. Das wurde zwar zum Teil ein bisschen naiv angegangen: Ich wurde bei meinen China Aufenthalten beispielsweise immer wieder gefragt, wo man das Curriculum für eine duale Ausbildung kaufen kann, weil man nicht ahnte, dass das Unternehmen als zweite Säule gemeinsam mit der Bildungseinrichtung diese Dualität überhaupt erst herstellt.

Aber die Neugier und das Interesse an Erfahrungen anderer Bildungs- und Wissenschaftskulturen waren immens.

Geschwindigkeit

Neben der Neugier auf die Entwicklung an anderen Orten der Welt und einem unbedingten *Commitment* zum Lernen, das wir europäisch-hochnäsiger lange als „die können und wollen ja nur kopieren“ abgetan haben, ist auch die Geschwindigkeit der Entwicklungen beeindruckend. Insbesondere wenn man aus dem deutschsprachigen Raum kommt und immer wieder schmerzhaft erfahren muss, wie wir uns selbst durch unsere eigenen Strukturen und Prozesse fesseln und behindern.

Als ich 2016 nach NRW kam, habe ich – ohne zu ahnen, welche wunden Punkte ich da treffe – immer wieder YouTube-Videos vorgezeigt, in denen zu sehen war, wie Chinesen in kürzester Zeit stabile, lange und große Brücken aller Art bauen, für die man hierzulande Jahre und Jahrzehnte braucht. Auch das ist immer wieder beeindruckend, in welcher Geschwindigkeit gebaut wird, und mittlerweile auch in einer Qualität, die europäische Standards nicht scheuen muss. Die andere Seite des Geschwindigkeitsthemas ist allerdings, dass ganze Dörfer, Stadtviertel, etc. von einem Monat auf den nächsten verschwinden, in einer Brutalität, die in Mitteleuropa nicht mehr vorstellbar wäre. Und dass den Menschen unglaublich viele Spannungen zwischen gestern und heute zugemutet werden durch die hohe Veränderungsgeschwindigkeit, die die soziale Kohäsion bis auf das Äußerste belasten muss – ich denke dabei vor allem an die Nachwuchsmanager*innen der jungen Generation. Wenn man oft sah, wie deren familiäres Umfeld aussah und welche Schwierigkeiten sie hatten, ihre Lebensumstände familiär zu vermitteln und die höchst unterschiedlichen Welten miteinander zu verbinden, dann konnte man den hohen psychosozialen Druck unter dem sie standen, zumindest ansatzweise, erahnen.

Ideologie

Eine große Konferenz in Xian 2013: Gemeinsam mit vielen europäischen Rektor*innen war auch ich angereist, weil wir uns auf den Austausch mit den chinesischen *Counterparts* zu Entwicklungen in *Higher Education and Science Policy* freuten. Wir mussten dann leider schmerzhaft erfahren, dass nach der großen politisch aufgeladenen Eröffnung mit viel politischer Prominenz, die die Entwicklungen der neuen Seidenstraße feierte, dann plötzlich alle chinesischen Rektor*innen verschwunden waren und uns Europäer*innen ein wenig mit dem Gefühl „bestellt und nicht abgeholt“ zurückließen.

Mit dem deutsch-chinesischen Dialogforum waren wir dann 2019 in Beijing und Qingdao. Das war unheimlich beeindruckend, wir haben dort junge chinesische Unternehmer*innen in Internet Startups getroffen – darunter ganz viele Frauen –, die in ihrer Dynamik sehr überzeugend waren. Ganz besonders beeindruckt haben uns viele chinesische Gesprächspartner*innen durch ihre vielfältigen Kenntnisse über und ihre große Nähe zu Deutschland: Beispielsweise die Kolleg*innen aus Qingdao oder von der Tongji-Universität aus Shanghai, die aus ihrer Tradition heraus sehr Deutschland-affin sind. Das Gastgeschenk war etwa die Goethe-Gesamtausgabe auf Chinesisch. Unter uns Kolleg*innen aus Deutschland hat das immer wieder zu Diskussionen darüber geführt, wie man auch in Deutschland eine Chinakompetenz vermitteln könnte, die genauso fundiert wäre wie die Deutschlandkompetenz, die wir bei unseren chinesischen Gegenübern erlebt hatten. Hier hatten wir große Defizite in der Aus- und Weiterbildung identifiziert.

Diese Grundstimmung hat sich leider ziemlich verändert, auch im Bildungs- und Wissenschaftsbereich. Es kam zu keinen weiteren Treffen mehr, denn spätestens ab 2019 wurde es immer schwieriger, auch im Wissenschaftssystem, einen offenen Austausch zu bewerkstelligen. Selbst wenn man

versuchte, die großen, brennenden politischen Themen auszusparen, wurde es immer schwieriger, das, was die europäische Wissenschaftstradition ausmacht, aufrecht zu erhalten – einen offenen Diskurs, die Möglichkeit zu wechselseitiger Kritik ohne ideologische, nationalistische oder parteipolitische Einschränkungen. Diese Entwicklung hat sich seit damals verstärkt. Auch in der Hochschulrektorenkonferenz stellen wir immer häufiger mit Bedauern fest, dass der wissenschaftliche Austausch mit China von politischen und geostrategischen Interessen überlagert wird. Das ist sehr bedauerlich, denn bis zuletzt hatten wir (etwa auch im deutsch-chinesischen Dialogforum) gehofft, dass wir wenigstens in Wissenschaft und Bildung im Sinne von *Science Diplomacy* gut im Gespräch bleiben könnten. Dies ist aber schwierig, wenn zentrale Werte nicht geteilt werden und man den chinesischen Kolleg*innen in allen Gesprächssituationen anmerkt, dass sie viel politischen Druck aushalten müssen, von dem sie auch nicht wissen, wie sie ihm begegnen sollen, ohne sich selbst zu gefährden.

Auch Chinas Politik wird – wie in anderen Ländern, die sich nationalistisch ausrichten – von einer Mentalität des „*China First*“ geprägt, die die universalen Werte insbesondere auch der Wissenschaft in Frage stellt.

Ich wünsche mir sehr, dass meine Kinder noch einmal eine Zeit erleben werden, in der die Beziehung zu China das inspirierende Moment der früheren Jahren enthält, mit dem Versprechen auf einen Aufbruch in eine gemeinsame Zukunft mit geteilten Werten. China ist ein wunderbares Land, mit dem wir so viel für unseren Planeten erreichen könnten, wenn wir als internationale Wissenschaftsgemeinschaft zusammenarbeiten würden, anstatt nur die Vision der eigenen Vorherrschaft im Blick zu haben.

Prof. Dr. Ada Pellert ist seit März 2016 Rektorin der FernUniversität in Hagen, seit Oktober 2016 Vorsitzende der Kooperationsplattform Digitale Hochschule NRW und war von August 2018 bis November 2021 Mitglied des Digitalrates der Bundesregierung. Zuvor hat sie als Professorin in der Organisationsentwicklung und im Bildungsmanagement geforscht.

Die Wirtschaftswissenschaftlerin beschäftigt sich insbesondere mit Bildungs- und Hochschulmanagement, Personal- und Organisationsentwicklung sowie den Themen internationale Hochschul- und Weiterbildungsforschung, Gender- und Diversity-Management und Lebenslanges Lernen. ▲

Prof. Dr. Ada Pellert

ist seit März 2016 Rektorin der FernUniversität in Hagen, seit Oktober 2016 Vorsitzende der Kooperationsplattform Digitale Hochschule NRW und war von August 2018 bis November 2021 Mitglied des Digitalrates der Bundesregierung. Zuvor hat sie als Professorin in der Organisationsentwicklung und im Bildungsmanagement geforscht.

Die Wirtschaftswissenschaftlerin beschäftigt sich insbesondere mit Bildungs- und Hochschulmanagement, Personal- und Organisationsentwicklung sowie den Themen internationale Hochschul- und Weiterbildungsforschung, Gender- und Diversity-Management und Lebenslanges Lernen.

Birgitt Riegraf

何碧琪

Perspektiven auf die Deutsch-Chinesische- Kooperation an der Universität Paderborn

声音 8

Berichte aus der Wissenschaft

Die Kooperation zwischen der Universität Paderborn (UPB) und ihren chinesischen Partneruniversitäten kann auf eine mehr als 20jährige Geschichte zurückblicken, in der verschiedene Phasen gemeinsam durchlebt, durchlitten und durchgestanden wurden. Aufgrund der nicht immer einfachen politischen, sozialen, kulturellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen war der Aufbau und die Vertiefung der Zusammenarbeit zwischen den Universitäten in Studium, Lehre und Forschung lediglich durch immense Anstrengungen auf beiden Seiten möglich. Ständige Überprüfungen der gegenseitigen und gemeinsamen Interessen und ein steter Prozess der Anpassung an sich verändernde Anforderungen war eine unabdingbare Voraussetzung für die erfolgreiche Zusammenarbeit.

Am Anfang der Kooperation zu Beginn der 1990er Jahre stand die persönliche Vereinbarung zwischen einzelnen Professor*innen zum Austausch einzelner Studierender, die im nächsten Schritt eine zunehmend verbindliche Struktur erhielt: Die ursprünglichen und zum Teil sehr personenbezogenen Vereinbarungen wurden im Laufe der Zeit in die Struktur gemeinsamer Studiengänge gegossen und verbindliche Studienpläne wurden ausgearbeitet und umgesetzt. Die Nachfrage sowohl von chinesischer als auch von deutscher Seite nach den Studiengängen wuchs sehr rasch an und die Anzahl gemeinsamer Studienanteile stieg stetig. Im Laufe der Jahre entstanden ebenfalls zunächst Forschungsk Kooperationen zwischen einzelnen Wissenschaftler*innen, die dann sehr gezielt und thematisch fokussiert zu größeren Forschungskontexten ausgeweitet wurden. Die Forschungsk Kooperationen wurden nicht zuletzt aufgrund der Erkenntnisse intensiviert, dass nur gemeinsam mit China Antworten auf die drängenden globalen Fragen von Politik, Wirtschaft oder Technologie, wie etwa im Feld des Klimawandels gefunden werden können. Beispielsweise profitieren von den im Forschungsfeld der Mobilität entstandenen Kooperationen beide Seiten nicht unerheblich.

Im Folgenden werden einige Einblicke in die Meilensteine und Besonderheiten, Erfolgsfaktoren und Stolpersteine der Kooperation gegeben.

Hintergrund und Entwicklung der China-Kooperation an der UPB

Ihren Ausgang nahm der Austausch zwischen den Universitäten der beiden Länder zu Beginn der 1990er Jahre in teilweise sehr freundschaftlich gehaltenen Beziehungen zwischen einzelnen Professoren aus den Natur- und Ingenieurwissenschaften. Die losen Verbindungen zwischen den Universitäten, die eben zu Beginn von dem Engagement und der Beziehungen einzelner Personen getragen

wurden, erhielten spätestens ab dem Jahr 1995 eine stärkere Institutionalisierung durch den Start gemeinsamer Studienprogramme im Maschinenbau. Die persönlichen „Ursprungsbeziehungen“ blieben, die involvierten Personen sowie Disziplinen weiteten sich aber zusehends aus und der Grad der vertraglich abgesicherten Institutionalisierung vertiefte sich im Laufe der Jahre: Vor allem auf vertraglich abgesicherte Studierendenprogramme wurde zusehends Wert gelegt, um für alle Seiten und über Generationen hinweg Verbindlichkeit herzustellen. Gegenwärtig bilden die ca. 500 chinesischen Studierenden die größte Gruppe der internationalen Studierenden an der UPB (ca. 20%). Diese Zahl deckt alle Beteiligten an den unterschiedlichen Programmen ab – von der individuellen studentischen Mobilität über den strukturierten Studienaustausch. Im Jahr 2006 erweiterte sich der Fokus der Kooperation über Studium und Lehre hinaus auf den Bereich der Forschung, der sich auf gemeinsame Interessen in der Grundlagenforschung konzentrierte, immer mit der Perspektive einen Beitrag zur Lösung globaler wirtschaftlicher, gesundheitlicher und ökologischer Herausforderungen leisten zu wollen. Zugleich erweiterte sich das Spektrum der beteiligten Disziplinen sowohl bei der Vorbereitung der Studierendenmobilität als auch bei Forschungs Kooperationen maßgeblich:

Waren die gemeinsamen Aktivitäten und Projekte zunächst ausschließlich von den natur- und ingenieurwissenschaftlichen Fächern getragen, wie Maschinenbau und Chemie, so wurden im Laufe der Jahre nahezu alle Fakultäten der UPB beteiligt. Im Laufe der Zeit sind neben den fachlichen Angeboten der Natur- und Ingenieurwissenschaften und den Möglichkeiten zum Erlernen der chinesischen Sprache auch Angebote aus dem Bereich der Wirtschaftswissenschaften und des Kulturerbes hinzugekommen, um nur einige der derzeit involvierten wissenschaftlichen Schwerpunkte der Universität Paderborn zu nennen. Inzwischen sind die Sozial- und Kulturwissenschaften ein unverzichtbarer Baustein der Zusammenarbeit geworden.

Die Erweiterung um die Kultur- und Sozialwissenschaften spiegelt die Erfahrung wider, dass für eine Kooperation der UPB „auf Augenhöhe“ mit den chinesischen Partner*innen der Erwerb von China-Kompetenzen für alle am Austausch Beteiligten der UPB entscheidend ist. Dies ist die Voraussetzung dafür, einen differenzierten Blick auf dieses große und vielschichtige Land entwickeln und eine selbstbewusste Haltung gegenüber den chinesischen Partner*innen einnehmen zu können. Die Aktivitäten und Projekte in Forschung, Studium und Lehre werden inzwischen durch einen gezielten Ausbau interkultureller Kompetenzen begleitet, um den Studierenden und Graduierten nicht nur die Möglichkeit zu eröffnen, die jeweilige Sprache zu erlernen, sondern ihnen auch die Chance zu geben, vertiefte Kenntnisse über die Gesellschaft, Kultur, Politik und Wirtschaft des Landes zu erwerben. Entsprechend werden China-Kompetenzen an der UPB in einem sehr umfassenden Sinne verstanden: sie umschließen neben Fach- und Sprachkompetenzen auch Kenntnisse der gesellschaftlichen und kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Besonderheiten und Unterschiede der beiden Länder. Die Ausbildung von China-kompetentem Personal, der wir an der UPB eine hohe Priorität einräumen, wurde auch von politischer Seite gefördert. So konnten wir etwa mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung ein technisch-interkulturelles China-Kompetenzzentrum (TiCK) aufbauen. Das TiCK bietet eine Plattform für Studierende und Wissenschaftler*innen, die Interesse daran haben, in China zu forschen, zu studieren oder zu lehren, um sich im Vorfeld informieren und sich mit relevanten Personen vernetzen zu können. Darüber hinaus werden etwa China-, aber auch Deutschlandkompetenzen in Kursangeboten im Rahmen von Weiterbildungsprogrammen der UPB regelmäßig angeboten. Die Bundesregierung nahm die Erkenntnis, dass mehr Chinakompetenz unerlässlich ist, ebenfalls in der „China-Strategie des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) 2015–2020“ auf, deren Erneuerung derzeit in Arbeit ist.

Unterschiede und eine gemeinsame Geschichte: Das Beispiel der Qingdao University of Science and Technology

Die chinesischen Qingdao University of Science and Technology (QUST) zählt zu den engsten chinesischen Partneruniversitäten der UPB. Ihre inhaltlichen Schwerpunkte konzentrieren sich auf die

Bereiche Technik- und Ingenieurwissenschaften, Management, Medizin, Recht, Kunst und Bildungswissenschaften, was sie an das Disziplinspektrum der UPB sehr gut anschlussfähig macht. Bei allen Unterschieden zwischen den Partnerorganisationen gibt es weit in die Geschichte hineinreichende enge Verbindungen, die bis heute das Leben in Qingdao prägen und das Überbrücken der manchmal schwierig zu überwindenden Meilen- und Stolpersteine erleichtern, da diese Geschichte mit Verantwortlichkeiten und einem besonderen Interesse an den jeweiligen Regionen verbunden ist. Qingdao, eine Millionenstadt in einer landschaftlich ausgesprochen reizvollen Gegend an der Küste des Gelben Meeres in der chinesischen Provinz Shandong im Osten Chinas, war von 1898 bis 1919 deutsche Kolonie. Bis heute finden sich in Qingdao überall die Spuren der deutschen Kolonialzeit, zum Beispiel in der Architektur. Auch eine der gegenwärtig größten und erfolgreichsten Brauereien Asiens befindet sich in Qingdao. Sie wurde während der deutschen Kolonialzeit gegründet. Das erfreulich große Interesse an Deutschland und am Erlernen der deutschen Sprache hat sicher eine ihrer Wurzeln in dieser gemeinsamen, wenn auch durchaus schmerzlichen Geschichte. Diese Kolonialgeschichte stellt eine besondere Verbindung zwischen der Stadt Qingdao, der Region Shandong und Deutschland her, die auch die Kooperation zwischen den Universitäten über so manche Barriere hinweg trägt.

Erfolgsversprechende Faktoren

Zusammenfassend seien zum Schluss einige Erfolgsfaktoren genannt: Um über eine solch lange Zeitspanne den Austausch zwischen Studierenden, Lehrenden und Forschenden aus zwei so unterschiedlichen Ländern für alle gewinnbringend ausgestalten zu können, mussten von beiden Seiten die Zusammenarbeit über verschiedene Phasen hinweg stets überprüft und bewusst erneuert, kontinuierlich gepflegt und stetig weiterentwickelt werden. Dies bedarf der Betonung gemeinsamer Interessen, aber immer auch der Benennung von Interessenkonflikten, was wiederum fundierte Kenntnisse der eigenen und der anderen Rahmenbedingungen voraussetzt. Die zu Beginn vagen Kooperationsideen der Vertreter der Chinesischen Universitäten und der UPB wurden im Laufe der Zeit über den Aufbau strukturierter Programme in eine immer stärkere Verbindlichkeit gegossen, was über die unterschiedlichen Ausgangsbedingungen hinweg nicht immer einfach war und auch weiterhin kompliziert bleiben wird. Ein wesentlicherer Erfolgsfaktor für die Kooperation der UPB mit den chinesischen Universitäten war die Ausweitung des Fächerspektrums über die Natur- und Ingenieurwissenschaften hinaus. Markierte der Beginn der institutionalisierten Kooperation das Austauschprogramm in den Natur- und Ingenieurwissenschaften und einer überschaubaren Anzahl von Professoren, so erweiterten sich im Lauf der Jahre die Anzahl der Lehrenden und Studierenden sowie die Anzahl der beteiligten Disziplinen. Aber auch eine gemeinsame Geschichte stellt eine nicht zu unterschätzende Verbindung her. ▲

Prof. Dr. Birgitt Riegraf

ist seit 2018 Präsidentin der Universität Paderborn, zuvor war sie Vizepräsidentin für Studium, Lehre und Qualitätsmanagement und davor im Dekanat der Universität Paderborn. Seit 2009 ist Birgitt Riegraf Professorin für Allgemeine Soziologie an der Fakultät für Kulturwissenschaften der Universität Paderborn. Sie u.a. seit 2020 Mitglied des „Expert advisory committee for cooperation between Qingdao and Germany“, seit 2019 Freundschaftsbotschafterin der Provinz Shandong und seit 2019 Mitglied im Beirat des Sino-German Eco Parc Qingdao.

Michael Saliba

沈满康

Internationale Verständigung über Wissenschaft und Forschung

声音 9

Für einen Wissenschaftler, der über nachhaltige Solarzellen forscht, ist Chinas Beitrag im Bereich der Photovoltaik in den letzten Jahren eindrucksvoll gewesen. China hat sich über viele Jahre hinweg eine sonnige Spitzenposition erarbeitet, gemessen an Publikationen, dem zügigen Ausbau großflächiger Solarparks, der Rückgewinnung von Spitzenforschern aus dem Ausland oder der Gründung von Start-Ups. Seit einem Jahrzehnt werden die meisten Photovoltaikmodule in China installiert, so dass inzwischen ein Drittel aller weltweiten Solaranlagen in China Strom produzieren. Zusammen mit anderen Ländern gibt es entsprechend einen regen internationalen Wettbewerb um das Thema nachhaltige Energieerzeugung. Gerade Deutschland hat hier entscheidende Beiträge geliefert, im wissenschaftlichen Verständnis von Solarzellen, aber auch durch die schlagartige Erzeugung eines Milliardenmarkts für Solarzellen mit der Einführung des Erneuerbaren-Energien-Gesetzes in den 2000ern, das den Photovoltaikstrom mit einer Einspeisevergütung besonders gefördert hat. Dadurch konnte die Photovoltaikproduktion hochskaliert werden, insbesondere in China. Dies hat eine weltweit florierende Solarindustrie ermöglicht, die über kostenoptimierte Lieferketten und Prozesse, Solarmodule auf die Dächer Europas und der Welt gebracht hat und bringt.

Mit dem Einsetzen von Corona haben sich die Lieferketten als anfällig erwiesen. Die Rufe werden nun lauter nach einer entkoppelteren Weltwirtschaft mit einheimischen, autarken Produktionsprozessen. Allerdings kann das Thema Solarenergie nur einen dauerhaften Beitrag gegen die Klimaerwärmung liefern, wenn es global gedacht wird. Das bedeutet zwangsläufig, dass China von Anfang an eingebunden sein muss, da ansonsten die ambitionierten (und systemessenziellen) Klimaziele für die nächsten Jahrzehnte in weite Ferne rücken. Enge Zusammenarbeiten erfolgen idealerweise früh und auf vielen Ebenen. Eine besondere Bedeutung kommt dabei der Wissenschaft zu, die im Falle der Solarzellenforschung Deutschland und China bereits eng verbindet. Die zahlreichen Wissenschaftskooperationen transzendieren Ländergrenzen und bringen Forschende oftmals bereits in jungen Jahren zusammen, wodurch langjährige Beziehungen und damit ein belastbares Vertrauen zustande kommt.

Wissenschaft und Forschung sind ihrer Natur nach auf das internationale Gespräch zwischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern angewiesen. Nur so wird es möglich, Arbeitsergebnisse auf ihre Relevanz und Schlüssigkeit hin zu überprüfen und der Aufgabe gerecht zu werden, in der Welt der Wissenschaft akzeptiertes Wissen zu vermehren. Eine Zusammenarbeit von Wissenschaftlern, gerade im frühen Karrierestadium, kann Teil dieses internationalen Dialogs sein. Dies kann dem Format der Jungen Akademie folgen, die als erste junge Akademie im Jahre 2000 in Deutschland ins Leben gerufen wurde, und zur Gründung zahlreicher weiterer junger Akademien weltweit geführt hat.

Eine Grundidee junger Akademien ist es, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ein Forum zu bieten, in dem sie fächerübergreifend und interdisziplinär zusammenarbeiten, den Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft mitgestalten, internationale Zusammenarbeit anstoßen und entscheidende Impulse entwickeln, die bei den heutigen Entscheidungsträgern Gehör finden. Die besondere Bedeutung junger Akademien liegt auch darin, dass es dabei um die wissenschaftliche Kommunikation und Vernetzung der kommenden Generation geht, derjenigen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die zunehmend Verantwortung in ihren Bereichen übernehmen werden. Grundlegend für das Gelingen eines solchen Unterfangens ist, dass die Mitglieder unter den Gesichtspunkten der qualitativen Exzellenz in den von ihnen vertretenen Disziplinen ausgewählt werden.

Gerade in politisch komplexen Situationen ist es sinnvoll, Gesprächskanäle in den Bereichen offen zu halten, die nicht unmittelbar vom politischen Tagesgeschehen betroffen sind. Das gilt vor allem, wenn Abschottungen von beiden Seiten drohen, die jede Kommunikation zu kontroversen Themen mit dem Verdacht der Politisierung belegen. Die Gegenstände der Kommunikation sind dabei fast beliebig austauschbar. Für Wissenschaft und Forschung gilt dagegen Internationalität und Stringenz.

Als Zukunftsimpuls für das Deutsch-Chinesische Dialogforum soll daher die Idee einer jungen Akademie, die in China und Deutschland beheimatet ist, eingebracht werden.

Dies erscheint besonders zeitgemäß: Die chinesische Wissenschaft hat in den vergangenen Jahren ungemeine Fortschritte erzielt, die u. a. durch das Anwerben hochtalentierter Nachwuchsforscherinnen und -forscher im Rahmen des „1000-Talente-Plans“ begünstigt wurden. Die Kombination aus neugewonnenen Forschenden mit massiven Investitionen wird in den nächsten Jahren die chinesische Wissenschaftslandschaft nachhaltig prägen. Die neuen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wurden im Ausland, teilweise auch in Deutschland, ausgebildet, wodurch eine Vertrautheit mit anderen Wissenschaftssystemen und Kulturen vorhanden ist. Zudem genießt der deutsche Wissenschaftsstandort bei Forschenden und Studierenden aus chinesischen Institutionen immer größere Beliebtheit. Aber auch Forschende und Studierende aus deutschen Institutionen lehren, forschen und studieren immer häufiger in China. Oftmals sind es gerade die jüngeren Generationen, die die vielen Austauschmöglichkeiten nutzen.

Hierfür muss ein organisatorischer Rahmen gelegt werden, der sich an den vor Kurzem von 40 jungen Akademien verabschiedeten „Richtlinien Junger Akademien“ orientieren kann, die als unverrückbare Kernbestandteile einer jungen Akademie unter anderem festhalten: Exzellenz, Diversität und Inklusivität, Verantwortungsbewusstsein, Evidenz-basiertes und reproduzierbares Wissen, Unabhängigkeit, Transparenz sowie Integrität.

Das Deutsch-Chinesische Dialogforum kann ein wichtiger Geburtshelfer für eine deutsch-chinesische junge Akademie sein und damit eine langfristige Grundlage für internationale Zusammenarbeit und Völkerverständigung legen. ▲

Prof. Dr. Michael Saliba

leitet das Institut für Photovoltaik (ipv) der Universität Stuttgart und ist zudem Gruppenleiter am Forschungszentrum Jülich. Zuvor hat er in Oxford in der Physik promoviert und war anschließend u.a. an der EPFL und TU Darmstadt tätig mit Aufenthalten in Cornell und Stanford. Er ist Mitglied der Jungen Akademie und der Global Young Academy.

Mit über 150 Artikeln in den Gebieten der Optoelektronik und Solarzellen gilt Prof. Saliba als Experte für nachhaltige Energieerzeugung; ein Thema, das ihn dauerhaft mit chinesischen Forschern verbindet, die ebenfalls an Lösungen gegen den Klimawandel forschen.

Ruth Schimanowski

施露丝

百闻不如一见 „Ein Bild sagt mehr als tausend Worte“

声音 10

Ich liebe puzzeln. Mein Vater und ich haben in meiner Kindheit tagelang den Wohnzimmertisch blockiert. In höchster Konzentration haben wir Stunde um Stunde die Puzzleteile sortiert, verglichen und zusammengesetzt. Am schwierigsten waren die Puzzle, von denen wir die Vorlagen verloren hatten.

Kein Wunder also, dass ich mich von klein auf für China interessiert habe: Ein Buch mit sieben Siegeln oder eben ein Puzzle mit Tausenden von Teilen. Ich selbst werde nächstes Jahr 50 Jahre alt, bin damit fast so alt wie die diplomatischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik China, und ich habe die Hälfte meines Lebens in China verbracht. Meinen hessischen Ehemann habe ich in Peking kennengelernt. Unsere Kinder sind in Peking geboren und aufgewachsen. Und ich bin immer noch am Puzzeln: Jeden Tag füge ich meinem Chinabild ein neues Teilchen hinzu.

Der Vergleich des Puzzles gilt für mich auch in Hinblick auf die chinesische Sprache. Mich hat die Andersartigkeit des Chinesischen fasziniert. Ich bin als Tochter eines deutschen Missionars Ende der 1970er bis Ende der 1980er Jahre in Tansania aufgewachsen. Kiswahili, Englisch, Schwedisch, Französisch – diese Sprachen habe ich in meinem schulischen und privaten Umfeld von Kindheit an gelernt. Aber Chinesisch? Die Schriftzeichen, der Satzbau, die Beschreibung von Ereignissen, das Darlegen von Argumenten oder Gefühlen, alles wirkte wie ein riesiges Puzzle auf mich. Zum Glück eines mit Vorlage. Um Chinesisch zu lernen, habe ich immer versucht, Parallelen zu finden. Die Sprichwörter – 一举两得 – Zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, oder 说曹操曹操就到 – Wenn man vom Teufel spricht, – konnte ich mir deswegen so gut merken, weil wir es im Deutschen ähnlich sagen. Man wirft im Chinesischen zwar keine Perlen vor die Säue, spielt aber die Zither für das Rind.

求同存异 „Gemeinsamkeiten suchen und Unterschiede bestehen lassen“

Wenn ich mich mit den Themen Gleichberechtigung oder Kindererziehung beschäftigt habe, wurden beim näheren Kennenlernen aus vermeintlichen Gemeinsamkeiten doch Unterschiede und andersherum. So fand ich es als Physikerin ermutigend, dass es in China so viele Ingenieurinnen gibt. Oder weibliche Finanzvorstände in großen Firmen. Und dass Chinesinnen schon kurze Zeit nach der Geburt wieder arbeiten gehen. Aber wenn man genauer hinschaut, dann gibt es für Frauen in China ganz ähnliche Probleme dabei, erfolgreich Karriere zu machen und Führungspositionen zu bekleiden, wie in Deutschland. Ich fand es rührend und praktisch, dass sich in China größten-

teils die Großeltern um die Enkelkinder kümmern. Bis mir eine chinesische Freundin erklärte, dass es oft keine freie Entscheidung, sondern wirtschaftliche Not ist, die zu diesem gesellschaftlichen Phänomen führt und dass sie sich viel lieber selbst um ihre Kinder kümmern würde.

Datierbare historische und politische Ereignisse verstehe ich als Rahmen, innerhalb dessen ich mein China-Puzzle baue. Sie prägen sich mir besonders gut ein, wenn ich mir Orte und Gebäude angeschaut habe. Auf meinen seit Corona leider viel zu seltenen Reisen in die Provinzen gibt es stets AHA-Effekte. Ich hatte im Geschichtsunterricht in den deutschen Schulen nur sehr wenig über die Geschichte Chinas gelernt. Und so war ich beim Besuch in der Yunnan'er Militärakademie von meinen gewaltigen Bildungslücken überrascht, was den Umbau der kaiserlichen Armee Ende des 19. Jahrhunderts betrifft und welche Rolle dabei Deutschland und Japan spielten. Wichtige Randstücke.

鹤立鸡群 „Herausragende Persönlichkeiten“

Aufgrund meines Lebenslaufes ist es nicht verwunderlich, dass ich menschliche Begegnungen und persönliche Erfahrungen für das wichtigste Element in den deutsch-chinesischen Beziehungen halte. Wenn ich mich umschaue, wer in den Firmen, Universitäten und Institutionen die deutsch-chinesische Zusammenarbeit gestaltet, dann sind dies oft Personen, die als junge Menschen im jeweils anderen Land studiert und gearbeitet haben. Förderorganisationen wie dem DAAD mit seinen zahlreichen Stipendien und Programmen kommen dabei eine zentrale Bedeutung zu.

Es ist ein Grundgedanke der Außenwissenschaftspolitik, dass akademischer Austausch ein Wegbereiter für engere Beziehungen zweier Staaten sein kann. Ein interessantes und in Deutschland wenig bekanntes Beispiel dafür ist Qiao Guanhua: Als einer der ersten chinesischen DAAD-Stipendiaten promovierte er von 1935 bis 1937 an der Universität Tübingen. Rund vierzig Jahre später ebnete er 1972 als chinesischer Vize-Außenminister gemeinsam mit Walter Scheel, dem damaligen deutschen Außenminister, der Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit der Bundesrepublik den Weg. Er beeindruckte Gesprächspartner mit seinem Deutsch und seinen Kenntnissen über Kant, Hegel und Spinoza. Ein zweites DAAD-Stipendiat des Jahres 1935 war der spätere Vizepräsident der Peking Universität Ji Xianlin. Er lebte bis 1945 in Deutschland und schrieb darüber das Buch „10 Jahre in Deutschland – 留德十年“. Auch aus der jüngeren Geschichte gibt es mit Liu Jinghui eine bekannte DAAD-Alumna. Die Germanistin und an der Humboldt-Universität promovierte Pädagogin hat den China Scholarship Council aufgebaut und viele Jahre als Generalsekretärin geleitet.

人山人海 „Eine Flut von Menschen“

Die Statistik zeigt, wie wichtig gute diplomatische Beziehungen sind. Die Zahlen des akademischen Austausches sind in den vergangenen Jahrzehnten rasant gestiegen: Von 4.500 chinesischen Studierenden in Deutschland im Jahr 1996 auf über 40.000 im Jahr 2022. Entsprechend umfangreich ist das Netzwerk der Deutschland-Alumni in China und die Kenntnis in China über Deutschland. Dass diese Zahlen aber keine Selbstverständlichkeit sind, zeigt die traurige Erfahrung aus der Pandemie. Die Zahl der deutschen Studierenden in China, die vom chinesischen Bildungsministerium 2019 mit über 8.000 angegeben wurde, ist 2022 auf einige Handvoll mir bekannter deutscher Studierender gesunken. In Deutschland geht mittlerweile die Sorge um, dass wir in Zukunft ohne ausreichende China-Expertise die deutsch-chinesischen Beziehungen gestalten müssen.

Natürlich sind nicht nur individuelle Förderungen wichtig. Auch institutionelle Kooperationen, gemeinsame Zentren und Fakultäten werden benötigt, um mehr Breitenwirkung und Strahlkraft zu erzeugen. Gemeinsame Studien- und Doppelabschlussprogramme haben viele Vorteile. Man studiert einen Großteil der Zeit im Heimatland, macht aber internationale Erfahrung; die Kurse, die man im Ausland besucht, sind auf die Kurse an der Heimathochschule abgestimmt; man wird in

der Regel an der Gasthochschule besser betreut und so gibt es in diesen Programmen viel weniger Studienabbrüche als bei individueller Mobilität. Das größte und sichtbarste deutsche Projekt in China ist die Chinesisch-Deutsche Hochschule (CDH) an der Tongji-Universität. Viele der besten technischen Universitäten und Hochschulen für Angewandte Wissenschaften Deutschlands sind daran beteiligt. Die Tongji-Universität selbst geht auf eine deutsche Gründung im Jahr 1907 zurück. Ihr späterer Präsident Li Guohao hat in den 1940er Jahren in Darmstadt promoviert. Er knüpft Ende der 1970er Jahre mit der Gründung eines Deutschkollegs an die Verbindung zu Deutschland an. Eine Besonderheit der CDH und ihrer Teilinstitutionen ist die praxisorientierte Ausbildung und das außerordentliche Engagement der deutschen und inzwischen auch der chinesischen Wirtschaft. Die Unternehmen sponsern Lehrstühle, bieten Praktikumsplätze an und organisieren Seminare. Auch für deutsche Studierende sind die CDH und die dort angebotenen Studiengänge und Kurse sehr interessant.

自食其果 „Man erntet, was man sät“

Große und langfristige Projekte brauchen viel Energie und viel Kommunikation. Zuständige Personen wechseln auf beiden Seiten. Das politische Umfeld und die Hochschulgesetze ändern sich. Ständig werden Anpassungen notwendig. Gleichzeitig müssen die gemeinsamen Interessen immer neu austariert werden. Das erfordert Geduld, Offenheit und ein Verständnis für den Partner. Wichtig ist aber auch, dass diese Projekte eine Zukunftsvision haben und die Motivation sich weiterzuentwickeln.

Manchmal habe ich das Gefühl, mir ist für mein China-Puzzle die Vorlage abhanden gekommen. An manchen Stellen zeigen sich nach 25 Jahren zudem Ermüdungserscheinungen. Ich finde nicht mehr die passenden Stücke, wahrscheinlich brauche ich eine neue Brille. Wie manche akademische Kooperationen, die angesichts der veränderten geopolitischen Rahmenbedingungen neu justiert werden müssen, muss ich vielleicht meinen Blickwinkel ändern. So oder so ist das Allerwichtigste, eine neue Generation von Brückenbauerinnen und Brückenbauern auszubilden. Denn die Zusammenarbeit in der Wissenschaft ist in Zeiten des Klimawandels und anderer Menschheitsfragen unerlässlich. Wir brauchen China und China braucht uns. Als Partner. ▲

Ruth Schimanowski

Nach dem Abitur hat Ruth Schimanowski als ökumenische Freiwillige ein Jahr in Taiwan verbracht. Sie kehrte 1993 über Festlandchina per Eisenbahn nach Deutschland zurück und absolvierte ein Physikstudium an der FU Berlin.

1999 kam sie mit dem DAAD „Sprache und Praxis“ Stipendium wieder nach China und arbeitet seitdem ununterbrochen dort. Im Januar 2020 übernahm Ruth Schimanowski die Leitung der DAAD-Außenstelle in Peking.

Sie hat zuvor das Verbindungsbüro von Misereor in China geleitet und war Geschäftsführerin des German Centre Beijing.

Erich Thies

埃里希·蒂斯

China im Zwielight

声音 11

Das Wort Zwielight in Verbindung mit China bedarf einer Erläuterung.¹ Grimms Deutsches Wörterbuch liegt mir nahe: im Mittelenglischen ist seit 1440 „twilight“ nachgewiesen. Wir assoziieren unmittelbar mit Zwielight zwei, doppelt. Diese Seite ist hier nicht gemeint, schon gar nicht die moralische Bewertung „zwielichtig“. Nach Grimm liegt eigentlich auch nicht die Bedeutung „doppelt“ zugrunde, sondern eher *„die vorstellungen ‚halb, gespalten, geteilt‘ oder ‚zweifelhafte, schwankend‘, wie sie von ‚doppelt‘ aus sich leicht ergaben und auch in hd. zwie-bildungen früh zutage traten, s. z. b. zwiefalt, zwiefältig, vgl. auch zweifel“*. Dem, was hier mit Zwielight gemeint ist, kommt Goethe am Nächsten. Vom *„schillernden wechselfpiel der farben (des Damast-Stoffes) zwischen hell und dunkel: ... ohne farbgrund; dadurch erhielt das ganze ein gewisses zwielight, das dem damast eigen ist, und die einzelnen theile gewannen ein unbeschreibliches leben, da die farbe dem beschauer nie dieselbe blieb, sondern in einer gewissen bewegung von hell und dunkel abwechselte (1825)“*. (Grimm, Bd. 32, Sp. 1159) Das beschreibt gut die Faszination, die Diejenigen ihre Blicke auf China und seine Menschen richten und halten lässt, die die strikte Entweder-Oder-Forderung der augenblicklichen China-Diskussionen nicht nachvollziehen wollen. Das Wechselspiel von hell und dunkel.

Hell sind Erinnerungen an eine fremde Kultur, von der Elemente in den eigenen Umgang mit der Welt eingeflossen sind. Es sind Erinnerungen, in denen Fremdes in das eigene Leben eintrat und blieb. Prägend ist der Umgang mit Zeit und den Bildern, in denen – vergeblich – versucht wird, sie zu fassen und festzuhalten.

Die Zeit geht über unser Leben darin / Wie Schatten von Wolken über eine Landschaft ziehen. In diesen Bildern wird das alte China auch heute sichtbar. Schrift, meinen wir, soll festhalten, möglichst ewig. Die Vergänglichkeit des Festhaltens wird augenscheinlich in den im Entstehen vergehenden chinesischen Schriftzeichen, wenn sie kunstvoll mit Wasser auf den Boden gemalt werden.

Dankbar und auch fröhlich macht der langjährige Umgang mit Menschen, mit denen es möglich war, vertrauensvoll in Schulen, Universitäten und Forschungseinrichtungen zusammenzuarbeiten. Die Resultate sind beträchtlich. Und machen zufrieden und stolz. Im Laufe der Zusammenarbeit wuchsen Freundschaften, entstanden über Jahre hinweg mit einer Beständigkeit und Fürsorglichkeit, die selten ist und kostbar. Beides, gelingende Gestaltung gemeinsamer Projekte und auf Freundschaft basierende, vertrauensvolle Zusammenarbeit erlaubten einen optimistischen Blick in die Zukunft.

¹ Ein Roman von Mao Dun trägt den Titel „Shanghai im Zwielight“ (1933). Er beschreibt die Zerrissenheit Chinas in den dreißiger Jahren. Hier geht es um zwei Seiten Desselben.

50 Jahre diplomatische Beziehung zwischen Deutschland und China bilden die Grundlage für das, was seit der Öffnung Chinas Ende der siebziger Jahre gemeinsam möglich war. 50 Jahre sind zunächst nur eine Zahl. Entscheidend ist, ob diese Zeit mit Leben erfüllt war. Und ist und sein wird! In Wissenschaft und Forschung entstand eine privilegierte Partnerschaft beider Staaten, die den Austausch von tausenden Wissenschaftlern, Studierenden und auch Schülern ermöglichte; zum Vorteil beider Staaten auch in den Zivilgesellschaften, in Wirtschaft und Kultur. Die Zeit des selbstverständlichen, vertrauensvollen Austausches ist heute durch schleichenden Zweifel geprägt. Wir stehen in einem Zwielflicht, das im wechselnden Hell und Dunkel die Konturen verschwimmen lässt. Skepsis beherrscht den Blick, ob denn die bisherige politische Offenheit als gemeinsame Grundlage bewahrt werden kann.

Gut zwei Jahrzehnte nahmen für mich Eindrücke in China, Erfahrungen, Erlebnisse einen wichtigen Platz in Beruf und Privatleben ein; wobei das Anekdotische nicht etwa weniger bedeutet als das Systematische. Die Spannweite ist erheblich: von Kanzler Kiesingers schwäbischem „Ich sage nur: Kina, Kina, Kina“, mit dem er 1969 vor der gelben Gefahr warnte, bis zu Freundschaften und sehnstuchtsvoll Vertrautem in Chinas alter Kultur – das in China zu finden war und immer noch ist. Dieser spannungsvolle Bogen ist geblieben, und daran hat sich bis heute nichts geändert! Vom zeremoniellen Tee im Kloster bei Hangzhou bis zu den Kameras an Kreuzungen und Hörsälen. Zwischen Kiesinger und den Kreuzungen liegen etwa fünfzig Jahre, fünf Jahrzehnte Deutsch-Chinesischer Politik. Im Jahr 1972 stand meine Dissertation über Hegel und Feuerbach im Mittelpunkt, und dafür war das Abkommen zwischen China und Deutschland ohne jede Bedeutung. China war fremd und weit weg. Die „Gelbe Gefahr“ war unreal. Das kleine rote Buch mit Zitaten von Mao war allgemein bekannt, es war die Bibel für eine kleine, sektiererische Studentengruppe. Real dagegen war damals der Kalte Krieg, in dem sich die Blöcke Vereinigte Staaten und Sowjetunion gegenüberstanden; nah war auch noch der Zweite Weltkrieg und dessen Folgen für das alltägliche Leben. China spielte keine Rolle. Inzwischen ist China Weltmacht. Heute sind wir wieder bei geopolitischen Blöcken und strategischen Schachzügen, die sich über Alles legen. Eben auch über Wissenschaft und Forschung.

Goethe in China

Die erste Begegnung mit China war prägend: eine kleine Gruppe chinesischer Germanisten aus Peking, alte Herren mit mir fremden asiatischen Gesichtern, besuchte die Pädagogische Hochschule Heidelberg. Sie sprachen ein faszinierendes, druckreifes Goethe-Deutsch. Ein fremdes und doch nahes Deutsch, ein Deutsch, das aus der Literatur des 19. Jahrhunderts vertraut war, aber nicht als lebendig gesprochene Sprache. Die Professoren aus Peking waren vorher nicht in Deutschland gewesen und hatten ihr Deutsch aus Büchern gelernt. Sie schienen Gelehrte eines vergangenen Jahrhunderts zu sein. 50 Jahre später verantwortet ein Freund, JIANG Feng, Konzilsvorsitzender der SISU, die chinesische Übersetzung von Goethes *Sämtlichen Werken*. Welten liegen in dieser Zeitspanne: Öffnung, Austausch in Wissenschaft und Forschung, Fortschritte, Gespräche, freundschaftliche Nähe. Tradition und politischer Wandel und auch wachsende Probleme ... Das Fremde und zugleich Nahe ist geblieben, und macht das Verhältnis zu China bis heute unglaublich spannend und fruchtbar.

Begegnung – Austausch – Gestaltung

Die ersten offiziellen Begegnungen mit Professoren, Politikern und Ministerialbeamten waren bestimmt durch Zeremonien, Essen und förmliche Erklärungen. In Peking, Shanghai, Nanjing und Lhasa. Delegationsrituale. Es folgten Städte wie Kunming, Xian, Shenzhen, Tsingtao ... Neben dem Förmlichen entwickelten sich allmählich persönliche Beziehungen, geprägt durch Vertrauen, Verlässlichkeit und gemeinsame Interessen. In 25 Jahren entstanden Freundschaften, die Grund-

lage waren für die Umsetzung gemeinsamer Projekte in Deutschland und China: Gründung von Konfuzius-Instituten mit XU Lin, der Leiterin von Hanban, und der Bundeskanzlerin, Austausch von Lehrern, Schüleraustausch, Summercamps in China, Chinesischunterricht an deutschen Schulen, Ausbildung von Chinesisch-Lehrern samt Staatsexamen, Anerkennung von akademischen Abschlüssen, gemeinsame Studiengänge, Deutsche Schulen in China, Berufsbildung, gemeinsame Forschungsprojekte, gemeinsame Publikationen. Es war eine Zeit enger Kooperation zwischen der Kultusministerkonferenz, der Botschaft der Volksrepublik China und Bildungseinrichtungen beider Länder.

Die Zahlen chinesischer Studenten in Deutschland stiegen deutlich, die Zahlen deutscher Schüler, die chinesisch als Schulfach wählten, ebenfalls. Seitdem gibt es sogar deutsch-chinesische Kindergärten, in denen Kinder bilingual aufwachsen. Es war eine erfolgreiche, zukunftssträchtige Zeit! Es gab viele Akteure, JIANG Feng und ich hatten das Glück, mitgestaltend dabei sein zu können.

Ein Strahlen für einen Gruß

Die Jogging-Strecke über den Campus der Tongji Universität führte an einem Kindergarten vorbei. Im Vorbeilaufen gab es einen kurzen Gruß an eine Frau, die die Kinder betreute. Ihre Antwort war ein strahlendes Gesicht, voller Offenheit und Freude – frei von allen Sprachen. Die glückliche Unmittelbarkeit dieser Begegnung, ihre unverstellte Zugewandtheit ist bleibender Teil dessen, was meine Verbindung mit China bis heute lebendig macht. Seitdem gibt es zuverlässige Freundschaften, die unverbrüchlich tragen – über alle Hindernisse hinweg, auch über wechselnde politische Rahmenbedingungen, wie sie die heutigen Beziehungen bestimmen.

Drei Monate als Gast der Peking Universität, der Tongji Universität und der Zhejiang Universität brachten zahllose offene Gespräche mit Professoren und Studenten mit sich. Vorträge und Lehrveranstaltungen führten zu Fragen und Diskussionen weit über das eigentliche Thema hinaus. In Deutschland habe ich keine solch intensive Neugier zu lernen und vorwärts zu kommen erlebt wie hier. Wenn die anfängliche Schüchternheit, vor allem der Jungen, überwunden war, und man sich in einer gemeinsamen Sprache zurechtgefunden hatte, ging es um Heideggers „Feldweg“, Hegels „Phänomenologie des Geistes“, Gadammers „Hermeneutik“, Interpretationen von Gedichten von Celan, Ernst Meister, Hilde Domin. Texte von Kant und Marx, um zeitgenössische Kunst und Kultur, um Dissertationsprojekte und nicht zuletzt um Fragen des alltäglichen Lebens und natürlich um Politik.

Die Gastfreundschaft von Professoren und das unbefangene, zugleich respektvolle Interesse der Studierenden waren immens. Das Interesse an der Kultur des jeweils anderen Staates zeigte mit seinen Fragen, wie nah und zugleich fern die jeweiligen Lebenserfahrungen waren. Die meisten der Professoren, mit denen es zu Gesprächen kam, waren mehrere Jahre in Deutschland gewesen, hatten an einer deutschen Universität studiert und besuchten „ihre“ Universität in regelmäßigen Abständen, hielten dort Vorträge oder bereiteten Publikationen vor. Die meisten von ihnen hatten ein intensives Verhältnis zu Deutschland, ihr emotionales Engagement war entschieden stärker als das, was unter Deutschen für Deutschland gewohnt war. Mehr als 40.000 Studierende aus China an deutschen Universitäten, knapp 5000 chinesische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an den Universitäten und Forschungseinrichtungen. Das entspricht einer mittelgroßen Universität allein mit Studierenden aus China. Das sind große Zahlen und Beweis für eine erfolgreiche Zusammenarbeit in Wissenschaft und Forschung.

Die Peking Universität zeigte sich am Ort der staatlichen und politischen Macht, die Tongji Universität in Shanghai in ihrer langen Verbundenheit mit deutscher Lehre und Forschung. Und die Zhejiang Universität lebte ihr hohes Maß an Qualität und Ausstattung an ihren verschiedenen Standorten. Das Maß an Hilfsbereitschaft und persönlicher Unterstützung war berührend. Die Universität im Regierungszentrum, der besonders geprägte Standort eines internationalen Shanghai

und der alte Zhejiang-Campus im Herzen von Hangzhou – drei verschiedene Perspektiven und Charaktere chinesischer Universitäten. Hinzu gekommen ist die Gastfreundschaft der Shanghai International Studies University mit einer starken Germanistischen Fakultät.

Nur Dialog verspricht Zukunft

Die Zeiten sind politisch komplizierter geworden, die machtpolitischen Interessen der Staaten überlagern und verschatten über viele Jahre gewachsene Strukturen der wissenschaftlichen Zusammenarbeit und auch freundschaftliche Verhältnisse zwischen deutschen und chinesischen Wissenschaftlern.

Der Krieg in der Ukraine erzwingt Positionierungen, die einen angemessenen Umgang miteinander in Wissenschaft und Forschung erschweren. Corona bewirkte ein Übriges. Videokonferenzen ersetzen kein persönliches Gespräch, in dem man das kann, was Voraussetzung jeder Wissenschaft ist: begründen, abwägen und sich gegebenenfalls korrigieren.

Was also kann jeder Einzelne tun? Auf der persönlichen Ebene muss Jedem daran gelegen sein, auch über räumliche und zeitliche Abstände hinweg, den wissenschaftlichen Dialog und die freundschaftliche Beziehung zu erhalten. Und offiziell? Vor wenigen Jahren wurde von den Regierungschefs beider Staaten das „Deutsch-Chinesische Dialogforum“ eingerichtet. Ein erstes Treffen fand in Tsingtao statt. Es war ein guter, erster Aufschlag, dann kam die Pandemie. Im Interesse beider Staaten liegt es, dieses – auch symbolisch wichtige – Instrument des deutsch-chinesischen Dialogs nicht nur fortzusetzen, sondern zu pflegen und zu stärken.

Das Verharren in der Trauer über Verlorenes hilft nicht weiter. Neue Projekte zwischen Hochschulen in Deutschland und China machen Hoffnung, dass eine offene Zusammenarbeit nach Prinzipien der Wissenschaft nach wie vor möglich ist. Das wirtschaftliche Interesse an Zusammenarbeit bleibt trotz einiger Reibungsverluste weiterhin ungebrochen und steht in einem starken Kontrast zu der von vielen Medien forcierten China-Kritik als scheinbar öffentliche Meinung. Was bleibt, ist die tägliche Aufgabe, den Prinzipien von Redlichkeit und wissenschaftlicher Arbeit zu folgen, den Kontakt zu chinesischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aufrecht zu erhalten und weiterhin gemeinsam an neuen Einsichten zu arbeiten. ▲

Prof. Dr. Erich Thies

Geb. 20.09.1943 in Rotenburg (Wümme) – 1963-70 Studium der Philosophie, Germanistik, Kunstgeschichte in Tübingen, Heidelberg, Berlin – 1973 Promotion in Philosophie – 1976 Professor für Philosophie an der Päd. Hochschule Heidelberg – 1978-86 Rektor der Hochschule – 1991 Planungsbeauftragter an der Humboldt-Universität zu Berlin – 1992-98 Staatssekretär für Wissenschaft, Forschung und Kultur in Berlin – 1994 Professor für Philosophie und Pädagogik an der Humboldt-Universität – 2009 Bundesverdienstkreuz 1. Klasse – 2010 Honorarprofessor an der Tongji Universität – 2011 Gastprofessor an der Beijing Foreign Studies University – 2011 Gastprofessor an der Zhejiang Universität, 2012 Senior Consultant von Hanban – 2015 Gastprofessor an der Shanghai Foreign Studies University - 2019 Mitglied des Deutsch-Chinesischen Dialogforums.

Thomas Vietor

托马斯 费托

Chancen der chinesisch-deutschen Wissenschafts- kooperation

声音 12

*aus der Perspektive der Fahrzeugtechnik
im Chinesisch-Deutschen Hochschulkolleg*

Mein Beitrag zu dieser Publikation wurde durch Frau Bundesministerin a.D. Schavan ermöglicht. Einen Beitrag zur Zusammenarbeit mit chinesischen Partnern zu schreiben bedarf bei mir keiner Motivation, daher nutze ich die Gelegenheit sehr gerne. Ich selber habe nach dem Studium des Maschinenbaus und einer Promotion im Fach Technische Mechanik 15 Jahre bei einem OEM aus der Automobilwirtschaft gearbeitet, bevor ich dann auf die Professur Konstruktionstechnik an der TU Braunschweig berufen wurde. In meiner Zeit in der Automobilindustrie habe ich in dem Konzern auch am Rande mit China als Partner in der Entwicklung und Produktion zusammengearbeitet und ein klein wenig auch direkt mit chinesischen Kunden. Der Geschäftsbereich meines Unternehmens, der für den asiatischen Markt verantwortlich war, war weitgehend getrennt von den übrigen Geschäftsbereichen. Es bestand insgesamt eher eine Zurückhaltung, sich auf diesen Märkten, aber insbesondere in China, zu engagieren. Das haben andere Fahrzeughersteller deutlich stärker verfolgt, diese haben heute auch sehr große Teile ihres Geschäftes auf dem chinesischen Markt. Das ist natürlich ein Erfolg, der aber auch das Risiko der starken Abhängigkeit mit sich bringt. Wobei die Abhängigkeit natürlich zum einen den Absatzmarkt selber betrifft aber auch stark von der jeweiligen politischen Lage abhängt. Dazu später mehr. Auch in meiner jetzigen Verantwortung spielt die politische Lage eine Rolle, viel stärker als ein erster Blick erwarten lässt.

Als Berufseinsteiger bei einem Automobilunternehmen arbeitet man natürlich mit Kolleginnen und Kollegen aus vielen Ländern zusammen. Mit meiner eigenen Weiterentwicklung im Management des Unternehmens war ich zunehmend auch für Personaleinstellungen zuständig. In vielen Interviews und Einstellungsverfahren habe ich dann auch die Stärken der Bewerberinnen und Bewerber aus unterschiedlichen Ländern kennen gelernt. Da gab es sehr deutliche Schwerpunkte in den speziellen Fachkenntnissen je nachdem aus welchem Land die- oder derjenige kam. Speziell im Bereich Berechnung und Konstruktion kamen viele sehr gute Bewerber/innen aus asiatischen Ländern. Einer meiner Mitarbeiter, später Gruppenleiter und dann auch Kollege im Management in unserem Unternehmen, kam aus China und hatte u.a. sehr gute analytische Kenntnisse auf vielen Gebieten der Fahrzeugtechnik. Dieser Kollege stellte den Anfang meiner langjährigen Zusammenarbeit mit China, – d.h. mit chinesischen Partnern – dar, nur wusste ich das natürlich lange Zeit in der Zusammenarbeit mit ihm in unserem gemeinsamen Unternehmen nicht. Nach ca. 10 Jahren der gemeinsamen Arbeit in dem Unternehmen hörte ich von ihm, dass er mit seiner Familie zurück nach China gehen wolle. Konkret nahm er die Position als Professor an der Tongji-Universität in Shanghai an. Nebenbei erfuhr ich, dass der Kollege bereits vor vielen Jahren in China Teil eines Talente-Programms war, bei dem aus sehr vielen Schülern und Studierenden einige wenige ausgewählt und gezielt über viele Jahre gefördert werden. Nach so langer Zeit in Deutschland war es sicher

ungewöhnlich für ihn, wieder zurück nach China zu gehen, aber das Angebot war offensichtlich so gut, dass mein Kollege dieses annahm. Ich dachte, ich würde ihn nicht wiedersehen, zu weit weg war ein beruflicher Einsatz meinerseits in China in meiner aktuellen Funktion.

Bis ich dann nach einigen Jahren selber die Möglichkeit nutzte, eine Stelle als Professor an der TU Braunschweig anzunehmen. Dort an der TU Braunschweig sprach mich nach kurzer Zeit der damalige Präsident an, ob ich nicht die Rolle als Beauftragter der Universität für China übernehmen wolle. Dies interessierte mich zwar, aber ich wusste nicht genau, was das bedeutete. Die TU Braunschweig war bereits zu dieser Zeit – etwa im Jahr 2010 mit verschiedenen Fächern aus den unterschiedlichen Fakultäten – in Kooperation mit jeweils unterschiedlichen Partnern in China. Ein Beauftragter für die gesamte Universität konnte weder die Fächervielfalt noch die unterschiedlichen Standorte in China unterstützen. So konzentrierte ich mich auf die Zusammenarbeit mit der Tongji-Universität in Shanghai und kam dadurch wieder in Kontakt mit meinem früheren Kollegen. Nach einigen offiziellen Reisen mit unserem Präsidium zur Tongji-Universität und natürlich Besuchen der chinesischen Partner bei uns in Braunschweig, bekam ich die Gelegenheit, im Chinesisch-Deutschen-Hochschulkolleg (CDHK) die Rolle als Fachkoordinator des Fachgebietes Fahrzeugtechnik zu übernehmen und damit die Zusammenarbeit auf eine organisatorische Grundlage zu stellen. Das CDHK wurde auf Initiative des früheren Bundeskanzlers Helmut Kohl gegründet und bestand erst aus drei, dann mit der Fahrzeugtechnik aus vier Fachrichtungen und sollte die chinesisch-deutsche Zusammenarbeit mit Beteiligung der Industrie fördern. Mentor des Programmes auf chinesischer Seite war lange Zeit der spätere chinesische Wissenschaftsminister Prof. Dr. Wan Gang, der nach seiner Promotion in Deutschland, Professor an der Tongji-Universität wurde, später Präsident dieser Universität und dann Wissenschaftsminister. Am CDHK bildet jede der vier beteiligten Fachrichtungen eine Art Fakultät mit Professorinnen und Professoren aus den jeweiligen Kollegs der Tongji-Universität. Hinzu kommen Stiftungsprofessuren, die von Industrieunternehmen finanziert werden, die sowohl in Deutschland als auch in China vertreten sind. In den jeweiligen Fachrichtungen werden eigene deutschsprachige Studienprogramme zum Master aufgebaut, bei denen Studierende jeweils in China und Deutschland einen Teil des Curriculums absolvieren. In meinen ersten beiden Jahren haben wir dann ein Doppel-Masterprogramm zwischen der Tongji-Universität und der TU-Braunschweig aufgebaut und führen dieses seit jener Zeit sehr erfolgreich durch. Die Pandemie in den vergangenen zwei Jahren hat das Programm allerdings weitgehend unterbrochen, nur noch wenige Studierende waren in dieser Zeit Teilnehmer. Wir hoffen alle, dass wir die schwierigsten Teile der Pandemie überwunden haben und das Programm wieder mit großem Engagement verfolgen und ausbauen können.

In der Zwischenzeit ist die Bedeutung von China weiter gestiegen und die Zusammenarbeit in Wirtschaft und Forschung wichtiger als je zuvor. Und das, zum Datum der Erstellung dieses Beitrags, unter sehr schwierigen Randbedingungen. Zum einen mit immer weiteren Einschränkungen, national und international durch die weltweite Pandemie, mit ungewisser Aussicht auf die weitere Entwicklung. Zum anderen durch den russischen Angriffskrieg in der Ukraine mit allen uns bisher bekannten Auswirkungen, die jede Bürgerin und jeden Bürger in Europa betreffen und darüber hinaus weltweite gravierende Veränderungen nach sich ziehen. In der Pandemie hat der Austausch von Studierenden und Forschern natürlich sehr stark gelitten. Die sehr guten Beziehungen, die über viele Jahre gewachsen sind, halten aber, und über die Distanz erfolgt nach wie vor ein durchaus guter Austausch über digitale Medien. Der direkte persönliche Austausch und die gemeinsame Arbeit an einem Ort lässt sich allerdings nicht rein virtuell ersetzen. Es konnten auch weitere Partner gewonnen werden, die jeweils mit Stiftungsprofessuren einen der Grundpfeiler des CDHK stärken. Einige Firmenpartner haben sich aber auch von der Weiterführung der Professuren verabschiedet weil man andere Prioritäten in China verfolgt oder aber unterschiedliche Erwartungen entstanden sind.

War die Zusammenarbeit zur Gründung des CDHK weitgehend auf die Lehre in Masterstudiengängen beschränkt, wird zunehmend die Kooperation in der Forschung bedeutsamer. Hierdurch sind weitere Partner auf chinesischer und deutscher Seite gewonnen worden und die Fakultäten der beteiligten Universitäten beteiligen sich noch stärker. Erste größere bilaterale Forschungsprojekte in

Zukunftsthemen wie der Elektromobilität wurden und werden von den Ministerien beider Länder finanziell unterstützt. Dies hatte vor drei bis vier Jahren eine hohe Priorität, die aber leider gesunken ist womit sich die Finanzierung solcher Projekte als zunehmend schwieriger gestaltet. Sicher auch eine Folge der globalen politischen Entwicklung, auf die die beteiligten Partner aus den Universitäten und Firmen keinen Einfluss haben. Die Zusammenarbeit wird direkt oder indirekt durch die politischen Rahmenbedingungen beeinflusst und diese sind aktuell eine zunehmende Herausforderung. Daher kann nur an die direkt beteiligten Wissenschaftler/innen appelliert werden, die Beziehungen auch in schwierigeren Zeiten weiter zu pflegen und zu entwickeln. Die langjährig gewachsenen Beziehungen entwickeln sich auch unter den aktuellen Herausforderungen positiv weiter. Es finden sich auch geeignete Formate um sich über kritische Themen auszutauschen. Mittelfristig müssen aber die Politik und die Ministerien stabile Unterstützung geben, damit das Potential der wissenschaftlichen Zusammenarbeit der beiden Länder genutzt werden kann, um gesellschaftliche und wirtschaftliche Rahmenbedingungen für die globalen Herausforderungen zu schaffen. ▲

Prof. Dr. Thomas Vietor

Thomas Vietor studierte Maschinenbau an der Universität Siegen und ist nach vielen Stationen seit 2009 Leiter des Instituts für Konstruktionstechnik an der TU Braunschweig und Universitätsprofessor für Konstruktionstechnik an der TU Braunschweig. Außerdem ist er seit 2014 Fachkoordinator für Fahrzeugtechnik des Chinesisch-Deutschen-Hochschulkollegs der Tongji-Universität, Shanghai und des Deutschen Akademischen Auslandsdienstes.

Joachim von Braun

乔基姆 冯 · 布朗

Von „Nixon in China“

声音 13

zu Forschungsk Kooperationen und Wirtschafts-Diplomatie mit China

Diplomatie kann bedeutsam sein. Richard Nixons Besuch der Volksrepublik China im Februar 1972 war ein bedeutender Schritt zur Verbesserung der diplomatischen Beziehungen zwischen den USA und der Volksrepublik China. Die Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik China im Dezember des Jahres 1972 war u.a. eine Folge der veränderten USA-China Beziehungen. Der Komponist John Adams hielt den Handschlag zwischen Nixon und Mao für weitreichender als die Mondlandung. Elf Jahre nach dem historischen Ereignis, 1983, regte der Regisseur Peter Sellars eine Oper darüber an. 1988 haben meine Frau und ich diese Oper *Nixon in China* im Kennedy Center in Washington D.C. gesehen. Ich wollte dies erleben, da ich die künstlerische Sicht auf die USA-China Beziehungen verstehen wollte, zumal ich zu der Zeit schon einige Male in China gewesen war und Forschungsk Kooperationen begonnen hatte.

Diese Oper – wie auch die diplomatischen Beziehungen – wurde damals sehr unterschiedlich beurteilt. Ein Kritiker sagte „Herr Adams machte, was McDonald's mit dem Hamburger anstellte: Er strapazierte einen simplen Einfall für alle Ewigkeit“, andere hielten dies für die größte amerikanische Oper seit *Porgy and Bess*. Meine Kritik siedelte sich eher dazwischen an.

Chinas politische und wirtschaftliche Transformation nach 1978 faszinierte mich. Erstaunlich wenig von der internationalen Wirtschafts- und Entwicklungspolitik wurde damals und heute wahrgenommen, dass die Transformation der Landwirtschaft Chinas und die damit verbundene Reduzierung der Armut die Grundlage des faszinierenden Aufstiegs der Nation war.

Meine Erfahrungen mit wissenschaftlicher Kooperation in den 1990er und 2000er Jahren waren insgesamt positiv. Dies waren diverse Kooperationen aus meinen Instituten an der Universität Kiel, dann Bonn und dann als General Direktor des International Food Policy Research Institute in Washington DC. Die Kooperationen waren von gegenseitigem Respekt, gemeinsamem Lernen und Offenheit gekennzeichnet. Dabei war ein großes chinesisches Interesse an der jüngeren deutschen Wirtschaftsgeschichte zu befriedigen.

Meine über drei Jahrzehnte reichenden gemeinsamen Forschungen mit Universitäten und Akademien zu Ernährung, Agrar-Marktpolitik, Beschäftigungspolitik, Finanzsystemen sowie Armuts- und Sozialpolitik waren oft verbunden mit direkter Diskussion zur Umsetzung von sich gerade erst abzeichnenden Forschungsergebnissen. Diese Bereitschaft zum raschen experimentellen Umsetzen von Innovationen auf lokaler oder regionaler Ebene ist ein wesentlicher Faktor des Erfolges und atemberaubenden Tempos der chinesischen Transformationsprozesse.

Meine vielen Reisen durch chinesische Provinzen und dortige Dialoge auf den verschiedenen Ebenen, mit Bauern, lokalen Entscheidungsträgern und Politikern haben schon früh in den 1980er Jahren die großen Chancen erahnen lassen, die dann die Welt und China selbst überraschten. Entscheidend dafür war m.E. das Interesse an Bildung und an evidenzbasierten, forschungsinformierten Innovationen.

Fruchtbringende Wissenschaftsdiplomatie war nicht nur in den frühen 2000er Jahren möglich, sondern wurde aus China aktiv mitbetrieben. Da war nicht nur der häufige Austausch über Wissenschaftler und Doktoranden. Ich kann auch auf mehrere persönlichen Erfahrungen mit Tagungen zu kontroversen Themen verweisen. So die Initiierung eines wissenschaftlich/ politischen China-Indien Dialogs (*The Dragon and the Elephant*) zu wirtschaftlicher Entwicklung und Landwirtschaft. Das war zwar in den 2000er Jahren nicht einfach, aber möglich und erfolgreich¹. Eine internationale Konferenz unter dem Titel *Taking Action for the World's Poor and Hungry People*, die ich im Oktober 2007 in Peking mit Partnern organisiert habe (mit State Council Leading Group Office of Poverty Alleviation and Development of China, sowie International Poverty Reduction Center in China (IPRCC) und der Chinese Academy of Agricultural Sciences (CAAS)), hatte über tausend engagierte Teilnehmer aus aller Welt, die sich mit den Erfolgen und Problemen der Armutsreduzierung, chinesischen Erfahrungen und Lösungen befassten. Diese Tagung fand damals in offener Atmosphäre und mit wachem Engagement hochstehender chinesischer Politiker statt, obwohl zeitgleich der XVII. Parteitag (2007) stattfand.

Zurück zum letzten Akt der Oper *Nixon in China*. Der dritte Akt thematisiert den letzten Tag des Staatsbesuches. Die Beteiligten sind müde, nur das Ehepaar Mao ist guter Dinge. Der große politische Durchbruch blieb aus. Das abschließende Kommuniqué ist gerade ausreichend, damit beide Seiten ihr Gesicht wahren. Die Maos beginnen zu tanzen (Jiang Qing: „*We'll teach these motherfuckers how to dance*“); beide Paare blicken auf ihr Leben zurück – Mao und seine Frau auf die Zeit des revolutionären Kampfs, Nixon auf seine Jahre als Marinesoldat im Krieg. Premier Zhou Enlai fragt nachdenklich: „*How much of what we did was good?*“ Diese Frage müssen wir uns auch heute stellen – auf beiden Seiten in Deutschland und in China. Viel war meines Erachtens gut am wissenschaftlichen Austausch.

Im Gegensatz zur modernen Oper *Nixon in China* ist die traditionelle Peking-Oper viel komplexer und auch viel länger. Mythen und alte Geschichten spielen wichtige Rollen, dabei sind ethische Werte wie Liebe zum Vaterland, Freundschaft und Liebe zentral. Die Peking-Oper vereint eine Vielzahl von Künsten mit Gesang, Instrumentalspiel, Schauspiel, Pantomime, Tanz und Kampftechniken. Vielleicht sollte die Deutsch-Chinesische Diplomatie sich solcher Komplexität und Vielfalt befleißigen, um in den kommenden 50 Jahren erfolgreich zu sein. Wissenschafts-Diplomatie sollte dabei eine Komponente des „Schauspiels“ sein, nicht eine Kampftechnik. ▲

Prof. Dr. Joachim von Braun

ist Senior Professor für wirtschaftlichen und technologischen Wandel am Zentrum für Entwicklungsforschung (ZEF) der Universität Bonn. Seine wissenschaftlichen Arbeiten konzentrieren sich auf wirtschaftliche Entwicklung, Landwirtschaft, Ernährung, Armut, Nachhaltigkeit und Innovation. Er ist Präsident der päpstlichen Akademie der Wissenschaften, Mitglied der deutschen Akademie Leopoldina und anderer Akademien, Mitglied in Beratungsgremien chinesischer Forschungseinrichtungen, z.B. der Academy of Global Food Economics and Policy (AGFEP), China Agricultural University und des Center for Chinese Agricultural Policy, Chinese Academy of Science (CAS), Beijing, China.

¹ <https://www.ifpri.org/publication/dragon-and-elephant>

Ralph Weber

韦宁

Zum diplomatischen Umgang mit grundlegender politischer Differenz

声音 14

Die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen zwei Staaten ist ein historisch bedeutendes Ereignis. Besonders runde Jahrestage werden daher von den jeweiligen Regierungen und den Außenministerien feierlich und ritualisiert, d.h. entlang festgelegter diplomatischer Gepflogenheiten, begangen. Sie werden meist auch im übertragenen Sinne „diplomatisch“ begangen. Man versucht Missstöne zu vermeiden, lobt nach Möglichkeit das derzeitige Verhältnis und erzählt sich gegenseitig eine für den Anlass entsprechend zurechtgerückte Geschichte der bisherigen Beziehungen. Für all das gibt es gute Gründe. Die Abwesenheit diplomatischer Beziehungen wird gemeinhin als ungünstiger, potentiell gar gefährlicher Zustand gewertet, der Abbruch von Beziehungen als Eskalation und *ultima ratio* verstanden.

Vor zwei Jahren durfte die Schweizerische Eidgenossenschaft den 70. Jahrestag der Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit der Volksrepublik China feiern. Dieses Jahr begehen Deutschland und China den 50. Jahrestag. Wie es liberalen Demokratien eigen ist, bietet ein solcher Anlass auch für zahlreiche Akteure der Zivilgesellschaft, der Medien, der Universitäten und der Wirtschaft eine Gelegenheit, sich zu äußern, entsprechende Veranstaltungen zu organisieren und allenfalls auch Aspekte anzusprechen, die bei den offiziellen Feierlichkeiten unausgesprochen bleiben. Je nach Interessen und Agenden verhalten sich auch diese Akteure eher „diplomatisch“, oder dann in bewusster Abgrenzung dezidiert kritisch. Dieser Pluralismus ist in gewisser Hinsicht gewollt. Er ist für sich genommen Demokratien zuträglich. Nur finden diese Äußerungen und Handlungen keineswegs im innerstaatlichen Vakuum statt, sondern stehen selbst im Kraftfeld jeglicher Einflussversuche verschiedenster Akteure. Die Tatsache, dass die Volksrepublik China keine liberale Demokratie, sondern, wie in der Staatsverfassung im ersten Artikel festgehalten, „ein sozialistischer Staat unter der demokratischen Diktatur des Volkes“ ist und im Land eine weiterhin weitgehend leninistisch organisierte Kommunistische Partei mit entsprechenden Ressourcen für politische Aktivitäten im Ausland herrscht, verkompliziert die Angelegenheit zusätzlich erheblich.

Die derzeitige weltpolitische Lage mit dem Angriffskrieg der Russischen Föderation in der Ukraine und die zahlreichen Spannungen mit der Volksrepublik China in deren Umgang mit Hongkong, mit tibetischen, uigurischen und anderen Minderheiten, mit Dissidenten, Menschenrechtsanwälten oder Journalisten, aber auch das als neues Selbstbewusstsein apostrophierte weltweite Gebaren und Versuche der politischen Einflussnahme im Ausland, auch hier in Europa und in Deutschland, haben die Diskussionen zu einer glaubwürdig wertebasierten Außenpolitik neu befeuert. Im Kern drehen sich einige dieser Diskussionen um ein grundsätzliches Dilemma in der Auseinandersetzung mit autoritären Regimen, das an sich nicht neu ist, das auch nie verschwunden war, welches

man aber lange – mit Blick auf China sicherlich auch durch die Devise von „Wandel durch Handel“ begünstigt – vernachlässigen konnte. Das Dilemma lässt sich etwa so formulieren: Zunächst bedeuten diplomatische Beziehungen nicht mehr als eine formelle Anerkennung, die Anerkennung eines Staates durch einen anderen. Durch die gelebte Praxis der Beziehungen entstehen notwendigerweise und durchaus erwünscht (von der Diplomatie teils auch explizit zu befördernde) Interessen, für die jede Verschlechterung der Beziehungen einen Schaden bedeutet. Hieraus entspringt die Gefahr, dass über die Zeit der formellen eine materielle Anerkennung folgt, sodass die Frage gestellt werden darf: Wie setzt man sich als liberale Demokratie und als in ihr eingebetteter Akteur in ein Verhältnis mit einem autoritären Regime, ohne durch das eigene Tun und Sagen die fundamental trennende, normative politische Differenz zu normalisieren und damit einzuebnen, ja, allenfalls damit sogar die eigene Wertebasis letztlich zu unterminieren?

Natürlich hat die Dringlichkeit der Sache mit den vorhandenen oder auch nur wahrgenommenen Machtverhältnissen zu tun. Solange man mit der Volksrepublik China unter der Erwartung von politischer Reform und einem Wandel hin zur Demokratie interagierte, war die Überwindung der politischen Differenz ja nur eine Frage der Zeit. Nachdem nun aber der Wandel ausgeblieben und stattdessen die Volksrepublik China und unter Xi Jinping auch die Kommunistische Partei erstarkt sind und öfters auch ihre Muskeln spielen lassen, steht die politische Differenz wieder viel deutlicher und viel unüberbrückbarer im Zentrum. Dazu kommt, dass in europäischen Gesellschaften intern autoritäre Bewegungen an Gewicht gewonnen haben, welche spaltend wirken und die Wertebasis liberaler Demokratien grundlegend zur Disposition stellen. Demokratisch legitimierte Regierungen werden so als „Diktaturen“ verschrien, während autoritäre Regime zur überlegenen „demokratischen“ Alternative verklärt werden.

Was könnte man nun tun, um als liberale Demokratie im materiell gelebten Umgang mit einem autoritären Regime wie der Volksrepublik China jenseits der Formalität diplomatischer Beziehungen die eigene Wertebasis zu verteidigen? Insoweit die Machtverhältnisse bei der Dringlichkeit, wie sich das Problem der politischen Differenz stellt, eine Rolle spielen, möchte man seine eigene Machtposition selbstverständlich stärken. Das ist aber nicht nur einfacher gesagt als getan, sondern es bleibt auch fraglich, ob damit das grundlegende Problem der Einebnung und der möglichen Unterminierung der Wertebasis behoben würde, nur, weil dann abermals wieder keine Dringlichkeit mehr vorherrschte. Die Volksrepublik China hat ihre Macht ja gerade in Zeiten des Wandels durch Handel gewonnen. Eine Steigerung der eigenen Macht mag aber natürlich aus vielen anderen Gründen wünschenswert sein.

Eine einfach umsetzbare Maßnahme betrifft die Wortwahl im Umgang mit der Volksrepublik China. Die eigene Wertebasis kann und soll deutlich gemacht werden. Nebst dem Einsetzen für Demokratie, Menschenrechte und Rechtsstaatlichkeit gilt es aber auch subtilere Ebenen der Kommunikation zu beachten. Insbesondere zu vermeiden gilt es Einebnungsvokabular, also Worte, auf die sich beide Seiten in scheinbarem Konsens verständigen können. Zum Beispiel sollte man nicht, wie dies ein Mitglied der Schweizerischen Regierung getan hat, von „Partizipation der Bevölkerung“ sprechen, wenn man damit die halb-direkte Demokratie auf Schweizer Seite und leninistischen demokratischen Zentralismus auf Seite der Volksrepublik China meint. Es ist nicht förderlich von „Menschenwürde“ zu sprechen, wenn man eigentlich die „Menschenrechte“ meint, und angesichts der chinesischen Versuche, den Sinn der Menschenrechte im Kern auf den Kopf zu stellen, müsste man auch hier ausdifferenzieren und genauer formulieren. Adäquater ist es, in Interaktionen wo immer möglich die politische Differenz anzeigende, unterschiedliche Worte zu verwenden.

Es geht darum, falschen Äquivalenten vorzubeugen. Die All-China Federation of Industry and Commerce (ACFIC, 中华全国工商业联合会) ist etwa keineswegs ein Pendant des Bundesverbands der Deutschen Industrie (BDI), insoweit ersteres direkt dem Einheitsfrontarbeitsdepartement der Kommunistischen Partei unterstellt ist. Mit einer differenzierten und auf Differenzen bestehenden Kommunikation wird dem chinesischen Gegenüber auch mitgeteilt, dass man mit dem politischen

System vertraut ist. Letztlich gilt es Vokabular zu vermeiden, das etwa in der Propaganda und der Einheitsfrontarbeit der Kommunistischen Partei zentrale Verwendung findet. Darunter fallen subtilere Ausdrücke wie „Freunde“ oder „Brücke“, offensichtlicher „win-win-Kooperation“ oder „eine neue Ära“. Statt eines „Dialogs“, der von zivilgesellschaftlichen Kräften verfolgt wird, möchte man vielleicht lieber davon sprechen, dass man „Kontakte“ unterhält oder die eigene „Position“ übermittelt. Sprache wird vonseiten der Volksrepublik China äußerst differenziert und bedacht verwendet. Gute Kenntnisse der Terminologie des chinesischen Parteistaats, sowie seiner Strukturen und Arbeitsweisen, sind eine Voraussetzung dafür, die eigenen Positionen glaubhaft und mit eigens gewähltem Vokabular zu vertreten.

Natürlich wird man nicht allein mit der Wortwahl die weltpolitische Lage und die Spannungen mit der Volksrepublik China zum eigenen Nutzen zu wenden vermögen. Nebst wohl überlegten Worten sind dafür sicherlich ebenso gut durchdachte Taten gefragt. Aber mit Sprache kommuniziert man stets auch nach innen, an die den Staat konstituierende Bevölkerung, der in einer liberalen Demokratie zum Glück nicht die Rolle einer „demokratischen Diktatur“ zugeordnet wird, die aber dennoch zentral ist. Wenn nun der 50. Jahrestag der Aufnahme diplomatischer Beziehungen gefeiert wird, wie er gefeiert werden soll, dann bestehen, trotz des Bestrebens sich „diplomatisch“ ausdrücken zu wollen, sehr wohl Spielräume, die entsprechend ausgefüllt werden können, um die grundlegend politische Differenz zwischen der „Bundesrepublik“ und der „Volksrepublik“ anzuzeigen. ▲

Prof. Dr. Ralph Weber

ist Professor für European Global Studies an der Universität Basel in der Schweiz. Seine Forschungsgebiete umfassen die chinesische politische Philosophie, den modernen Konfuzianismus sowie die chinesische Politik. Er beschäftigt sich mit den europäisch-chinesischen Beziehungen und hat im Dezember 2020 eine vielbeachtete Studie zur Einflussnahme des chinesischen Parteistaats in der Schweiz veröffentlicht.

Marion Weissenberger-Eibl

未曼永

50 Jahre deutsch- chinesische Beziehungen in die Zukunft führen

声音 15

Fünfzig Jahre diplomatische Beziehungen zwischen China und Deutschland sind eine lange Zeit. Dazu gratuliere ich den beiden Ländern herzlich – wohl wissend, dass die gemeinsame Vergangenheit von Deutschland und China nicht erst mit der Aufnahme der diplomatischen Beziehung begann! Der Blick zurück in die Vergangenheit ist sicherlich lohnenswert. Als Innovations- und Zukunftsforscherin richte ich meinen Blick jedoch sehr viel lieber nach vorne. So blicke ich stets in die Zukunft und frage in diesem Zusammenhang: Was können die nächsten 50 Jahre deutsch-chinesische Beziehungen wohl bringen?

Zunächst einmal sei klargestellt: Auch die Zukunftsforschung verfügt über keine Glaskugel. Dennoch können wir mithilfe verschiedener Techniken und Methoden systematisch Zukunftsbilder erarbeiten und Strategien entwickeln. Damit schaffen wir eine solide Basis für künftige Entscheidungen. Als Innovationsforscherin interessiere ich mich insbesondere für Innovationen und deren Auswirkungen. Für deutsche wie chinesische Unternehmen sind Innovationen ein zentraler Schlüssel, um im digitalen Zeitalter der Zukunft zu bestehen: Traditionell ist die deutsche Wirtschaft im Maschinen- und Anlagenbau stark. Es kommt jetzt und in Zukunft darauf an, digital zu denken und mit künstlicher Intelligenz und *Machine Learning* die industrielle Produktion voranzutreiben. Doch wir alle wissen: Die globalen Wirtschaftsgefüge verändern sich rasant. Nicht nur die Geschwindigkeit wird weiter zunehmen, die Systeme werden auch immer komplexer. Diese moderne Welt erfordert von allen Akteur*innen, Themen viel stärker zu verknüpfen, um auch unkonventionelle Lösungen zu finden. Im Zeitalter der Digitalisierung wird herausstechen, wer (fachliche) Grenzen überschreitet und mit neuen Partner*innen zusammenarbeitet. China, mit seiner immensen Wirtschaftskraft und seinen teilweise weltweit führenden Technologien, bietet sich als vielversprechender Kooperationspartner für die deutsche Wirtschaft an. Chinesische Unternehmen hingegen könnten am leistungsfähigen deutschen Innovationssystem partizipieren, indem sie sich im Rahmen von Forschung und Entwicklung eigenständig engagieren und mit deutschen Partnern kooperieren. Auf Basis der jeweiligen Stärken und Vorzüge beider Volkswirtschaften könnten deutsche und chinesische Unternehmen auf Augenhöhe Synergien finden, gemeinsam Ideen umsetzen und diese schließlich zum Erfolg führen.

Daher möchte ich drei Herausforderungen thematisieren, die es in den Fokus zu nehmen lohnt und derer wir uns gemeinsam annehmen sollten:

- Zunächst möchte ich den Klimawandel nennen. Der Klimawandel ist eine der mächtigen Grand Challenges, denen wir sehr aktiv begegnen sollten. Als globales Phänomen wirkt der Klimawandel

weltweit. Daher ist die Herausforderung Klimawandel auch prädestiniert für eine deutsch-chinesische Zusammenarbeit und gemeinschaftliche Lösungsansätze. Wassermangel, Desertifikation, Umweltkatastrophen und Energieversorgung sind nur ein paar Phänomene, die China und Deutschland betreffen. Vor allem im Bereich der erneuerbaren Energien sehe ich vielfältige Anknüpfungspunkte für gemeinsame Aktivitäten. Wenngleich beide Länder hier Vorreiterrollen in ihren Regionen einnehmen, ist in Deutschland der Ausbau der Wind- und Solarenergie ins Stocken geraten. Chinas Zahlen sind beeindruckend. Beide Länder werden aber von der Schwierigkeit gehemmt, umliegende Städte und Regionen mit grünem Strom zu versorgen. Sehr gute Chancen auf Synergieeffekte sehe ich auch im Bereich der Windkraft. Acht der zehn größten Anlagenbauer sitzen in Deutschland und China. Hierin liegt ein enormes Zukunftspotenzial.

- Beim Thema Ernährung gibt es ebenfalls einiges zu tun. Unsere Ernährungssicherheit ist ein weltweites Problem, das in Zukunft auch hochentwickelte Staaten verstärkt betreffen kann. Deutschland und China ist u.a. gemein, dass sie hohe Bevölkerungszahlen aufweisen und über vergleichsweise wenig landwirtschaftliche Fläche verfügen. Mit zunehmendem Wohlstand steigt auch in China einerseits das Körpergewicht und andererseits das Bewusstsein für gesunde Ernährung und die Nachfrage nach Bio-Produkten. Smog und Wasserverunreinigungen bspw. führen uns allen die Notwendigkeit einer intakten Umwelt vor Augen. Wir sehen: Der Tisch für deutsch-chinesische Innovationsbestrebungen ist reichlich gedeckt. Synergieeffekte können durch deutsch-chinesische Kooperation entstehen. Deutschland ist bspw. in landwirtschaftlichen Themen wie der Produktionssteigerung und der biologischen Landwirtschaft eine Top-Adresse, China brilliert bei der Kommerzialisierung.
- Die deutsche wie auch die chinesische Bevölkerung droht zu überaltern. Das bringt nicht nur Rentensysteme in Bedrängnis, sondern auch das Gesundheitswesen. In China ist etwa die Altenpflege noch immer Sache der Familie, wobei dies keine Option für die Zukunft ist. Auch in Deutschland werden sich Knappheiten in der Gesundheitsversorgung eher verschärfen. Für die Herausforderungen der alternden Gesellschaft sehe ich daher gemeinsame Anknüpfungspunkte. Deutschland punktet mit dem dualen Ausbildungssystem, China ist fit im Bereich Robotik – auch in der Pflege. Es bietet sich also an, in diesen Themen sowohl voneinander zu lernen und sich zu inspirieren als auch gemeinsame Aktivitäten zu verfolgen, die eine Kombination aus menschlicher Pflege und intelligenter, technischer Unterstützung anstreben.

Doch wie stellen sich die Voraussetzungen für gemeinsame Innovationsaktivitäten zwischen China und Deutschland dar? Deutschland zählt zu den innovationsstärksten Ländern der Welt. Das zeigt der Innovationsindikator, an dem das Fraunhofer-Institut für System- und Innovationsforschung ISI seit vielen Jahren im Auftrag des Bundesverbandes der Deutschen Industrie mitwirkt. Laut der aktuellen Ausgabe von 2020 erreicht Deutschland erneut Platz vier im internationalen Vergleich von insgesamt 35 Volkswirtschaften. Doch die deutsche Innovationsleistung stagniert. In den gemessenen Teilsystemen Wirtschaft, Bildung, Wissenschaft, Gesellschaft und Staat ist Deutschland nur mittelmäßig. Deutschlands Innovationsstärke hat noch Luft nach oben. Um weiterhin an der Spitze zu bleiben, sind verstärkt Investitionen in die Forschung zu künstlicher Intelligenz und die Ausbildung von Fachkräften sowie mehr Offenheit gegenüber ausländischen Technologien gefragt. Hier lohnt sich der Blick nach China.

Doch nicht nur in Hinblick auf technologische Innovationen ist Deutschland ein Vorreiter. Auch im Bereich der sozialen Innovationen punktet die deutsche Forschungs- und Unternehmenslandschaft zunehmend. Seit einigen Jahren gibt es zudem verstärkt Neuerungen in den Bereichen Forschung, Kommunen, Bürgerschaft, Verwaltung, Politik und Wirtschaft. Im Fokus dieser Aktivitäten liegt das gesellschaftliche Miteinander. Daher ist die Zusammenarbeit verschiedener Akteure aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen in jedem Fall zielführend. Soziale Innovator*innen entwickeln neue Lösungen für die Art und Weise, wie wir leben und unsere sozialen Praktiken gestalten. Dabei stehen Fragen zur Organisation gesellschaftlicher Abläufe, zum Konsumverhalten, zur Pflege

älter Menschen oder zur Behandlung von Krankheiten im Vordergrund. In offenen und kreativen Netzwerken arbeiten verschiedenste Akteur*innen gemeinsam an innovativen sozialen und praxisnahen Lösungen für das Zusammenleben in unserer Gesellschaft der Zukunft.

Soziale Innovationen könnten Lösungsansätze bieten, die wir mit unseren chinesischen Partner*innen gemeinsam vorantreiben sollten. Denn sie werden auch Antworten liefern für Herausforderungen wie Klimawandel, Ernährung und Konsum sowie die Pflege älterer Bürger*innen.

Chinas Innovationsstärke ist dagegen (noch) nicht absolute Spitze. Trotz einer starken Dynamik im Subsystem Wirtschaft schafft es China bisher nur auf Platz 26 im weltweiten Ranking des Innovationsindikators. Der Fokus der chinesischen Bemühungen liegt weiterhin auf einigen wenigen Technologien. Gleichzeitig hat die chinesische Führung hohe Ambitionen, dieses Defizit auszugleichen und aufzuholen. Einerseits begünstigen weiterhin Preisführerschaft und Infrastrukturinvestitionen sowie die Konzentration auf bestimmte Technologien den innovationstechnologischen Erfolg. Andererseits profitieren in China zunehmend innovative Technologie-Start-ups von der Unterstützung staatlicher Agenturen und risikofreudiger Venture-Capital-Investor*innen. Hier kann Deutschland meines Erachtens noch lernen.

Der Erfolg dieser Markteinsteiger gründet nicht zuletzt auf der offenen Fehlerkultur im chinesischen Markt. In der chinesischen Mentalität gilt: „Es fehlt nicht viel!“ Das bedeutet, auch Produkte und Dienstleistungen, die einen Entwicklungsstatus von etwa 80 Prozent haben, gehen an den Markt. Nachgebessert werden kann später. Das funktioniert zwar nur bei bestimmten Produkten und Services, doch die experimentierfreudige chinesische Gesellschaft sieht es genauso. Sie zeigt sich stets offen für neuartige, digitale Lösungen. Auch hier können wir von unseren chinesischen Partnern lernen. Wir können lernen, Neuem offener gegenüberzustehen und den Mut zu haben, Fehler auch mal zuzulassen. Wer in Experimentierräumen und Pilotprojekten ausprobiert und testet, schafft eine gute Basis für die weitere Entwicklung. Da können auch mal Fehler passieren. Das ist nicht schlimm, solange wir reflektieren, was schiefgelaufen ist. So können wir aus Fehlern lernen und gezielt optimieren und nachbessern – idealerweise im direkten Austausch mit Anwender*innen und *Stakeholdern*.

Jeder Innovationsprozess ist einzigartig und hochkomplex. Das gilt umso mehr, wenn es um die großen Herausforderungen in Gegenwart und Zukunft geht. Sie erfordern eine gleichberechtigte Zusammenarbeit mit neuen Partner*innen. Das Ziel sollten immer Innovationen mit nachhaltigen Auswirkungen sein, sprich Innovationen, die langfristig positive Folgen auf wirtschaftlicher, ökologischer und sozialer Seite mit sich bringen. Umso wichtiger ist einerseits die Auseinandersetzung mit technologischen und gesellschaftlichen Trends und andererseits die Verknüpfung von ähnlichen Interessen. Die Zukunft bietet den deutsch-chinesischen Beziehungen reichlich Potenzial für Kooperationen und gemeinschaftliche Lösungsansätze. Lassen Sie uns unsere Zusammenarbeit fortführen. ▲

Univ.-Prof. Dr. Marion A. Weissenberger-Eibl

leitet das Fraunhofer-Institut für System- und Innovationsforschung ISI in Karlsruhe und ist Inhaberin des Lehrstuhls für Innovations- und TechnologieManagement am Institut für Entrepreneurship, Technologie-Management und Innovation am Karlsruher Institut für Technologie (KIT). Sie arbeitet zu Entstehungsbedingungen von Innovationen und deren Auswirkungen. Wiederholt wurde sie als eine der 100 einflussreichsten Frauen der deutschen Wirtschaft ausgezeichnet. Die studierte Bekleidungstechnikerin sowie Betriebswirtschaftlerin promovierte und habilitierte sich an der Technischen Universität München. In Wirtschaft und Politik ist sie eine geschätzte Expertin in den Fokusthemen Digitalisierung, Nachhaltigkeit, Innovation und Zukunftsforschung.

Yan Xu-Lackner

徐艳

Dazwischen

声音 16

An jemand wie mich, die mehr als die Hälfte der Lebenszeit in Deutschland verbracht hat, wird oft die Frage gestellt, ob ich mich eher deutsch oder chinesisch fühle. In der Übersetzungstheorie ist und bleibt es umstritten, ob die größte Anpassung an die Zielsprache oder eine möglichst hundertprozentige Treue zur Ausgangssprache, oder sogar ein Irgendwo dazwischen, besser ist. Führen wir uns die Übersetzungspraxis von Richard Wilhelm in Zusammenarbeit mit Lao Naixuan vor Augen, die mit der chinesischen Erklärung des *Yijing* von Lao Naixuan begann, sich mit der Übersetzung ins Deutsche von Richard Wilhelm fortsetzte und mit der Rückübersetzung von Richard Wilhelm ins Chinesische zum Zweck der Kontrolle durch Lao Naixuan endete, sehen wir fast bildhaft die ständige Bewegung zwischen den beiden kulturellen Polen.

Diese ständige Bewegung kennzeichnet ebenfalls die fünfzigjährigen Beziehungen zwischen Deutschland, genauer gesagt, der Bundesrepublik Deutschland und China, und nichts desto weniger auch mein Leben. Mit dem brennenden Wunsch, Germanistin zu werden, schrieb ich meine Bachelor-Arbeit über die „Werther-Rezeption in China“. Vor dem Ende des Studiums machten wir 1986 jedoch ein einmonatiges Praktikum im Automobilwerk von Changsha und hatten die Aufgabe, das deutsche Handbuch für eine neue Autolinie, die in Changsha produziert werden sollte, ins Chinesische zu übersetzen. Vom Inhalt hatte ich nicht viel verstanden. Es ist mir ein ewiges Rätsel geblieben, ob die Ingenieure mit unseren Texten etwas anfangen konnten.

1990 kam ich nach Berlin. Berlin war noch nicht von multi-kulti überrollt und die interkulturelle Germanistik ließ noch auf sich warten. Als Stipendiatin der TU Berlin war vereinbart, dass ich Erziehungswissenschaften als erstes Hauptfach studieren sollte, damit ich später eine qualifizierte Deutschlehrerin in China werden kann. Ich eilte zu einem Germanistikprofessor und trug den Wunsch vor, Germanistik als mein zweites Hauptfach zu belegen; mit dem Hinweis, „Germanistik sei zu schwer für Ausländer“ wurde ich jedoch getröstet. Das war noch die Zeit, da ein sehr renommierter Hegel-Spezialist aus China gezwungenerweise immer wieder Vorträge über Konfuzius, die „Sieben Weisen vom Bambushain“ und Laozi zu halten hatte. Das entspräche etwa einem deutschen Sinologen, der in China zu profunden Vorträgen über Goethe, Schiller und Paul Celan eingeladen würde.

Also wurde Sinologie mein zweites Fach. Die Magisterarbeit handelt von Humboldts Sprache und Denken in Bezug auf Chinesisch und in meiner Doktorarbeit geht es um Fremdsprachenpolitik in China in Bezug auf das Ti- und Yong-Prinzip, letztlich die Frage um Nützlichkeit des Neuen versus traditionelle chinesische Werte. Irgendwie hatte ich den Eindruck, dass ich als Chinesin mit einem

China-Thema besser durchkam bzw. von mir erwartet wurde, ein China-Thema zu bearbeiten. Also bewegte ich mich immer mehr nolens volens in Richtung China. Zum einen entwickelte sich tatsächlich ein Interesse, – mit der Entfernung zur Heimat – mehr über China und seine Kultur zu wissen; zum anderen war es wohl eine mir nicht bewusste Strategie, ein eigenes Terrain zu etablieren, auf dem ich „gut“ sein konnte – und sollte. Bei meinen vielen Jobs als Studentin ging es ausnahmslos um China, und dies spiegelte wiederum die gesellschaftliche Erwartung wider: Ob nun als Chinesischlehrerin, als Übersetzerin, als interkulturelle Trainerin – alles war mit dem Attribut „China“ versehen. Ich war sicher kein Einzelfall in jener Zeit, wenn man bedenkt, wie viele Dissertationen über Döblins „Die drei Sprünge des Wang-lun“ von Chinesen um diese Zeit entstanden. Es ist auch kein Wunder, dass viele chinesische Studenten später der Interkulturellen Germanistik hinterherrannten und deren Erfinder Alois Wierlacher in den Himmel lobten. Mit der Interkulturellen Germanistik entstand eine Form von Deutungshoheit, die zulässt, ja, sogar dazu einlädt, die fremdkulturellen Hintergründe einzubringen. Waren eigene Bequemlichkeit, fehlendes Selbstbewusstsein der Studierenden oder berechnende Erfolgsstrategie auf der einen Seite oder mangelnde Fremdeinschätzung der Professoren, hoher Respekt vor fremden Kulturen, sogar Faszination, die Gründe dafür? Oder einfach, weil der Zeitgeist es so wollte?

Mein Weg in Deutschland bewegte sich weiterhin schnurgerade in Richtung China: Die erste Stelle war an der FH Konstanz in Weltwirtschaftssprachen, und, wie erwartet: Chinesisch. Später wechselte ich nach Erlangen in die Sinologie.

In intensiven Kontakten mit vielen Sinologen merke ich, dass sie oft exzellentes Wissen beherrschen, jedoch hier und da bei einem kleinen Witz nicht immer mitkommen, vor allem bei der älteren Generation, die kaum längere China-Aufenthalte vorzuweisen hat. Irgendwann war ich dann doch sehr versöhnt mit dem wohl gutgemeinten Rat des Germanistik-Professors an der TU Berlin. Das Wissen ist eine Ebene, die lebensweltliche Annäherung und die Erfahrbarkeit der Welt in Husserlschem Sinne beansprucht, und gleichzeitig darf die eher abstrakte Dimension der Weltanschauungen nicht vernachlässigt werden. Für manche Einsichten in eine fremde Kultur reicht eben ein reines Bücherwissen – und mag es auch philologisch noch so perfekt trainiert sein – nicht; unlängst ist mir die Arbeit eines chinesischen Germanisten zugänglich geworden, der die Kontroverse zwischen Joachim Winckelmann und Christian Gottlob Heyne behandelte, ohne von der Homosexualität Winckelmanns Notiz zu nehmen, die doch ein entscheidender und produktiver Faktor der Wahrnehmung der antiken Kunst durch Winckelmann war. Ohne Zugang zur lebensweltlichen Dimension bleibt alles Wissen nur ein papiernes Wissen.

Es ist keine Geringschätzung der eigenen Kultur oder gar ein Verrat an ihr, ein Stück Heimat auch in anderen Kulturen zu finden – so wie das beispielsweise Hermann Hesse gegenüber der chinesischen Kultur bekannt hat. Auch das Eigene und das Fremde müssen hinterfragt werden, weil sie sich im ständigen Fluss befinden.

Mit dem Auftrag der Friedrich-Alexander-Universität zur Gründung des Konfuzius-Instituts und betraut mit dessen Leitung rückte die Metropolregion Nürnberg mir lebensweltlich viel näher: ich verließ sozusagen den „geschützten“ Raum der Wissenschaft und Lehre und musste auf einmal mit verschiedenen Sektoren, Institutionen, Behörden, nicht zuletzt auch mit Politik umgehen. Die vielen Museen, Konzerthäuser etc. sehe ich nicht mehr nur als Besucher, sondern oft aus der Perspektive des Veranstalters. So banal es klingt, habe ich angefangen, zusätzlich zu einer überregionalen Zeitung die regionale Zeitung sehr intensiv zu lesen.

Mittlerweile ist aus der damaligen „Eine-Frau-Firma“ mit einem Lektor aus China ein 15-köpfiges Team herangewachsen, das sich der Aufgabe widmet, durch ein vielfältiges Sprach-, Kultur- und Kunstprogramm (2018 ist ein selbständiger Kunstraum mit eigens kuratierten Ausstellungen dazu gekommen) die Chinakompetenz in der Metropolregion Nürnberg zu fördern. Verflechtungen, Kooperationen und vielschichtige Perspektiven bilden die Basis unserer Arbeit.

Interessanterweise stelle ich fest, dass mir durch diese Aufgabe Nürnberg viel näher gerückt ist. Die Stadt und ihre Region sind für mich eine richtige zweite Heimat geworden. Dabei gelange ich zu der Erkenntnis, dass Kultur kein Gefängnis darstellt, in das der Mensch nur hineingeboren werden kann und dazu verdammt ist, dort das ganze Leben lang als Insasse zu verbleiben. Ich betrachte mich als Grenzgängerin und unser Institut als Brücke der Kulturvermittlung, eine Aufgabe, die nur durch Unterstützung von beiden Seiten realisiert werden kann. Infolgedessen ist Integration für mich nicht nur ein physisches, sondern in erster Linie ein geistiges Dasein. Erfreulicherweise erlebe ich bei meinen chinesischen Kolleginnen und Kollegen nach einiger Zeit bei uns die gegenteilige Bewegung: Sie bringen ein Stück von unserer Erfahrung mit nach China.

Die Unterschiede zwischen verschiedenen Ländern, Systemen und Kulturen lassen sich nur durch Kommunikation und gegenseitige Anstrengung reflektieren. Gerade in politisch schwierigen Zeiten ist die Fortsetzung des Dialogs und der persönliche Austausch von immenser Bedeutung. Ein Rückblick auf die fünfzigjährigen Beziehungen zwischen Deutschland und China macht deutlich, wie zentral Völkerverständigung und Frieden für uns alle sind; mag sein, dass dieser Ausdruck ein wenig altbacken klingt. Also wird die Vergangenheit nicht vergangen sein, wir können das Jetzt gestalten, und die Zukunft liegt in unserer Hand, indem wir versuchen, uns aufeinander zuzubewegen. ▲

Dr. Yan Xu-Lackner

Dr. Yan Xu-Lackner bewegt sich als Wissenschaftlerin, interkulturelle Trainerin und Kulturmanagerin seit mehr als 30 Jahren zwischen China und Deutschland. Bachelorstudium in Germanistik an der Tongji-Universität Shanghai, Magisterstudium in Erziehungswissenschaften an der TU Berlin und Sinologie an der FU Berlin, Promotion an der TU Berlin. Sie lehrte an der Zhejiang-Universität Hangzhou, der Fachhochschule Konstanz und der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Seit 16 Jahren leitet sie als Gründungsdirektorin das Konfuzius-Institut Nürnberg-Erlangen, das seit 2018 auch einen unabhängigen Kunstraum führt.

Wirtschaft | 经济



Stimmen 17 bis 20



Dieter Ernst
Peter Kulitz
Hildegard Müller
Axel Schweitzer



Dieter Ernst

安睿尚

Wie ich China erlebt habe

声音 17

Erste Erfahrungen

Zwei Jahre nach der Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und der Volksrepublik China schaute ich, damals noch Student, von Hongkong aus über die Grenze nach China und sah: nichts – eine weite, unbebaute, geheimnisvolle Landschaft. Einmal in Hongkong war mir aber wichtig, wenigstens einen Blick in dieses unbekannte, riesige Land werfen zu können.

Die ersten persönlichen Eindrücke bekam ich 1992, als ich für die DSE (Deutsche Stiftung für Internationale Entwicklung) die Kooperation der Stiftung mit der chinesischen Bürgermeistervereinigung evaluieren durfte. Diese Aufgabe führte mich in verschiedene chinesische Städte. Weil man an einer Fortsetzung des Programmes interessiert war, wurde mir bei diesem Anlass jeder Wunsch erfüllt. Sogar der damals unverzichtbare politische Kommissar, der uns ständig begleitete, hielt sich dezent im Hintergrund. Bei einer Vielzahl von interessanten Begegnungen lernte ich ein Land kennen, das noch wenig westlich beeinflusst war. Außerdem wurde mir die Größe und Vielfältigkeit Chinas bewusst, sehen wir doch meist nur die großen Zentren, wenn wir über China sprechen.

Als ich mit meiner Familie ein Jahr später China privat bereiste, war es für meinen damals siebenjährigen Sohn (blond, blauäugig) ein unvergessliches Erlebnis – er wurde auf der Chinesischen Mauer über Stunden wie ein Wunder angeschaut, an den blonden Haaren berührt, wie ein Star um zahlreiche Fotos gebeten. Ein westlicher Besucher war auf dem Land noch eine kleine Sensation.

Schaute man in Shanghai am Bund über den Huangpu Fluss, sah man hinter sich gefühlt eine Million Fahrradfahrer und vor sich auf der Pudong-Seite nichts als Reisfelder. Und in Peking waren wir glücklich, einen richtigen Kaffee zu bekommen, weil McDonalds gerade eröffnet hatte.

Um China zu verstehen, muss man sich immer wieder einmal vergegenwärtigen, dass dieses Land nicht nur eine der ältesten Kulturnationen der Welt ist, sondern keine 30 Jahre gebraucht hat, um nach einem beispiellosen Modernisierungsprozess mit einer Verfünzfachung seines BIP heute ganz vorne in der ersten Liga der global einflussreichen Nationen mitzuspielen. Diese rasante Entwicklung hat die heutige chinesische Gesellschaft enorm geprägt.

Business in der VR China

Schon 1978 hatte das Zentralkomitee der KP Chinas erste marktwirtschaftliche Reformen beschlossen. Der eigentliche Beginn dieser schnellen Entwicklung, der Liberalisierungsschub, begann aber erst 1992, als nach dem Einschnitt durch die gewaltsame Niederschlagung des Protestes auf dem Tianmen Platz 1989 Deng Xiaoping die Notwendigkeit seines Reformkurses auf der *Southern Tour* 1992 („egal, ob die Katze schwarz oder weiß ist, Hauptsache, sie fängt Mäuse“) vielen Funktionären vor Ort vermittelt hat und Jiang Zemin die „Sozialistischen Marktwirtschaft“ propagierte. Zu dem Zeitpunkt fand China wieder den Anschluss an die Weltwirtschaft, eine Entwicklung, die auch von der deutschen Wirtschaft und der Bundesregierung mit Helmut Kohl stark unterstützt wurde.

Sehr hilfreich für die damit verbundenen Prozesse war das zentrale, parteigeführte System Chinas, in dem politische Entscheidungen teilweise sofort in weiten Teilen des Landes umgesetzt werden konnten. Ein Beispiel bietet der Umgang mit der dramatischen Verschmutzung der Flüsse als Folge des schnellen und ungezügelteten Wirtschaftswachstums. Diese „Kloakenbildung“ erreichte ein Ausmaß, durch das die chinesische Regierung 2002 gezwungen wurde, den Bau von Kläranlagen in allen größeren Städten (das sind in China Städte mit mehr als 5 Millionen Einwohnern) anzuordnen. Ich war damals CEO der *Berlinwasser International AG* und wir hatten schon 1998 das erste große Projekt mit der Erweiterung der Wasserversorgung in Xi'an erfolgreich durchgeführt. 2002 konnten wir dann erleben, dass sich buchstäblich am Tag nach der Order aus Peking viele Bürgermeister um Kläranlagenprojekte bemühten. Gleichzeitig wurde der Markt generell für private Kooperationen und Betreibermodelle geöffnet, sodass auch eine realistische Möglichkeit bestand, schnelle und nachhaltige Erfolge zu erzielen. Das gab uns die Möglichkeit, mit Berliner *Knowhow* die erste große Kläranlage Chinas (mit der dreifachen Größe der Berliner Anlagen) in Nanchang zu bauen, die nach ihrer Fertigstellung von vielen Delegationen und interessierten Fachleuten aus dem ganzen Land besucht und zur Vorlage für eigene Projekte genutzt wurde.

Eine Anekdote bei dieser umweltpolitisch so wichtigen Maßnahme war das Thema Klärschlamm, der bei großen Anlagen in erheblichen Mengen anfällt. Man hatte schlicht vergessen, die Entsorgung dafür zu reglementieren. Alle unsere Hinweise bei der Projektentwicklung nutzten nichts, es hieß immer, wir sollten uns darüber keine Gedanken machen. Als die traditionelle Methode, den Schlamm als Dünger auf den Feldern zu verteilen, schnell ausgereizt war, füllten Berge von Klärschlamm jeden freien Platz auf der Anlage. Dann wurden sehr schnell Verbrennungsanlagen gebaut.

Unter Hinweis auf den erlebten fast grenzenlosen Pragmatismus der Chinesen gab es bei uns ein geflügeltes Wort: „Das lösen wir chinesisch“. Dieser Ausdruck kam immer dann zum Tragen, wenn ein Problem schwierig oder konventionell nach unseren Maßstäben eigentlich nicht lösbar war. So gab es beispielsweise bei dem großen Projekt in Xian wie auch bei unserem Kläranlagenprojekt in Nanchang durch archäologische Funde beziehungsweise die Vogelgrippe eine erhebliche Bauverzögerung. Die Zeit musste wieder aufgeholt werden. Was also tat unser chinesischer Baupartner? Über Nacht wurden 1.500 weitere Bauarbeiter organisiert, zwei große Feuerstellen für die Essensversorgung geschaffen sowie Zelte für die Ruhezeiten aufgebaut und die verlorene Zeit konnte tatsächlich wieder eingeholt werden. Bei vielen Schwierigkeiten jedweder Art war dieser Pragmatismus häufig hilfreich.

Unverzichtbar war natürlich auch die Kenntnis der Regeln des Umgangs miteinander: „*guanxi*“ – auch heute noch ein wichtiger Faktor für den Erfolg in China und ein Beispiel für die Verbindung zwischen Tradition und Moderne. Wenn man es einmal geschafft hat, ein wirkliches Vertrauensverhältnis auf der Basis von gegenseitigem Respekt mit einem Partner zu erreichen, dann ist diese Beziehung durch wenig zu erschüttern und langfristig beständig. Aber zunächst muss man sich auf sein Gegenüber einlassen, Hierarchien und Interessenlagen verstehen und die Balance zwischen Geben und Nehmen beachten. Dann aber wird man aus diesem Verhältnis heraus weitere Beziehungen entwickeln können.

Unser Team hat sich das Verständnis für diese Regeln schnell zu eigen gemacht, was durch die schon frühe Einbeziehung chinesischer Mitarbeiter erleichtert wurde. Daher ist uns in vielen Fällen die Lösung komplexer Probleme gelungen, ob in der Politik, bei den Verwaltungen, den Partnern oder Zulieferern. Unsere Aktivitäten in China mit einem Investitionsvolumen von ca. 100 Mio. Euro waren sehr erfolgreich, auch weil wir mit unserer Expertise Probleme der Chinesen lösen und sehr schnell Wissen vermitteln konnten.

Dennoch mussten auch wir lernen, dass in China unterschriebene Verträge nicht als final abgeschlossen, sondern ganz selbstverständlich als veränderbar und anpassbar verstanden werden – eine Logik die für uns Deutsche erst einmal sehr fremd war. Sie hat aber den Vorteil, dass man nicht erst endlose Juristendiskussionen über die bestehenden Vereinbarungen führen muss, wenn Flexibilität gefragt ist, sondern man gleich über Lösungen sprechen kann. Daher ist der gegenseitige Respekt besonders kritisch im Geschäft – um mit diesem Modell zum Erfolg zu kommen ist Voraussetzung, dass zu dem Gegenüber ein entsprechendes Vertrauensverhältnis besteht und man ein gemeinsames Ziel verfolgt.

Nach meiner Beobachtung war die Missachtung dieser Grundsätze chinesischer Regeln des Miteinanders ein wesentlicher Faktor, warum mancher Mittelständler nach anfänglicher China-Euphorie dem Land ernüchtert und ohne Erfolg wieder den Rücken gekehrt hat. Die Chancen der rasanten Marktentwicklung in China nutzen zu wollen, aber genau wie auf den heimischen Märkten zu agieren, war und ist kein Erfolgsrezept.

Bei den persönlichen Begegnungen spielte seinerzeit anlässlich der Geschäftsessen der Konsum von nicht wenig Alkohol eine wichtige Rolle. Dabei kam uns zugute, im Vergleich zu unseren chinesischen Partnern bekanntlich trinkfest zu sein. Unsere charmante Juristin war hier eine wichtige Stütze, die nicht nur chinesisch lernte, sondern auch eine trinkfeste und fröhliche Karaoke-Sängerin war. Aber als dann teure westliche Weine (die inzwischen auch in nicht schlechter Qualität in China angebaut werden) in Wassergläsern auf den Tisch kamen, schmerzte es den Weinliebhaber schon, den Inhalt eines ganzen Glases wiederholt mit einem fröhlichen „*ganbei*“ auf Ex trinken zu müssen.

Das China von heute ist ein anderes und man hat Mühe, neben aller Modernität noch etwas von dem „alten“ China zu finden, aber das ist ein eigenes Kapitel. Geblieben sind u.a. zwei Grundbedürfnisse in der Bevölkerung: Neben dem Streben nach Wohlstand die Verpflichtung wahrnehmen zu können, sich um die Eltern zu kümmern. Vor diesem Hintergrund ist die aktuell sehr rigide Coronapolitik ein Problem, weil die totale Abschottung ganzer Millionenstädte nicht nur Todesopfer fordert und Teile der Wirtschaft lahm legt, sondern auch Millionen Chinesen daran hindert ihre Eltern zu besuchen. Das daraus folgende Unruhepotential ist schwer abzuschätzen.

Fazit: Es steht außer Zweifel, dass die Lösung globaler Herausforderungen, egal ob Klima, Energie, Ernährung, Rohstoffe oder Frieden, weder in einer geteilten Welt noch ohne eine Beteiligung der Volksrepublik China im Ergebnis wirklich erfolgreich sein kann. Wir haben daher ein eigenes Interesse, dass China seine Rolle und eigene Verantwortung zur Lösung globaler Themen auch aktiv wahrnimmt.

U.a. die ungeheuer schnelle Innovationsentwicklung in China bietet aber auch für Europa große Chancen, in Kooperationen gemeinsame Lösungen für die Zukunft zu entwickeln (z.B. findet zum Thema fahrerloses Fahren aktuell ein harter Wettbewerb zwischen chinesischen Städten mit Echtzeit-Demoprojekten statt, um auszuloten, wer dabei der Erste ist. Spätestens 2030 soll ein Anteil von 30% des Verkehrs fahrerlos abgewickelt werden).

Es bedarf daher einer klugen Strategie und Diplomatie für alle Beteiligten aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur, auf allen Ebenen im Gespräch zu bleiben, die gegenseitigen Interessen zu erkennen und möglichst viele Gemeinsamkeiten zu entwickeln. Vielleicht wäre es eine Aufgabe für die deutsche Politik, die verschiedensten Akteure für eine solche Zielsetzung noch mehr zu vernetzen.

Chinesen denken sehr langfristig, wir sollten es auch tun! 

Dieter Ernst,

Jurist, Anwalt, MdB-Assistent, Staatsanwalt, gewähltes Mitglied des Bezirksamts Berlin Tiergarten, Staatssekretär Senatsverwaltung für Wirtschaft Berlin, Vorstand Berlinwasser Holding, Vorstandsvorsitzender Berlinwasser International AG, seit Anfang der 90er Jahre regelmäßige Chinabesuche, u.a. Koop mit chinesischer Bürgermeistervereinigung, BWI-Tochtergesellschaft in Shenzhen, viele Jahre Mitglied im Vorstand und Präsidium des OAV (German Asia-Pacific Business Association), Vorstandsvorsitzender des Trägervereins der Europäischen Akademie Berlin

Peter Kulitz

库里茨

Deutsche Familienunternehmen: ideale Blaupause für China

声音 18

Das zweite Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts läuft auf Hochtouren und die Ereignisse der letzten Monate lassen an ein altes chinesisches Sprichwort denken: „Wenn der Wind des Wandels weht, bauen die einen Schutzmauern, die anderen Windmühlen.“

Man muss nur einige Tage in China verbringen, um festzustellen: China ist ein Land, welches Windmühlen baut. Es sind genau diese Windmühlen, die über wenige Jahre hinweg Millionen von Chinesen Rückenwind gaben, um sie aus der bitteren Armut zu befreien und einen beträchtlichen Mittelstand zu schaffen. Es sind die Windmühlen, die das abertausende Kilometer lange Schienennetzwerk in jede Ecke des Landes wehen, modernste Flughäfen in Windeseile bauen und die weltgrößten Häfen hocheffizient in Betrieb nehmen. Es sind die Windmühlen, die China zum wichtigsten Handelspartner Deutschlands haben werden lassen. Man darf getrost feststellen, dass diese Windmühlen seit Jahren von nicht wenigen Stellschrauben und Muttern „*made in Germany*“ zusammengehalten werden.

Mittlerweile ist es nun schon über 10 Jahre her, seit ich im Austausch mit chinesischen Partnern und deutschen Regierungsvertretern den Fokus auf die Rolle von Familienunternehmen für die Prosperität eines Landes hervorhob und verdeutlichte, dass diese Perspektive beim Ausbau der Windmühlen eines chinesischen und deutschen Fortschritts nicht zu unterschätzen ist.

Als einige Delegationsmitglieder im Vorgespräch zu einer Diskussionsrunde mit einem hochrangigen, chinesischen Parteifunktionär vom damaligen Botschafter Michael Schaefer erfuhren, in welchem Ausmaß größere und kleine Aufstände der Bevölkerung in oft fernen Provinzen laufend stattfinden, die durch die zentralistisch geführte Staatsgewalt nur mühsam im Zaum gehalten werden, war ich doch sehr überrascht. Die anschließende Diskussion mit dem Parteifunktionär verlief „standardgemäß“ mit den üblichen Höflichkeitsfloskeln und gegenseitigen Postulaten. Er zeigte insgesamt nur wenig Interesse. Am Ende der Zusammenkunft, die anderen deutschen Teilnehmer hatten sich bereits verabschiedet, ging ich auf den Parteifunktionär zu, sprach ihn – noch unter dem Eindruck der vorausgegangenen Schilderungen des Botschafters – auf das Thema „Familienunternehmen in China“ an und welche „befriedende Wirkung“ Familienunternehmen in ihrem Umfeld erzeugen könnten, wenn man ihnen nur genügend Freiraum ließe, Beschäftigung und Wohlstand zu generieren. Das war ein Volltreffer; man spürte an seiner Reaktion und wieder erwahten Aufmerksamkeit, wie dieser Gedanke bei ihm verfiel.

Kleine, mittelständische, deutsche Familienunternehmen sind eine ideale Blaupause für China. Aufgrund ihrer qualitativ hochwertigen Produkte sind sie ein wichtiger Bestandteil der chinesisch-

deutschen Erfolgsgeschichte; es ist die langfristige, tiefe Verwurzelung innerhalb des chinesischen Marktes, die nicht nur wirtschaftlich hilft.

Die Denk- und Wirkweise von Familienunternehmen konnte ich in mehrfacher Weise in Workshops sowohl an der Shanghai International Studies University als auch einmal vor einer chinesischen Delegation junger Start-up Unternehmer an der Zeppelin Universität in Friedrichshafen diskutieren. Gerade bei letzteren kam die noch sehr unterschiedliche Mentalität zum Vorschein, als sie immer wieder fragten, wann wir als Familienunternehmer denn den „EXIT“ vornähmen. Dass wir langfristig und meist über Generationen hinweg denken, war ihnen fremd, der lukrative Ausstieg hingegen das Ziel. Bewegung kam in die Diskussion als ich spontan in den Hörsaal hineinrief: „Mit wieviel Goldsäckchen wollt ihr denn ins Grab steigen?“ Das wirkte und brachte eine fruchtbare Diskussion in Gang. Inzwischen gibt es eine Fülle an regelmäßig stattfindenden Kongressen für chinesische Familienunternehmen, die extrem gut besucht sind. Das Thema „*Longevity*“ bricht sich Bahn. Die deutschen Auslandshandelskammern (AHK) in China verfolgen seit Jahren eine erfolgreiche „*corporate social responsibility*“ Kampagne, welche die Bedeutung für die deutschen Familienunternehmen gut zusammenfasst: „*More than a market.*“

China ist mittlerweile viel mehr als nur ein (erfolgreicher) Absatzmarkt. Die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Verknüpfung unserer Märkte bietet Vorteile jenseits der bloßen Bilanzkalkulationen. Auch – oder besonders – in Krisenzeiten. Genau daran knüpft die Initiative zur Gründung des Deutsch-Chinesischen Dialogforums an.

Allein, die Ernüchterung folgt auf dem Fuß: So rau wie der Wind des Wandels in letzter Zeit weht, ist es nicht verwunderlich, dass man instinktiv Schutzmauern bauen möchte. Mit welchem Elan und welcher Begeisterung sind wir Mitglieder des Deutsch-Chinesischen Dialogforums noch zur konstituierenden Sitzung Anfang September 2018 nach Qingdao aufgebrochen, haben erste Ergebnisse in unmittelbarem Anschluss daran den Spitzen beider Regierungen in Peking vorgestellt.

Doch zunehmende Erschwernisse seitens der chinesischen Partner unseres Dialogforums weisen seitdem mehr auf politische Schutzmauern hin als auf zukunftsgerichtete Windmühlen.

Gleiches erleben wir derzeit im deutsch-chinesischen Wirtschaftsleben. Die deutsche Wirtschaft befindet sich momentan in einer Phase der Neuorientierung in diesen stürmischen Zeiten: Globale Lieferwege werden neu gewichtet, inzwischen im Jahr drei der COVID Pandemie, wird uns deutlicher denn je, wie wichtig Diversifikation ist. Die Sanktionspolitik gegen Russland unterstreicht die allgemeine Volatilität der Welt, in der wir uns befinden. Die politischen Vorzeichen in den global dominanten Wirtschaftsblöcken USA und China verheißen augenblicklich eher mehr als weniger Spannung.

Die letzten zweieinhalb Jahre waren schwierig für die deutsch-chinesischen Wirtschaftsbeziehungen. Die Reiserestriktionen haben den Wirtschaftsaustausch geschwächt. Es war mühsam, neue kleine mittelständische Unternehmen für den Schritt nach China zu begeistern – obwohl die Deutsche Industrie- und Handelskammer (DIHK) und die Auslandshandelskammern in China mit ihren Charterflügen ihr Bestes gegeben haben, um den wirtschaftlichen Austausch zwischen beiden Ländern aufrecht zu erhalten.

Auch schon vor der Pandemie wurde es in den deutsch-chinesischen Beziehungen zunehmend windiger, weswegen kein Weg daran vorbeiführt, Lektionen aus den letzten Jahren ziehen zu müssen: Themen wie der Schutz der kritischen Infrastruktur, Cyberkriminalität, Datensicherheit, Exportdumping, Subventionen von Staatsunternehmen, Schutz des geistigen Eigentums – wir nennen es den Kampf um das „*level-playing field*“ – das hat alles Fortbestand.

Anlässlich dieses Beitrages habe ich mich in meiner Eigenschaft als Vorsitzender des DIHK-Außenwirtschaftsausschusses (zuständig für 150 deutsche Außenhandelskammern in 93 Ländern) bei einigen mittelständischen Unternehmen umgehört und folgende Einschätzungen der aktuellen Lage bekommen.

Zitat des geschäftsführenden Gesellschafters eines in China seit Jahren präsenten und höchst

erfolgreichen Familienunternehmens: „Das Thema ist von geradezu dramatischer Dynamik geprägt. Insgesamt lässt sich die klare Richtung seitens der chinesischen Regierung mit ‚*High Speed Decoupling*‘ umschreiben. Dies betrifft zum einen die Exportwirtschaft in Richtung China wie auch den Warenbezug aus China. Im Export nach China lassen sich drei starke Trends erkennen, die durch Corona beschleunigt wurden:

1. Der chinesische Verbraucher wird bewusst durch Medien und Regierung zu inländischem Einkauf im Sinne von ‚*China first*‘ angehalten. Westliche Marken verlieren dadurch ihren früheren Wettbewerbsvorteil.
2. Im Umfeld von B2B-Ausschreibungen muss mittlerweile begründet werden, wenn keine chinesische Firma gewählt wird. In immer mehr Schlüsselsektoren wird der Bezug ‚*made in China*‘ sogar gesetzlich vorgeschrieben.
- 3 Westliche Importeure werden durch neue Zollvorschriften behindert.

Aus den obigen Gründen werden wir unsere Vertriebsniederlassung in China in 2023 schließen. Mittelfristig ist hier kein Erfolg mehr möglich.“

Und eine zweite exemplarische Rückmeldung vom Geschäftsführer eines international sehr aktiven mittelständischen Stiftungsunternehmens lautet wörtlich: „Wir sehen die Entwicklungen zum Chinageschäft aktuell mit Sorge, da sich zunehmend eine Politik mit einem klar spürbaren Vorteilsnahmewunsch einstellt. Das soll heißen, dass innovationsstarke Unternehmen motiviert werden, in China aktiv zu werden (Produktion, Entwicklung), das Ziel aber unmissverständlich einen Know-How-Transfer darstellt. Ausschreibungen für Systeme werden z.B. so gestaltet, dass westliche Anbieter wie wir mit der Übergabe der Systemlösung Schaltpläne und Firmware ebenfalls offenlegen sollen. In der aktuellen Zeit sehen wir auch verstärkt, dass China knappe Bauteilbestände und spezielle Hilfsstoffe zurückhält; wir sehen das z.B. in der Verfügbarkeit von Beryllium. Der immer weiter intensivierte politische Eingriff und die Aktivitäten (Vormachtstellung, Umgang mit Taiwan, Schulterchluss zu Russland) bedeutet letztlich für uns und einige unserer Kunden bzw. Branchenvertreter eine sinkende Bereitschaft, sich nachhaltig im chinesischen Markt zu verstärken. Vielmehr gehen wir zunehmend in die Unterstützung der aktuellen Lokalisierungsvorhaben in den USA und der EU, sowie auch in weiteren aufstrebenden Märkten, z.B. Südamerika. So werden in diesen Bereichen mittlerweile deutlich verstärkt Halbleiteranlagen errichtet, Umwelttechnologie und Pharmazielösungen neu etabliert, die vormals nach Indien und China regelrecht ausgelagert wurden.“

Diese beiden Kommentare bringen die derzeitige Stimmungslage im deutschen Mittelstand sehr treffend zum Ausdruck. Zeitgleich bestätigen v.a. größere Unternehmen jedoch, dass der chinesische Markt zu groß und zu wichtig ist, als dass man es sich erlauben könnte, nicht in China zu sein. Das Institut der deutschen Wirtschaft Köln berichtet unter Berufung auf die Deutsche Bundesbank, dass die deutsche Wirtschaft allein im ersten Halbjahr 2022 rund 10 Milliarden Euro investiert – wohlgemerkt: seit der Jahrtausendwende lag der Höchstwert ‚nur‘ bei 6.2 Milliarden Euro. Allein diese Größenordnung zeigt, dass bei allem Wunsch nach Diversifikation China als Absatz- und auch Beschaffungsmarkt nicht so schnell, wenn überhaupt, zu ersetzen ist.

Bei Themen wie Innovation müssen wir achtsam sein und anerkennen, dass ungewollter Technologietransfer ein Problem ist, aber dann müssen wir das Thema auch stärker angehen. In einer erst kürzlich erschienenen Umfrage der AHKs zeigte sich, dass ein Drittel der befragten deutschen Unternehmen in China Forschung und Entwicklung für den globalen Markt betreibt – das sind auch wirtschaftliche Realitäten.

Gleichzeitig gilt es, große und einseitige Abhängigkeiten zu verhindern. Dazu gehören wichtige Rohstoffe und Vorprodukte, die wir aus China beziehen. Um unsere Abhängigkeiten zu reduzieren, brauchen wir Alternativen, das heißt, eine Export- und Importoffensive in anderen Märkten. Eine positive Handelsagenda spielt dabei eine wichtige Rolle und Handelsverträge wie MERCOSUR sollten energischer vorangetrieben werden.

Bei all dem muss uns generell und auch in Bezug auf China bewusst sein: Wenn wir nicht vor Ort in den Märkten sind, haben wir gar keine Mitgestaltungskraft. Die deutsche Wirtschaft ist seit Jahrzehnten erfolgreich vor Ort; unsere Unternehmen leben das Prinzip des „ehrbaren Kaufmanns“ seit jeher und sind zum Beispiel seit Jahren sehr erfolgreich mit der Förderung und Ausweitung der dualen, beruflichen Bildung in China – auch hier zeigt sich: China sollte und muss für uns eben mehr als „nur“ ein Markt sein.

Die deutsch-chinesischen Beziehungen befinden sich derzeit an einem Scheideweg. Die Entscheidung wie es weitergehen soll, wird konkrete Auswirkungen auf unsere globalisierte Wirtschaft und den Wohlstand in Deutschland haben: Schon in den letzten Monaten des Jahres 2022 und mehr noch im Frühjahr 2023 navigiert die Weltwirtschaft zweifelsohne in sehr windigem Fahrwasser. Es ist dementsprechend auch wichtig und richtig, dass die Bundesregierung derzeit eine umfassende „China-Strategie“ entwickelt, welche im Frühjahr 2023 veröffentlicht werden soll. Intensive Gespräche mit Unternehmen und Wirtschaftsverbänden in Deutschland, die bei der Ausgestaltung dieser Strategie bisher konsultiert wurden, hinterlassen jedoch ein gewisses Unbehagen. Was man bislang mitbekommt, weist darauf hin, dass man regierungsseitig eher den Ausstieg aus China plant, als eine konstruktive Neujustierung der bilateralen Partnerschaft vorzunehmen – und das, obwohl wir dieses Jahr 50 Jahre deutsch-chinesische diplomatische Beziehungen feiern. Zumindest nach aktuellem Stand scheint die China-Strategie der Bundesregierung vor allem auf eine Diversifizierung weg von China zu setzen. Doch der Aufbau neuer und bislang oft unterentwickelter Märkte sowie die Einrichtung neuer Lieferantenstrukturen kann Jahre in Anspruch nehmen.

Es ist daher wichtig zu hören, was die deutschen Unternehmen in China berichten. Empirische Umfragen und anekdotische Austausche deutscher Unternehmen vor Ort zeigen, dass die Unternehmen den Wettbewerb nicht scheuen, solange er fair ist. Dies gilt vor allem für Drittmärkte, in denen wir China als Wettbewerber bewusst offensiv begegnen müssen. Dabei ist der Schutz geistigen Eigentums und erzwungener Technologietransfer laut Umfragen der AHKs vor Ort weiterhin eine Herausforderung (55% der Unternehmen nennen Internationales Privatrecht (IPR); 8% sehen den Technologietransfer als Herausforderung), aber für Einzelunternehmen ein kalkulierbares Risiko und kein Kriterium für das Vernachlässigen von Marktchancen in China. Diese wirtschaftlichen Realitäten sollten von der Bundesregierung mitbedacht werden, wenn es um die Ausgestaltung der China-Strategie geht. Letztlich brauchen wir aktionsfähige Unternehmen und dafür möglichst wenige politische Beschränkungen, denn am Ende muss jedes Unternehmen seinen eigenen Weg finden.

Wir sollten weiterhin auf Städtepartnerschaften, wirtschaftlichen Austausch, Kooperationen und die Partnerschaft auf Augenhöhe pochen – um nur ein paar Beispiele zu nennen. Ganz im Vordergrund steht dabei die Erkenntnis: Klimaschutz ohne China geht nicht, Umweltschutz in China ohne deutsche Technologie geht meist auch nicht und beiderseitige Hilfe beim Umgang mit dem demografischen Wandel durch deutsche Medizintechnik ist sehr erwünscht – hier zeigt sich bei stürmischen Wetter ein klarer Silberstreif am Horizont.

Krisenzeiten bestätigen: Die hoch internationalisierte deutsche Wirtschaft ist angewiesen auf ein souveränes Europa, das international für offene Märkte sowie gute Regeln für Handel und Investitionen eintritt und dabei den eigenen Markt nicht abschottet. Für die deutsche Wirtschaft ist es zudem entscheidend, dass die EU sich für den Erhalt und die Fortentwicklung des multilateralen regelbasierten Handelssystems einsetzt.

Ein geeintes, wirtschaftlich integriertes und gleichzeitig offenes Europa ist aus Sicht der deutschen Unternehmen die beste Antwort auf geopolitische Herausforderungen.

Bisher hat Deutschland eine zentrale Industriepolitik, die vorschreibt, wer mit wem in welcher Form handeln kann, vermieden – und das ist gut so. Es ist nachvollziehbar, dass man bei rauem Wind die Stellschrauben enger ziehen möchte, um dem Sturm zu widerstehen. Eine zukunftsfähige Wirtschaftspolitik zu China braucht vor allem aber Selbstbewusstsein und die Fähigkeit, gute Kooperationsangebote zu machen.

Es liegt nicht nur an uns, dafür zu sorgen, dass wir unser Know-How und unsere Kompetenzen in einem verlässlichen rechtlichen Rahmen anbringen können, auch unsere chinesischen Partner müssen nicht zuletzt durch eine unabhängige Judikative Vertrauen in einen fairen Wettbewerb in China gewährleisten. Da liegt noch ein weites Stück Weg vor uns, und es braucht fraglos politische Flankierung, die jedenfalls nicht in einem Rückzug aus China liegen darf. In China können noch viele Windmühlen mit deutschem Know-How gebaut werden. ▲

Dr. Peter Kulitz

wurde 1952 in Mindelheim geboren. Er studierte in Tübingen und München Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, promovierte – einschließlich eines Forschungsaufenthaltes an der Georgetown University in Washington D.C. – mit dem Dissertationsthema ‚Unternehmensspenden an politische Parteien‘. Neben seiner anschließenden Tätigkeit als Rechtsanwalt in eigener Kanzlei, der er heute noch als Seniorpartner vorsteht, ist er seit 1997 Geschäftsführender Gesellschafter des Familienunternehmens ESTA Apparatebau GmbH & Co KG in Senden bei Ulm.

Von 2003 bis 2018 war er Präsidenten der Industrie- und Handelskammer Ulm, von 2010 bis 2016 zusätzlich Präsident des Baden-Württembergischen IHK-Tages (BWIHK). Von 2013 bis 2020 war er Mitglied im SWR Rundfunkrat sowie Vorsitzender des SWR-Programmausschusses. Neben seiner Vorstandstätigkeit in der Deutschen Industrie- und Handelskammer (2011-2018) ist er seit 2017 Vorsitzender des DIHK-Außenwirtschaftsausschusses, der mit den 150 deutschen Außenhandelskammern (AHK) in 93 Ländern in regelmäßigem Austausch steht.

Hildegard Müller

沐涵耿

Chinas Aufstieg muss für uns Ansporn sein

声音 19

Vier Tage nach Ende der Olympischen Spiele in Peking begann die völkerrechtswidrige Invasion Russlands in die Ukraine. Seit dem Kriegsausbruch ist vieles anders – Politik und Wirtschaft wurden in ein neues geopolitisches Zeitalter katapultiert. Von einer „Zeitenwende“ sprach anschließend Bundeskanzler Olaf Scholz. Wir erleben seitdem hautnah, wie sich das internationale Kräfteverhältnis verschiebt und auch der Einfluss der Volksrepublik China weiter anwächst. Dies stellt Politik und Wirtschaft vor neue Herausforderungen. Zudem wirft der Krieg in der Ukraine politisch schwierige Fragen auf: Wie gehen wir mit autoritären Staaten um, wie erreichen wir die notwendige Effizienz und Resilienz, um geostrategisch relevant zu bleiben und unseren Wohlstand zu sichern?

In diesem Kontext rücken China und unser Verhältnis zur Volksrepublik immer stärker ins Zentrum der politischen Debatte. Bereits im Koalitionsvertrag hatten sich SPD, Bündnis 90/Die Grünen und FDP auf die Ausarbeitung einer neuen Chinastrategie der Bundesregierung verständigt: „Um in der systemischen Rivalität mit China unsere Werte und Interessen verwirklichen zu können, brauchen wir eine umfassende China-Strategie in Deutschland im Rahmen der gemeinsamen EU-China Politik.“ Die Entwicklung einer solchen Strategie ist auch aus Sicht der Automobilindustrie wichtig. Denn letztlich geht es bei der Neuformulierung der China-Strategie auch um eine eventuelle Neuausrichtung unserer Industriestrategie angesichts der enormen Bedeutung des chinesischen Absatz- und Bezugsmarktes sowie der wachsenden Rolle Chinas als Innovationsstandort. Deshalb beteiligen wir uns an der Debatte intensiv.

Resilienz stärken – keine Abschottung

Die Antwort auf das künftige Verhältnis zu China kann und darf keine Abkehr von der Globalisierung sein. Einfach raus aus China – das ist nicht die Lösung. Dafür sind das Land und seine politische und wirtschaftliche Bedeutung zu groß. Und ebenso falsch wäre es, China zu isolieren. Das wäre naiv – und sowohl politisch als auch wirtschaftlich fatal. Der Angriffskrieg von Putin bedeutet im Gegenteil, dass wir mit noch mehr Ländern reden und zusammenarbeiten müssen. Wir müssen dabei natürlich stärker diversifizieren und Abhängigkeiten reduzieren. Ich werde nicht müde, zu wiederholen: Wir brauchen mehr Rohstoff-, mehr Energie- und mehr Handelsabkommen. Seit dem Jahr 2000 verhandelt die EU-Kommission mit den Mercosur-Staaten, ratifiziert ist das Abkommen bis heute nicht. Wir brauchen eine Offensive für mehr rechtssichere Abkommen. Andere Staaten sind sehr aktiv, wenn es darum geht, sich Zugänge zu Rohstoffen und zu Energie zu sichern. Wir sind zu oft nicht dabei, sind

viel zu langsam und verschlechtern damit zunehmend die Wettbewerbsbedingungen für Europa und damit auch für unsere Industrie. Es geht um den Wohlstand Europas in der Zukunft.

Die Frage des Verhältnisses zu China geht weit über die Autoindustrie hinaus. Insgesamt beobachten wir auf der Welt fundamentale Veränderungen: Bisher hat die Ökonomie politische Veränderungen begleitet, unterstützt und stabilisiert. Die Tatsache, dass man wirtschaftlich im Gespräch war, hat auch politische Tatsachen geschaffen. Jetzt erleben wir, dass Geoökonomie von einigen als politische Strategie eingesetzt wird. Das ist eine Veränderung, über deren Folgen wir uns in Europa gerade erst bewusst werden.

China – der wirtschaftliche Wettbewerber

Mit seinen mehr als 1,4 Milliarden Einwohnern ist China heute das bevölkerungsreichste Land der Erde und eine wirtschaftliche Supermacht. Wenn ich an China denke, dann denke ich an die Mega-Cities, die allein in ihrer schier unermesslichen Anzahl weltweit ihresgleichen suchen. Ich denke an den Einfluss Chinas in der Welt, der durch interkontinentale Projekte wie die „Neue Seidenstraße“ immer weiter ausgebaut wird. China drängt in alle Teile der Welt, investiert global und will überall seinen Einfluss geltend machen. Und ich denke an China als größten Markt bzw. einen entscheidenden Marktreiber für Elektromobilität.

China ist inzwischen zudem selbst ein wichtiger Innovationsstandort – für heimische Unternehmen, aber auch für Unternehmen aus aller Welt. So liegt beispielsweise der Bestand an Direktinvestitionen deutscher Unternehmen in China bei 90 Milliarden Euro. Bei vielen Zukunftstechnologien strebt China die Technologieführerschaft an. Das Tempo, das China dabei vorlegt, muss für uns in Deutschland und Europa Ansporn sein. Wir müssen alles daransetzen, auch schneller zu werden. Nicht nur bei den Technologien selbst, sondern auch bei den politischen Rahmenbedingungen, die Innovationen überhaupt erst ermöglichen.

China – der bedeutende Handelspartner

China ist für uns jedoch nicht nur ein Konkurrent – China ist für uns vor allem auch ein wichtiger Handelspartner. Das gilt insbesondere auch für die deutsche Automobilindustrie. Für uns hat China in den vergangenen zwei Dekaden enorm an Bedeutung gewonnen. Der chinesische Pkw-Markt ist mit über 20 Mio. verkauften Einheiten pro Jahr mit deutlichem Abstand der größte Pkw-Markt weltweit. In keinem anderen Land der Welt produzieren die Unternehmen der deutschen Automobilindustrie mehr Pkw als in China – im Jahr 2021 waren es 4,3 Mio. Pkw. Vor zwanzig Jahren waren es noch knapp 438.000 Pkw. Dazu kommen fast 270.000 Pkw, die jährlich aus Deutschland nach China exportiert werden. Jeder dritte Pkw mit dem Logo einer deutschen Konzernmarke wird in China abgesetzt. Der automobiler Warenhandel Deutschlands mit China hat ein Gesamtvolumen von 33,6 Mrd. Euro. Damit ist China nach den USA der wichtigste Handelspartner für automobiler Waren. Deutschland hat dabei einen erheblichen Handelsüberschuss: Es exportierte im Jahr 2021 automobiler Waren im Wert von 30,1 Mrd. Euro nach China und importierte automobiler Waren im Wert von 3,5 Mrd. Euro.

China hat für die deutsche Automobilindustrie – und auch für andere Bereiche der deutschen Wirtschaft – inzwischen also eine herausragende Bedeutung. Als Verband der Automobilindustrie haben wir das früh erkannt und sind dort mit mehreren Büros vertreten. Wir wollen die regulatorischen Rahmenbedingungen in China und den chinesischen Markt für die Unternehmen der deutschen Automobilindustrie transparenter machen. Dazu stellen wir Kontakte zu Behörden, Verbänden und Institutionen her und stellen ihnen Informationen zur Verfügung. Wir sorgen dafür, dass wir mit gemeinsamer Stimme unserer Mitglieder auftreten, indem wir entsprechende Projekte initiieren,

begleiten und die Ergebnisse nach außen repräsentieren. Im Rahmen dessen sprechen wir auch immer wieder die Bereiche Reziprozität und freier Marktzugang an. Wir wollen vor Ort eine Stimme sein, die sowohl die großen Hersteller vertritt als auch die vielen hoch innovativen Zulieferunternehmen, die sich inzwischen mit Standorten in China angesiedelt haben.

Die Zahlen zeigen: China ist ein Treiber der Weltwirtschaft – und für die deutsche Industrie ein wesentlicher Absatz- und Beschaffungsmarkt. Umso wichtiger ist eine starke deutsche und europäische Wirtschaft, damit wir in dem Dialog mit China, in dem Kräfteressen, entsprechend auftreten können: Die deutsche Industrie will zu gleichen Bedingungen mit China kooperieren. Die deutschen Unternehmen wollen im fairen Wettbewerb die wirtschaftliche und technologische Entwicklung in beiden Ländern vorantreiben.

50 Jahre deutsch-chinesische Beziehungen – ad multos annos

China hat durch die intensiveren wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland und anderen westlichen Nationen stark profitiert. Ein wichtiger Schritt für das Land. Zur Wahrheit gehört aber auch: Nicht nur China hat profitiert. Die Partnerschaft zwischen Deutschland und China, die über die vergangenen 50 Jahre ausgebaut wurde, hat auch dazu geführt, dass in Deutschland Wachstum, Wohlstand und Beschäftigung entstanden sind. Ein Abbruch der Beziehungen mit China wäre wirtschaftlich und geostrategisch folgenswer für Deutschland. Wir sehen in der aktuellen Situation, dass es wichtig ist, Abhängigkeiten abzubauen. Immer nur auf einzelne Partner zu setzen, kann fatale Folgen haben. Wir sollten es aber vermeiden, uns komplett abzuwenden. Ein einfacher Schnitt durch die Beziehungen zwischen beiden Staaten wäre ein Schritt, der beiden Ländern großen Schaden zufügen würde – und Deutschland möglicherweise stärker beschädigen würde als China.

Die Krisen unserer Zeit – von der Pandemie, die zur Anspannung der globalen Lieferketten führte, bis zu Russlands schrecklichem Krieg in der Ukraine – sind kein Beweis, dass die Globalisierung gescheitert ist. Vielmehr sollten sie für uns Zeichen sein, dass wir die Chancen durch globale Verflechtungen noch viel intensiver nutzen und unsere Partnerschaften stärker diversifizieren. Wir brauchen mehr Rohstoff- und Energiepartnerschaften, mehr Handels- und Investitionsabkommen. Natürlich müssen wir dabei darauf achten, dass unsere Partner Menschenrechte, soziale und ökologische Standards achten.

Die deutsche Automobilindustrie unterstützt die Einhaltung menschenrechtlicher Sorgfaltspflichten und legt hieran hohe Standards an. Zahlreiche deutsche Unternehmen in China unterziehen sich zudem externen CSR-Audits und kooperieren vor Ort mit chinesischen NGOs. Über die deutsche Botschaft in Peking unterstützt die Bundesregierung Unternehmen bei der Umsetzung der Leitprinzipien und Kernelemente des Nationalen Aktionsplans Menschenrechte (NAP).

Deutsche Zulieferer und Hersteller engagieren sich im Branchendialog Automobilindustrie des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales und arbeiten dort aktiv an der Aufstellung von Grundsätzen zur menschenrechtlichen Sorgfaltspflicht in Unternehmen mit. Der übergeordnete Anspruch dieses Dialogs ist, den Schutz der Menschenrechte in globalen Liefer- und Wertschöpfungsketten zu stärken.

Durch unser Handeln wollen wir dazu beitragen, dass diese Standards und Werte in die Welt getragen werden. Wir müssen Chancen ergreifen und zur selben Zeit unsere Verantwortung ernst nehmen. In der Industrie und in der Politik. ▲

Hildegard Müller,

geboren 1967, ist seit dem 1. Februar 2020 Präsidentin des VDA. Müller absolvierte vor ihrem Studium der Betriebswirtschaftslehre an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf eine Ausbildung zur Bankkauffrau bei der Dresdner Bank. Zuletzt arbeitete sie bei der Dresdner Bank als Abteilungsdirektorin.

Von Oktober 2002 bis Oktober 2008 war sie Mitglied des Deutschen Bundestages. Zudem war sie von 2005 bis 2008 Staatsministerin bei der Bundeskanzlerin.

Frau Müller übernahm im Oktober 2008 das Amt der Vorsitzenden der Hauptgeschäftsführung des Bundesverbandes der Energie- und Wasserwirtschaft e.V. in Berlin. Ab Mai 2016 war sie Mitglied des Vorstands der innogy SE und verantwortete das Ressort Netz & Infrastruktur sowie die Koordination der Digitalisierungsprojekte.

Axel Schweitzer

史伟浩

Eine Welt ohne Abfall

声音 20

*Gemeinsam lassen wir diese Vision in
Deutschland und China Wirklichkeit werden.*

Als ich 2014 meinen Zweitwohnsitz in Hongkong begründete, fragte mich ein kleiner Junge in einem Gespräch über Recycling und was mit dem Abfall in Hongkong passiert: „Wo ist eigentlich hier die Gelbe Tonne?“ Auf meine Antwort, dass es dieses aus Deutschland bekannte Recyclingsystem in Hongkong nicht gebe, erklärte er mit großer Überzeugung: „Dann musst du das ändern!“

Noch heute schöpfe ich aus diesem Moment besondere Kraft für meine Arbeit. Während wir als Erwachsene Herausforderungen und Problemen sehen, gehen Kinder vor allem davon aus, dass Denkbare auch machbar ist.

Damals ist die Vision unseres Unternehmens ALBA Group Asia entstanden: Wir arbeiten für eine Welt ohne Abfall. Eine Welt, in der es sich für die Generationen von heute und von morgen zu leben lohnt. Der Satz des Jungen zeigte mir auch, dass wir mit unseren Konzepten aus Deutschland dazu beitragen können, diese Vision in China zu verwirklichen.

Meine Eltern haben das Recyclingunternehmen ALBA vor mehr als 50 Jahren in Berlin gegründet. Es dauerte nicht lange und die Firma wuchs über die Stadt hinaus. Seit mehr als zwei Jahrzehnten sind wir auch in Asien tätig, vor allem in China, denn dort ist unser Know-how sehr gefragt. Die deutsche Recyclingindustrie ist weltbekannt. Schon allein 40% aller in Deutschland produzierten Metalle werden laut der Deutschen Rohstoffagentur (DERA) aus Recyclingmaterial hergestellt.

Auch unsere Kooperation mit China begann in den 1990er Jahren mit Metallen. Die Bedeutung von Umwelt- und Ressourcenschutz ist seit dem 12. Fünfjahresplan Chinas im Jahre 2011 erheblich gewachsen. Die damit verbundenen Vorhaben werden mit großem Engagement angegangen. Denn die chinesische Regierung hat erkannt, dass das schnelle Wirtschaftswachstum große Auswirkungen auf die natürlichen Ressourcen hat. Bessere Lebensbedingungen und eine gesündere Umwelt sind das Ziel.

Die Zusammenarbeit im Bereich der Umwelttechnologien wurde von den Staats- und Regierungschefs bei der – der deutschen und der chinesischen – Regierungskonsultationen angestoßen und schon bald wurde ALBA als führender Anbieter von Umweltdienstleistungen und Recyclinglösungen aus Deutschland in China anerkannt.

So ist mir auch der 28. Juni 2011 noch sehr gut in Erinnerung. An dem Tag haben wir das Kooperationsabkommen für Recycling und Umweltschutz mit der Nationalen Entwicklungs- und Reformkommission Chinas unterzeichnet. 2012 haben wir unsere erste Tochtergesellschaft in Peking gegründet und bis 2014 weiterentwickelt. Damals entstand auch die ALBA Group Asia, mit ihren heute knapp

über 1000 Mitarbeitern. Im Beisein von Präsident Xi und Bundeskanzlerin Angela Merkel wurde uns die Ehre zuteil, den ersten Vertrag zum Hausabfallrecycling mit der ALBA Green-Fuel-Technologie in China in der Provinz Guangdong zu unterzeichnen.

„Den Fluss überqueren, indem man die Steine ertastet.“ Das chinesische Sprichwort beschreibt treffend unsere ersten Projekte in China. Aber wenn man sich einmal in den chinesischen Markt eingefunden hat, sind die damit verbundenen Entwicklungschancen immens. Bereits 2015 konnten wir mit der offiziellen Eröffnung des „Hong Kong WEEE-PARK“ zur Behandlung und Verwertung von Elektro- und Elektronikschrott (WEEE) den größten Einzelauftrag in der Geschichte von ALBA erringen. Die Erklärung der „30/60“-Ziele von 2020, also bis 2030 die Kohlenstoffspitzenwerte und bis 2060 Kohlenstoffneutralität zu erreichen, hat einen weiteren entscheidenden Impuls gegeben. China erzeugt heute noch etwa ein Drittel des weltweiten CO₂-Ausstoßes. Doch durch die klare Zielstellung entsteht der größte Markt für Kreislaufösungen der Welt.

Seit unserer Ansiedlung in China konnte ich persönlich an vielen Delegationsreisen der deutschen Regierung, der Bundeskanzlerin und des Bundeskanzlers teilnehmen. Jedes Jahr haben wir neue Kooperationsprojekte besucht – in Guangdong, Shanghai, Hongkong, Henan, Hainan, Guizhou, Jiangsu und Hebei. Im Gegenzug empfangen wir sehr häufig Delegationen aus China in unseren deutschen Standorten. Die Besucher kommen aus allen Ebenen der chinesischen Regierung und aus unterschiedlichsten Unternehmen. Hintergrund der Besuche sind oftmals die *Beautiful China Initiative*, BCI, und die Überzeugung, dass die Kombination aus deutscher Umwelttechnologie und lokalen Recyclinglösungen einer der effektivsten Wege zur Realisierung der BCI ist. Tatsächlich verfügt Deutschland über die wichtigsten Anbieter für Umwelttechnologie und Kreislaufösungen der Welt, mit fortschrittlichen Konzepten, modernster Technologie und langjährigen Erfahrungen.

Das kann man auch sehr gut an Interzero sehen, dem in Europa führenden Kreislaufunternehmen, dem ich seit seiner Ausgliederung aus der ALBA Group im letztem Jahr als Chairman vorstehe und das ich parallel mit unseren Teams zur ALBA Group Asia führe: Allein als Mittelständler mit rund 2.000 Mitarbeitern und einem Umsatz von rund einer Mrd. Euro ist Interzero insbesondere durch seine Kunststoffrecyclingaktivitäten in der Lage, den jährlichen globalen *Earth-Overshoot* um 4 Minuten und 20 Sekunden zurückzudrängen. Das ist gemäß der *NGO Global Footprint Network* der Zeitpunkt, an dem die jährliche Regenerationsfähigkeit unserer Erde verbraucht ist. 2022 war der Zeitpunkt des *Earth-Overshoot* bereits am 28. Juli erreicht. Wir bei Interzero sind stolz auf diesen kleinen, aber signifikanten Wert. Er ist uns ein großer Ansporn, unsere Aktivitäten auszubauen. Jüngstes Beispiel der beidseitigen Zusammenarbeit ist hier unser Service unter dem Namen Lizenzero. Er hilft nun auch Onlinehändlern direkt in China ihre Verkaufsverpackungen für den Vertrieb nach Deutschland rechtskonform für das spätere Recycling anzumelden.

Mit Technologien für grüne Kraftstoffe, grünes Gas, das Recycling und die Behandlung gefährlicher Abfälle, dem Kunststoffrecycling und Smart-City-Technologien und Anwendungen bringt die ALBA Group Asia weitere moderne Lösungen nach China. Wir sehen uns als vertrauenswürdiger Partner und haben einen ehrgeizigen Entwicklungsplan, um die ambitionierten CO₂-Einsparziele des Landes zu unterstützen. So übernehmen wir in der Provinz Hainan beispielsweise die Verwertung von Bioabfällen der Stadt Haikou und des Kreises Chengmai. Dabei stützen wir uns auf fortschrittliche deutsche Technologien zur biologischen Vergärung und auf mehr als zwanzig Jahre praktische Erfahrung mit dem Betrieb von Biogasanlagen in Europa. Das Projekt ist nicht nur das größte umfassende Bioabfallbehandlungszentrum in China. Es hat auch die Funktion eines Umwelt- und Klimabildungszentrums für die lokale Bevölkerung und Besucher von Hainan und steht für unser langjähriges Konzept, Umwelt und Bildung miteinander zu verbinden. So unterstützen wir neben den aufstrebenden Umweltindustrien in China auch die Gesellschaft.

Diese Anliegen verfolgen wir in China und Asien im Übrigen auch durch das Engagement von ALBA BERLIN, mittlerweile einem der – mit vielen Siegen und Meisterschaften in den letzten drei Dekaden

– erfolgreichsten Basketball-Teams Deutschlands und Europas. In China ist Basketball mit 400 Millionen Anhängern die „Sportart Nummer eins“. Als Vorsitzender des Aufsichtsrates und Vereinspräsident bin ich besonders stolz auf das gesamte Team von ALBA BERLIN mit inzwischen rund 200 Beschäftigten, weil neben den herausragenden sportlichen Leistungen Nachhaltigkeit in all in ihren Dimensionen, soziales Engagement und Angebote zur Persönlichkeitsbildung zum Kern der Vereinstätigkeit gehören. ALBA BERLIN verbindet Deutschland und China seit 2011 auf all diesen Ebenen miteinander.

Die Beziehungen zu China sind alles andere als eine Einbahnstraße. China bietet beste Bedingungen, digitale Lösungen für das Management von Rohstoffkreisläufen zu nutzen. Durch digitale Prozesse wurden in unseren Bioabfall-Anlagen in China die Produktivität und der Komfort für die Kunden erheblich verbessert. Bei der Digitalisierung besteht großes Potenzial, neue Technologien und Geschäftsmodelle in China umzusetzen und in angepasster Form auch wieder nach Deutschland und Europa zu transferieren.

Anlässlich des 50-jährigen Jubiläums der bilateralen Beziehungen zwischen China und Deutschland blicke ich optimistisch auf die nächsten 50 Jahre. Meine Eltern haben als erste mit der professionellen Abfalltrennung für ein anschließendes Recycling begonnen. Heute ist die Rückgewinnung von Rohstoffen in vielen Branchen und Produktionsprozessen zum Standard geworden. Gemeinsam mit unseren Kunden und Partnern sind wir weiter auf dem Weg zu einer Welt ohne Abfall.

Ich freue mich, dass wir mit unseren Unternehmen die Transformation zu Kreislaufprozessen in Europa und Asien und ganz besonders in Deutschland und China mitgestalten können. Für die 30/60-Ziele dürfen wir keine Zeit verlieren. Ich freue mich darüber, dass wir als Team die Möglichkeit haben, Brücken zu bauen und den globalen Einsatz für eine lebenswerte Zukunft auf unserer Erde aktiv zu unterstützen. Ich glaube, dass wir gemeinsam jetzt und in den nächsten 50 Jahren große Aufgaben vor uns haben und weiter exzellent zusammenarbeiten werden. – Ganz im Sinne, des Auftrags, den mir der kleine Junge in Hongkong stellvertretend für die kommenden Generationen mitgegeben hat. ▲

Dr. Axel Schweitzer

(Jahrgang 1969) studierte Wirtschaftsingenieurwesen an der Technischen Universität Berlin und promovierte dort 1995 zum Dr.-Ing. Im selben Jahr wurde er in den Vorstand des von seinem Vater gegründeten Recyclingunternehmens ALBA berufen und leitete das Familienunternehmen ab 1998 gemeinsam mit seinem Bruder Dr. Eric Schweitzer. Von 2005 bis 2018 steuerte Axel Schweitzer in wechselnden Funktionen (Vorsitzender des Aufsichtsrats, des Vorstandes und des Verwaltungsrats) die Geschicke der ALBA SE (vormals INTERSEROH AG bzw. INTERSEROH SE).

Von 2013 bis 2018 war Schweitzer zudem Mitglied des Sprecherteams Greater China des Asien-Pazifik-Ausschusses der Deutschen Wirtschaft (APA), seit Februar 2019 ist er Stellvertretender Vorsitzender des APA sowie Mitglied des Deutsch-Chinesischen Dialogforums. Axel Schweitzer engagiert sich im sozialen Bereich, indem das Unternehmen zum Beispiel die Kinderheime der Stadt Köln unterstützt. Weiterhin ist er als Vorsitzender des Aufsichtsrats der ALBA BERLIN Basketball GmbH und als Vereinsvorsitzender von ALBA BERLIN Basketball e. V. für den Berliner Sport aktiv.

Mit der Neuordnung der Unternehmen der Familie Schweitzer im Jahr 2022 übernahm Dr. Axel Schweitzer unter anderem das Asien-Geschäft und die weltweiten Aktivitäten im Bereich Kunststoffrecycling sowie alle Geschäfte im Bereich Kreislaufösungen von Interseroh. Als Eigentümer und Chairman von Interzero setzt er sich dafür ein, die Unternehmensvision einer „Welt ohne Abfall“ zu verwirklichen.

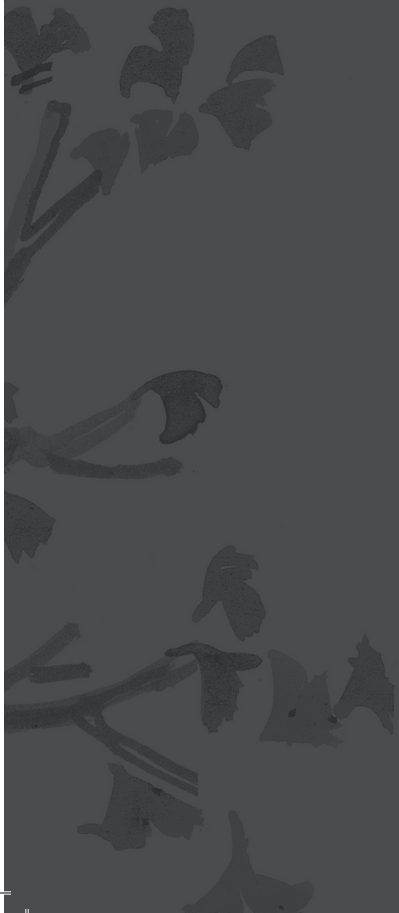
Politik und Diplomatie | 政治和外交



Stimmen 21 bis 27



Christine Althausen
Margarete Bause
Reinhard Bütikofer
Gyde Jensen
Jo Leinen
Michael Schaefer
Volker Stanzel



Christine Althausen

欧珍

Wie mit China umgehen: Braucht es eine China-Strategie?

声音 21

50 Jahre sind eine lange Zeit. Oder doch nicht? Ein Wimpernschlag der Geschichte, mehr nicht; altherwürdige chinesische Denker würden dies sicherlich so sehen. Blickt man zurück auf die Zeit der Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik China an jenem 11. Oktober 1972, so hat sich zwischenzeitlich Vieles getan, Vieles verändert – innerhalb der beiden Gesellschaften wie auch zwischen den beiden Staaten. Und auch die Welt drumherum scheint derzeit ziemlich aus den Fugen geraten.

Was mich persönlich an der Auseinandersetzung mit China von Beginn an faszinierte, war das Andere und Fremde. Vor 50 Jahren, und in diese Zeit fällt der Beginn meiner Beschäftigung mit China, war über das Land wenig bekannt. Mich interessierten in erster Linie die Geschichte und die Kultur (darunter vor allem die Malerei), diese wundersame Sprache und die geheimnisvolle Schrift. Falscher Ansatz, so würde ich das aus heutiger Sicht benennen! Zuviel Verwünschenes, zu wenig Alltag. Zu viel an Möglichkeiten, irgendetwas in „China“ hineinzuzinterpretieren, was nur in unserer eigenen Vorstellung da ist. Wie soll ich den ungeheuerlichen Pragmatismus verstehen, der mir in China immer wieder begegnete, das selbstsichere Anpacken in allen Lebenslagen? Keine Überhöhung, Alltag.

Erstes Ergebnis (oder besser „Einsicht?“): China hat viele Gesichter. Geheimnisvoll, fremd, ja exotisch – und dann doch wieder unfassbar geerdet, pragmatisch, zielgerichtet, den eigenen Nutzen betonend. Asymmetrien, Widersprüche, Gegensätze in der Wahrnehmung. Wie gehe ich damit um? Lasse ich diese verwirrende Vielfalt von Eindrücken nebeneinander bestehen oder versuche ich, sie in eine logische Reihe zu bringen, die das Begreifen einfacher macht?

Man kann natürlich immer sagen (und nie ist es verkehrt!), dass China ein riesiges Land ist, eher ein Kontinent denn ein Land. Viele Völkerschaften, wenn auch mit klarer Dominanz der Han. Riesige Gebiete, die sich über Tausende von Kilometern ausbreiten. Heilongjiang (im hohen Norden) und die Halbinsel Hainan (im Süden, auf der Höhe von Thailand) – was haben sie gemeinsam? Nicht das Essen, nicht die Sprache (zumindest nicht die gesprochene), nicht das, was man Alltag nennen könnte. Und doch China. Dem China-Reisenden, egal in welcher Funktion er unterwegs ist – sei es als Politiker, als Diplomat, Journalist, „business man“ – allen steht es gut zu Gesicht, ein gerüttelt Maß an Wissen mitzubringen. Die Chinesen, die sich mit Deutschland befassen sprechen zumeist hervorragend unsere Sprache, sie kennen sich aus in Geschichte und Kultur. Umgekehrt? Nicht die Ausnahme, aber doch seltener. Wie oft (auch bei den Aufnahmetests

in den deutschen diplomatischen Dienst Mitte der 80er Jahre) wurde ich gefragt, wie ich denn auf die ‚verrückte Idee‘ gekommen sei, Slawistik und Sinologie zu studieren? Bis heute verstehe ich die Frage nicht, für verrückt hielt ich die Wahl nie. Eher für logisch, vorausdenkend (und niemals habe ich übrigens diese Wahl bereut).

Zweite Einsicht: China ist riesig, von der Bevölkerungszahl her (noch) das größte Land auf Erden, verwirrend in seiner Vielfalt. Was fangen wir damit an? Was macht die in Hinblick auf Territorium und Bevölkerungszahl bescheidene kleine Bundesrepublik, der weniger als zwei Jahrzehnte nach Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zu China das unerhörte Glück der Wiederherstellung der deutschen Einheit gelang, mit dem Riesenpartner in Fernost? Die Bundesrepublik, die bis heute nach einem trittsicheren Auftreten auf internationaler Bühne sucht. Die Übernahme einer größeren außenpolitischen Verantwortung ist kein neues Mantra im Gefolge der Zeitenwende durch den Überfall der Russländischen Föderation auf den Nachbarstaat Ukraine am 24. Februar 2022. Die Debatten über die gewachsene Rolle Deutschlands auf internationalem Parkett wurden bereits in den 90er Jahren geführt; auch die Ausstattung der Bundeswehr, auch die Frage eines erweiterten Sicherheitsbegriffes – alles bekannt. Ich erwähne dies, weil auch die Beziehungen zu China davon tangiert sind. Wie gehen wir mit diesem Koloss um? Ein China, das seit 1949 unter Führung der kommunistischen Partei steht (und die Partei mit ihren 92 Millionen Mitgliedern ist die alles beherrschende Macht im Lande), ein China, das sich aber ständig häutet und unablässig verändert. Ein China, das uns heute als außenpolitischer globaler Player selbstsicher und sich auf der richtigen Seite der Geschichte wägend gegenübertritt.

Dritte Bemerkung: Brauchen wir vielleicht eine (neue) China-Strategie? Ja, ich meine wohl. Wie auch immer wir das Konstrukt nennen – Plan, Konzept, Strategie oder auch schlicht „Umgang“ mit China. Ich erinnere mich, dies sei nebenbei bemerkt, an die oft amüsiert hochgezogenen Augenbrauen ausländischer Gesprächspartner, wenn die Deutschen nach einem Konzept suchen; wahlweise Gesamtkonzept, noch besser umfassendes Gesamtkonzept, gesteigert zum strategisch umfassenden Gesamtkonzept. Weiterungen immer noch möglich. Spaß beiseite: Wir brauchen einen durchdachten Umgang mit China, so etwas wie einen erweiterten China-Bezug, der nicht allein die wirtschaftlichen Beziehungen (und auch die daraus folgenden – wechselseitigen – Abhängigkeiten) in Rechnung stellt, sondern der das ganze Bündel politischer, rechtlicher, kultureller Fragen mitdenkt. Immer eingedenk der schlichten Wahrheit, dass es nicht die Geoökonomie ist, die die Welt bewegt, sondern die Geopolitik. Ein 50. Jahrestag wäre eine gute Gelegenheit zum Vermessen der bilateralen Beziehungen. Wo stehen wir? Was erwarten wir? Was erwartet uns? Im Koalitionsvertrag der Ampelregierung vom Herbst 2021 stehen einige Anstriche, mehr als jemals zuvor, zum Umgang mit China. Bislang ist wenig an inhaltlicher Auffüllung zu entdecken – natürlich, der 24. Februar und die russische Aggression überdecken alles und bestimmen das Geschehen. Gleichwohl – Warten ist keine Strategie.

Welche Elemente sollte eine Chinastrategie umfassen? Sicher die Tatsache, dass China ein globaler Akteur ist, der seinen Einfluss wahrnimmt. Ein UmGEHEN ist keine Option, ein gutes Umgehen ist angesagt. Und nur in Absprache mit den EU-Partnern, wie in besagtem Koalitionsvertrag vorgezeichnet. Die in einem EU Kommissionspapier vom Frühjahr 2019 (also vor der Corona-Pandemie) vorgegebene Trias von China als „Partner, Konkurrent und strategischer Rivale“ ist ein wichtiger erster Schritt, allein aber ungenügend. Wo genau sind die Schnittstellen, wo die sich überlappenden Flächen und wo die Bruchkanten? Der selbstbewusste Verweis auf das eigene Wertesystem in unseren Ländern, mit Rechtsstaatlichkeit und Achtung der Menschenrechte als Grundlinie, ist die Richtschnur; Abschied sollte man nehmen von der Hoffnung, China von außen ändern zu können und auf die eigenen Maximen und grundlegenden Politikvorstellungen einschwören zu können. Das wird, rebus sic stantibus, nicht gelingen. China zeigt beeindruckende Modernisierung ohne Demokratisierung. Allerdings ist auch im China der Jetzt-Zeit der Krisenmodus zur Normalität geworden, blickt man etwa auf die Probleme in der Wirtschaft und die Auseinandersetzungen um die Corona-Politik.

Ein weiteres Stichwort zu unseren „Hausaufgaben“ ist Chinakompetenz. Sie ist vorhanden, sollte jedoch besser gebündelt und strategischer eingesetzt werden. Momentan droht ein „Austrocknen“, zu wenig Austausch, zu wenig Berührungspunkte nicht nur zwischen den politischen Ebenen sondern auch im zwischen – und zivilgesellschaftlichen Bereich. Die Pandemie, die „im Westen“ anders angegangen wird als in China, darf nicht der Vorwand sein, um Grenzen wieder hochzuziehen und Austausch zu be- oder gar zu verhindern.

Lassen Sie mich zum biographischen Anfang meiner Beschäftigung mit China zurückkommen. Wie gesagt, ich verstand nie, weshalb ich mich für das Studienfach Sinologie erklären sollte. Weshalb so ein exotisches Studienfach? Für mich lag es auf der Hand. Mir scheint es heute, mehr denn je, normal und zwingend, sich mit dem Land auseinanderzusetzen. Wenn schon nicht aus Faszination und Neugierde, so doch zumindest aus eigener Notwendigkeit und aus eigenen Interessen heraus. Der 50. Jahrestag ist ein guter Bezugspunkt, das Gelände zu vermessen. Wir sollten die Chance nutzen und die (schwierigen, komplexen, widersprüchlichen) Beziehungen zur Weltmacht China in den Kontext Zeitenwende einbeziehen und strategisch weiterdenken, dabei auch Felder identifizieren (Klima, Umweltschutz, Gesundheit als Beispiele), wo gemeinsame Anstrengungen anstehen. Die Chinastrategie der Bundesregierung soll im Frühjahr 2023, so der gegenwärtige Zeitplan, vorgestellt werden. Wir sind gespannt. ▲

Dr. Christine Althausen

Gebürtig aus Lahr – Baden, Studium der Politologie, Slawistik, Sinologie in Heidelberg. Auslandsstudien in Moskau und Taiwan. Promotion 1997 (Uni. Heidelberg) mit einer Arbeit zu Russland – „Russlands Weg in den Europarat“. Diplomatische Laufbahn im deutschen Auswärtigen Dienst 1985 – 2021, dabei mehrfach in China „auf Posten“, so 1987 bis 1990 in Peking. Später deutsche Botschafterin in Nordmazedonien (2014 bis 2017), Generalkonsulin in Shanghai (2017 bis 2021).

Seit Mitte 2021 zurück in Deutschland, wohnhaft in Freiburg. Weiterhin tätig im Bereich Internationale Beziehungen, vorrangig zu China, Russland und Osteuropa sowie Fragen der europäischen Einigung.

Mitglied im OSZE / ZIF – Pool zu Wahlbeobachtung (so in Georgien im Herbst 2021, in Serbien Frühjahr 2022). Im Auswärtigen Amt als Programmdirektorin internationale Diplomatenausbildung tätig. Beirätin im CNBW (China Netzwerk Baden-Württemberg). Seit Mai 2022 im Vorstand Alumni Verein Universität Freiburg. Stellvertretende Vorsitzende in der West-Ost-Gesellschaft Südbaden seit September 2022.

Margarete Bause

玛格丽特·鲍斯

Wir müssen reden

声音 22

Dialogerfahrungen

Meinen ersten „Dialog“ mit einem Vertreter der chinesischen Regierung hatte ich im Herbst 2006. Zu dieser Zeit war ich Fraktionsvorsitzende der Grünen im Bayerischen Landtag und wunderte mich, dass der chinesische Generalkonsul in München dringend um ein Gespräch bat. Als er schließlich in meinem Büro saß, hielt er sich nicht lang mit diplomatischen Floskeln auf, sondern kam umgehend zur Sache: Er wisse, dass ich eine Einladung zur Jahresversammlung des Weltkongresses der Uiguren hätte, die im November 2006 in München stattfinden sollte. Eindringlich forderte er mich auf, dieser Versammlung fernzubleiben, ansonsten würden die guten bayerisch-chinesischen Beziehungen empfindlichen Schaden nehmen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich noch nie etwas über die Uiguren gehört und auch die erwähnte Einladung war mir im Stapel der unerledigten Post bislang nicht aufgefallen. Als ich ihn irritiert fragte, woher er denn wissen könne, welche Einladungen ich erhalte, lächelte er nur und meinte „Wir haben unsere eigenen Informationskanäle“. Ungefragt erklärte er mir, dass die Uiguren allesamt Terroristen seien und untermauerte seine Behauptung mit einem Dossier, das er vor mich auf den Tisch legte. Im Stil von Fahndungsaufrufen waren dort mehrere uigurische Persönlichkeiten mit ihnen zur Last gelegten angeblichen Verbrechen aufgelistet, ganz obenauf das Portrait von Dolkun Isa, dem heutigen Präsidenten des uigurischen Weltkongresses.

Diese erste Begegnung mit der heute als „*Wolf Warrior Diplomacy*“ bekannten Vorgehensweise chinesischer Diplomaten – ich sollte später noch häufiger Bekanntschaft damit machen – hatte einen nachhaltigen Effekt auf meine politische Arbeit. Nachdem ich den Generalkonsul wegen Spionageverdachts angezeigt hatte, begann ich mich intensiv mit dem Schicksal der Uiguren und der Menschenrechtssituation in China zu beschäftigen und unterstützte die uigurische Exil-Gemeinde in ihren Bemühungen, die Öffentlichkeit über die Menschenrechtsverletzungen in Xinjiang zu informieren.

Einige Jahre später, es war im November 2014, hatte ich ein weiteres prägendes Erlebnis, das mein China-Interesse noch einmal verstärkte. Bei einer Delegationsreise mit dem damaligen bayerischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer in die Volksrepublik China hatte ich – abseits des offiziellen Programms – die Gelegenheit, den weltbekannten Künstler Ai Weiwei kennenzulernen, der sich zu dieser Zeit in Peking im Hausarrest befand. Ob es denn überhaupt etwas nütze, wenn westliche Politiker*innen bei ihren Gesprächen mit chinesischen Offiziellen das Thema Menschenrechte anspre-

chen, wollte ich von ihm wissen. Und er antwortete klar und eindeutig: „Es ist die einzige Hoffnung, die wir haben. Dass ihr, die ihr das Glück habt, in Freiheit zu leben, uns nicht vergesst. Dass ihr unsere Namen bei jeder Gelegenheit ansprecht und unsere Schicksale öffentlich macht. Dass ihr eure eigenen Werte ernst nehmt und danach handelt.“

Diese Perspektive, die Perspektive der Opfer, der Unterdrückten, der Menschenrechtsverteidigerinnen und Demokratie-Aktivistinnen hat seither meine Beschäftigung mit China geprägt und meine Dialogpartner*innen bestimmt. Es sind diejenigen, die sonst keine Stimme haben, deren Schicksal totgeschwiegen, deren Rechte missachtet, deren Freiheitswunsch niedergeknüppelt, deren Kultur zerstört wird. Seien es die Studierenden in Hongkong, die chinesischen Dissidenten in Berlin, die Vertreter*innen der uigurischen und der tibetischen Community, die Zeuginnen und Zeugen der Menschenrechtsverbrechen in Xinjiang.

Als Bundestagsabgeordnete und Mitglied im Menschenrechtsausschuss von 2017 bis 2021 boten sich mir hier vielfältige Möglichkeiten und ein großes Betätigungsfeld. Gleichzeitig konnte ich erneut Erfahrungen mit den offiziellen Vertreterinnen und Vertretern der KP Chinas und ihrem Verständnis von Dialog sammeln.

Als der Bundestag Ende 2018 auf meine Initiative hin erstmals über die schweren Menschenrechtsverletzungen in Xinjiang diskutieren sollte, meldete sich wenige Stunden vor der Debatte die chinesische Botschaft telefonisch in meinem Büro und forderte mich auf, den Antrag unverzüglich zurückzuziehen und den Tagesordnungspunkt abzusetzen.

Die Plenardebatte fand natürlich statt und wurde von allen demokratischen Abgeordneten mit großer Ernsthaftigkeit geführt. Unmittelbar danach erhielten die Fraktionen eine „Stellungnahme“ der chinesischen Vertretung, in der diese dem Bundestag und der Bundesregierung eine „ernsthafte Demarche“, also eine förmliche Protestnote, entgegenbrachte. Die „Vorwürfe“ seien falsch und willkürlich und stellten eine „eklatante Einmischung in die inneren Angelegenheiten und eine grobe Verletzung der Souveränität Chinas dar.“ Bundestagspräsident Schäuble sah sich daraufhin veranlasst gegenüber der chinesischen Regierung die Freiheit des Parlaments zu verteidigen.

Alle Einladungen des Menschenrechtsausschusses an den chinesischen Botschafter zur Diskussion mit den Ausschussmitgliedern, wurden von diesem abgelehnt bzw. mit dem Hinweis auf unerwünschte Aktivitäten des Gremiums abgesagt. Dadurch sei die „Grundlage für den Dialog zwischen uns beschädigt worden“, hieß es beispielsweise in einem Brief des Botschafters an die Ausschussvorsitzende anlässlich einer Anhörung zur völkerrechtlichen Bewertung der Menschenrechtsverletzungen an den Uiguren. Regelmäßig erreichten uns schriftliche Beschwerden, Beschimpfungen und nachdrückliche Ermahnungen, uns mit unserer Menschenrechtsarbeit nicht in die inneren Angelegenheiten der Volksrepublik einzumischen.

Den Höhepunkt der „Dialogbereitschaft“ erlebte ich im Sommer 2019 als ich mit dem Digitalausschuss nach China reisen sollte. Die chinesische Botschaft teilte dem Ausschusssekretariat unmissverständlich mit, dass es nur dann eine Einreise für die Delegation geben werde, wenn ich von der Liste gestrichen würde. Eine Begründung dafür gab es nicht. Die Informationsfahrt wurde daraufhin im Einvernehmen der demokratischen Fraktionen abgesagt: der Bundestag lasse sich nicht erpressen. Als einzigem Gremium des Bundestags wird im Übrigen dem gesamten Menschenrechtsausschuss ein Besuch der Volksrepublik bis heute verweigert.

Menschenrechte im Dialog

Die Bundesregierung unterhält eine Fülle regelmäßiger Dialogformate mit der Volksrepublik China, eines der bekanntesten – und umstrittensten – ist der deutsch-chinesische Menschenrechtsdialog. Er zeichnet sich dadurch aus, dass schon allein über die Frage ob und wann er stattfinden soll,

regelmäßig Konflikte entstehen. Von chinesischer Seite wird die Bereitschaft zur Durchführung des Menschenrechtsdialogs immer wieder als Druckmittel eingesetzt, um Kritik abzustrafen und Wohlverhalten der deutschen Seite zu erreichen. So wurde der Austausch 2017 von Peking abgesagt, weil Deutschland sich im UN-Menschenrechtsrat kritisch zu China geäußert hatte. Auch 2019 ließ die KP das Treffen platzen, weil der damalige Außenminister Heiko Maas sich kurz zuvor mit dem Hongkonger Bürgerrechtler Joshua Wong hatte fotografieren lassen.

So wichtig es ist, gerade über die Einhaltung der Menschenrechte im Dialog zu bleiben, Menschenrechtsverletzungen zu thematisieren und die Universalität der Menschenrechte zu verteidigen, so sehr stellt sich die Frage, ob der Menschenrechtsdialog in seiner jetzigen Form dazu das geeignete Mittel ist. Im Rahmen der derzeit in Arbeit befindlichen neuen China-Strategie des Auswärtigen Amtes erscheint es mir wichtig, die unübersichtliche Anzahl von bis zu 80 Dialogformaten zu evaluieren, auf den Prüfstand zu stellen und strategisch neu auszurichten. Grundlage müssen dabei die universelle Gültigkeit der Menschenrechte sowie die Prinzipien von Demokratie und Rechtsstaatlichkeit sein. Kritische Gesprächsthemen dürfen nicht mit Tabus belegt oder ausgeklammert werden. Das hat nichts mit Einmischung oder angeblicher moralischer Überheblichkeit zu tun, sondern gründet sich auf die Einhaltung völkerrechtlicher Verträge sowie auf unsere Verpflichtung gegenüber unseren Werten und unsere Verantwortung gegenüber den Opfern menschenverachtender Politik.

Insbesondere darf der Menschenrechtsdialog nicht dazu missbraucht werden, die Universalität, Unveräußerlichkeit und Unteilbarkeit der Menschenrechte in Frage zu stellen.

Die KP China versucht seit längerem und zunehmend aggressiv ihre eigene Vorstellung von Menschenrechten zu verbreiten und in internationalen Gremien durchzusetzen. Ziel ist, die globalen Menschenrechtsstandards aus chinesischer Sicht neu zu definieren. So soll das Recht auf Entwicklung Vorrang vor allen anderen Rechten haben, die individuellen und politischen Freiheitsrechte werden als westliche Ideologie diskreditiert, während die sozialen und wirtschaftlichen Rechte in den Mittelpunkt rücken. Die „Existenzsicherung“ des Volkes steht in dieser Definition klar über den Grundrechten des Einzelnen.

Im Menschenrechtsdialog geht es mithin nicht um einen unverbindlichen Austausch über unterschiedliche Perspektiven, sondern hier zeigt sich der fundamentale Systemkonflikt zwischen unserem demokratischen System und dem totalitären Regime Xi Jinpings in aller Schärfe. Im Kern dieses Konflikts stehen die Idee der Freiheit und die Unveräußerlichkeit der Menschenrechte.

Dialog und Härte

Außenministerin Annalena Baerbock hat ihre Politik gegenüber autoritären Regimen auf den Begriff „Dialog und Härte“ gebracht. Was das jeweils konkret bedeutet, muss sicher noch ausbuchstabiert werden. Aber spätestens seit dem russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine und angesichts der massiven Krisen, in die uns unsere Abhängigkeit von russischen Energielieferungen gebracht hat, müssen wir schnellstens aus den Fehlern der Vergangenheit lernen und unsere Politik neu ausrichten. Dies gilt auch und vor allem mit Blick auf China. Die Hoffnung auf Wandel durch Handel ist gescheitert – nicht erst seit dem 24. Februar 2022.

Ganz oben auf der Agenda stehen deshalb die gezielte Reduzierung von wirtschaftlichen Abhängigkeiten, die Diversifizierung der Lieferketten, der Schutz unserer kritischen Infrastruktur sowie der Aufbau europäischer Resilienz. Die Europäische Union beginnt sich gerade auf ihre Stärken zu besinnen und ihre Instrumente zu schärfen. Das Importverbot von Produkten aus – nicht nur – chinesischer Zwangsarbeit ist dabei ein wichtiger Schritt.

Dialog ist unersetzbar und unverzichtbar. Der kulturelle, wissenschaftliche oder zivilgesellschaftliche Austausch ist dabei ebenso wichtig wie das Gespräch zwischen Staatspräsident*innen. Kritikallose Beziehungen allerdings, egal ob im Bereich der Wirtschaft, der Wissenschaft oder der Politik

dienen Diktatoren zur Legitimation ihrer Herrschaft nach innen und außen. Im schlimmsten Fall machen sich Unternehmen, Universitäten oder politische Vertreter*innen zu Komplizen der Unterdrückung.

Deshalb setzt Dialog mit autoritären Regimen Konfliktfähigkeit und Konfliktbereitschaft voraus. Grundlage dafür ist, dass wir unsere eigenen Werte ernst nehmen und bereit sind, danach zu handeln. ▲

Margarete Bause,

geboren 1959, ist Sozialwissenschaftlerin und lebt in München.

Sie war für Bündnis 90/Die Grünen 18 Jahre Landtagsabgeordnete in Bayern, davon 13 Jahre Fraktionsvorsitzende. Von 2017 bis 2021 war sie Bundestagsabgeordnete.

Als Mitglied im Menschenrechtsausschuss beschäftigte sie sich intensiv mit der Menschenrechtssituation in China und engagierte sich für die Rechte der Uiguren und Tibeter. Die chinesische Regierung setzte sie auf die Liste der unerwünschten Personen und verweigert ihr die Einreise nach China.

Reinhard Bütikofer

包瑞翰

Wie weit geht die Divergenz?

声音 23

Als im Oktober 1972 diplomatische Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik China aufgenommen wurden, begann damit eine Epoche gegenseitiger Öffnung zwischen beiden Ländern, die im Ergebnis dazu führte, dass Deutschland mit China heute mehr verbunden ist, als irgendein anderes europäisches Land. Doch inzwischen hat sich die Richtung der Entwicklung in ihr Gegenteil verkehrt. Wo lange wenigstens teilweise Konvergenz verwirklicht und noch viel mehr erhofft wurde, herrscht nun Divergenz. Die Zukunft der bilateralen Beziehungen ist ungewisser als vor zehn, zwanzig oder dreißig Jahren.

Vor 50 Jahren war Mao Zedong noch „Chinas Steuermann“. Sein kulturrevolutionär übersteigter Personenkult dominierte Chinas Politik und fraß sich täglich hinein in das private Leben der Menschen Chinas. Das Land gehörte zu den ärmsten in der Welt. Doch nicht einmal zehn Jahre danach hatte die Führung der Kommunistischen Partei Chinas (KPCh) unter der Ägide von Deng Xiaoping einen neuen Weg eingeschlagen, der bekannt wurde als „Kurs der Öffnung und Reform“. Wirtschaftliche Liberalisierung im Innern und verstärkte ökonomische Zusammenarbeit mit ausländischen Partnern rückten – gegen massive Widerstände, – ins Zentrum. Trotz der schlimmen Ereignisse auf dem Tiananmen-Platz, als die KPCh am 4. Juni 1989 den Wunsch vieler, vor allem junger, Menschen nach mehr politischen Reformen in Blut erstickte, blieb Dengs pragmatische Orientierung vorherrschend. Die KPCh hielt einerseits an ihrem Machtmonopol fest, ließ andererseits Grauzonen der Privatheit und sogar kleine Bereiche gesellschaftlicher Debatte und Selbstorganisation zu. Personenkult, absolute Machtkonzentration und Ämter auf Lebenszeit sollten ausdrücklich der Vergangenheit angehören. Dann kam Xi Jinping.

Xi Jinpings Übernahme der Macht in China hat sich als eine Art *regime change* von oben erwiesen. An die Stelle einer kommunistischen Aristokratie trat ein Parteikaisertum. Kleine Freiheiten wurden systematisch beseitigt, diejenigen, die daran festhalten wollten, rücksichtslos unterdrückt. Der Führungsanspruch der KPCh wandelte sich von einem autoritären zu einem totalitären. Eine schlimmere Repression als in Xinjiang gibt es allenfalls in Nordkorea. Der Personenkult schlägt Purzelbäume. Der Präsident der Xinhua-Nachrichtenagentur etwa propagierte vor Kurzem eine sogenannte „Dreimal eine Minute-Theorie“: „Wir dürfen uns nicht einmal eine Minute außerhalb der Reihen der Partei bewegen; dürfen nicht einmal eine Minute von den Anweisungen des Generalsekretärs Xi Jinping abweichen; dürfen nicht eine einzige Minute außerhalb der Kontrolle von Generalsekretär Xi Jinping und der zentralen Parteiführung sein.“ Der 20. Parteitag der KP Chinas wird, zeitgleich mit dem 50-jährigen Jubiläum unserer diplomatischen Beziehungen mit der Volksrepublik, Xis High-Tech-Totalitarismus bekräftigen.

Doch Xi Jinpings Regime bedeutet nicht einfach die Wiederkehr maoistischer Dystopie. Xi will mehr. Er kann mehr wollen, weil China inzwischen auf der Basis der Politik Deng Xiaopings zu einem wirtschaftlichen und politischen Giganten herangewachsen ist. Xi steht nicht für langfristige Partnerschaft mit internationalen Partnern, nicht einmal im ökonomischen Bereich. Xi ist überzeugt, Chinas heutige Stärke erlaube ihm die Ambition, die innere Polizeistaatsordnung mit einer zunehmenden Dominanz nach außen zu verbinden. Dafür stehen die Zerstörung von Hong Kongs Freiheiten unter Bruch internationaler Verträge; die Bedrohung Taiwans ohne Rücksicht auf das völkerrechtliche Gewaltverbot der UN-Charta; die maritime „Landnahme“ im Südchinesischen Meer entgegen UNCLOS-Recht; die Aggression gegenüber Indien an der gemeinsamen Himalaya-Grenze; die zunehmende Extraterritorialisierung eigener Unterdrückungspraxis; die unverhohlene Unterstützung für den russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine sowie die rücksichtslose Nutzung wirtschaftlicher Abhängigkeiten verschiedener Länder zur Durchsetzung eigener imperialer Ziele. Die Xi-Putin-Vereinbarung vom 4. Februar 2022 hat Xis Außenpolitik auf den Begriff gebracht: es ist eine „revisionistische Charta“, wie Josep Borrell sagte, ein Anspruch auf internationale Hegemonie in einer post-westphälischen Ordnung, zu der autoritäre Regimes chinazentrisch zusammenwirken.

Was heißt das für die nächsten 50 deutsch-chinesischen Jahre? So weit wage ich nicht vorauszudenken. Aber für die nächsten fünf bis zehn Jahre scheint mir die Herausforderung klar zu sein: Bei aller grundsätzlichen Bereitschaft zu positivem Engagement und auch zum Zusammenwirken – wo immer das möglich ist – muss deutsche Chinapolitik bestehende Abhängigkeiten gegenüber China deutlich verringern, wozu die gute Entwicklung eigener Wettbewerbsfähigkeit und Technologie-stärke unerlässlich ist; die Kooperation mit gleichgesinnten Partnern gezielt verbessern und das nicht nur in Europa und transatlantisch, sondern auch mit Ländern in Asien und vielen Ländern des globalen Südens; der Führung in Beijing deutlich machen, dass sie bei einem Kurs der Konfrontation selber einen außerordentlich hohen Preis zahlen müsste. Deutschland hat Interesse an einem handlungsfähigen, einigen Europa. Deutschland hat Interesse an einem Multilateralismus, der die universellen Werte der Menschenrechte, der Herrschaft des Rechts und der Demokratie zur Basis hat und nationale Souveränität achtet. Deutschland hat Interesse an der Sicherheit, der Stabilität und dem Frieden im Indo-Pazifik, also auch in der Straße von Taiwan. Deutschland hat Interesse an einer weltweit verabredeten, wirksamen Klimapolitik und der Nutzung von Konnektivität für dieses Ziel. Die Führung der Volksrepublik China scheint diese Interessen gegenwärtig nicht sehr zu würdigen. Die Entwicklung der deutsch-chinesischen Beziehungen wird nun davon abhängen, ob es uns als „systemischen Rivalen“ trotzdem gelingt, in diesen Bereichen Fortschritte zu erzielen. ▲

Reinhard Bütikofer,

geboren 1953 in Mannheim; Schule in Speyer und Kenosha (Wisconsin); ab 1971 Studium Universität Heidelberg; erster China Besuch 1974; seit 1984 Mitglied bei den deutschen Grünen; 1988-1996 Mitglied des Landtags Baden-Württemberg; 1998-2008 Bundesgeschäftsführer und dann Vorsitzender Bündnis 90/Die Grünen; seit 2009 Mitglied des Europäischen Parlaments; 2012-2019 Vorsitzender der Europäischen Grünen; Vorsitzender der Delegation für die Beziehungen zur Volksrepublik China.

Gyde Jensen

盖延森

Warum die deutsch-chinesischen diplomatischen Beziehungen unvollständig sind

声音 24

Für mich sind die Beziehungen zwischen Deutschland und der Volksrepublik China in ihrer Komplexität eine der größten diplomatischen Herausforderungen überhaupt. Ich lerne als Außenpolitikerin seit meiner Wahl in den Deutschen Bundestag in der 19. Wahlperiode stetig dazu. Die deutsch-chinesischen Beziehungen sind in dieser Hinsicht ein besonders wichtiges Lehrstück und es war für mich prägend, dass ich diese Beziehungen während meiner Zeit als Vorsitzende des Ausschusses für Menschenrechte und humanitäre Hilfe aus nächster Nähe beobachten und ein Stück weit auch selbst pflegen durfte.

Viele der Gegensätzlichkeiten, die die deutsch-chinesischen Beziehungen ausmachen, habe ich auf einer Delegationsreise in die Volksrepublik China im Sommer 2019 erlebt. Ich erinnere mich an einen Termin mit einem Mitarbeiter der chinesischen Seite, es muss ein Mitarbeiter des Außenministeriums gewesen sein. Er empfing uns in perfektem Deutsch. Auf meine Nachfrage erzählte er davon, dass er in Deutschland studiert habe und sehr viele positive Erinnerungen an seine Zeit in Deutschland hatte. Ich habe in diesem Moment bedauert, dass ich selbst keine der chinesischen Sprachen spreche. Den direkten Draht zueinander zu haben, auch die Zwischentöne zu verstehen, das macht einen riesigen Unterschied. Wir haben in Deutschland im Hinblick auf unsere China-Kenntnis und unsere China-Kompetenz noch sehr viel aufzuholen. Deshalb muss diese Säule ein wesentlicher Teil unseres strategischen Umgangs mit der Volksrepublik sein. Während unserer Reise waren wir in der „Art Zone“, einem Kunstdistrikt in Chinas Hauptstadt, die ganz unterschiedliche Exponate und Installationen zeigte – aus allen Ecken des Landes mit den unterschiedlichsten Perspektiven der Menschen in der Volksrepublik und darüber hinaus. China ist so unheimlich facettenreich. Ich habe viele Freigeister getroffen, die sich nicht nur selbst frei entfalten wollten, sondern sich auch für die freie Entfaltung ihrer Mitbürgerinnen und Mitbürger einsetzten. Wir waren auch in Hongkong damals zur Zeit der Regenschirm-Protteste. Wir haben den *Legislative Council* besucht, die damals kleine, aber noch existierende Opposition getroffen. Die Verbote dessen waren da, was die Volksrepublik nur ein Jahr später mit der Aufkündigung und dem Bruch des Prinzips „Ein Land, zwei System“ durchsetzte – und Völkerrecht brach. Auf einer Reise nach Taiwan im November des vergangenen Jahres habe ich aus erster Hand erfahren, wie groß die Sorge vor einem chinesischen Angriff ist. All diese Eindrücke prägen meine parlamentarische Arbeit in Deutschland. Selbstverständlich machen sie mich nicht automatisch zu einer Fachexpertin, aber sie vervollständigen ein Bild, das ich mir Stück für Stück erarbeite und stetig erweitere.

Schon während der China-Reise im Sommer 2019 und auch in den Jahren als Vorsitzende des Ausschusses für Menschenrechte und humanitäre Hilfe habe ich eine weitere Auffassung von Diplomatie kennengelernt.

Unbequemlichkeiten werden ignoriert, Gemeinsamkeiten betont. Für mich war es auffällig, dass ich während der China-Reise grundsätzlich immer als Mitglied der Delegation der FDP-Bundestagsfraktion vorgestellt und angesprochen wurde. Meine Position als Vorsitzende des Bundestagsausschusses für Menschenrechte und humanitäre Hilfe spielte keine Rolle, wurde gar explizit ausgeklammert. Als sich für mich die Möglichkeit zu einem Gespräch mit dem chinesischen Botschafter in Deutschland hier in Berlin ergab, trat diese Strategie ebenfalls zu Tage: kritische Punkte meinerseits wurden ignoriert und statt dessen betont, wie wichtig ein Austausch über gemeinsame Überzeugungen sei. Diese Gesprächsführung ist insbesondere vor dem Hintergrund erstaunlich, als die presseöffentlichen Äußerungen der Botschaft, vor allem gegenüber der Arbeit des Menschenrechtsausschusses, eine deutliche Konfrontation waren.

Entsprechend sind für mich meine bisherigen Erfahrungen mit der deutsch-chinesischen Diplomatie leider auch ein Lehrstück dafür, wie Diplomatie nicht gut funktioniert. Selbstverständlich geht es bei Diplomatie immer ein Stück weit darum, zusammenzuarbeiten und entsprechend Gemeinsamkeiten zu finden. Aber zur Diplomatie gehört auch, miteinander über all das zu sprechen, was uns Sorge bereitet. Es bedeutet, miteinander ehrlich zu sein. Es bedeutet, im eigenen Interesse zu handeln und trotzdem verbindlich, vertrauensvoll und respektvoll zu sein. Es bedeutet, gemeinsame Fakten zu akzeptieren. Und es bedeutet in vielerlei Hinsicht auch, auf der Grundlage eines gemeinsamen Verständnisses von Miteinander zu sprechen. Die Volksrepublik China ist ein Land mit großen geopolitischen Ambitionen. Insbesondere vor diesem Hintergrund sind diplomatische Beziehungen essentiell. Diplomatie passiert auf Regierungsebene, zwischen Mitgliedern der Exekutive. Diplomatie passiert auf parlamentarischer Ebene und Diplomatie passiert auch im unternehmerischen und im zivilgesellschaftlichen Raum.

Insbesondere die diplomatischen Beziehungen auf parlamentarischer Ebene haben für uns als Mitglieder des Deutschen Bundestages grundsätzlich eine große Bedeutung. Wir haben in unserem Parlament mit den Parlamentariergruppen eine großartige institutionalisierte Form dieses Austausches, die etabliert ist. Dabei spielt unser Selbstverständnis, dass wir als Mitglieder des Bundestages und als freie Abgeordnete nur unserem eigenen Gewissen verpflichtet sind und in wechselnden Konstellationen Regierungen unterstützen, gleichzeitig aber als Legislative ein selbstständiges Verfassungsorgan sind, eine wichtige Rolle. Im Falle Chinas fehlt uns dieses diplomatische Verständnis auf parlamentarischer Ebene, weil der Nationale Volkskongress der Volksrepublik China kein entsprechendes Pendant darstellt, denn China wird in Form einer sozialistischen Diktatur von der Kommunistischen Partei regiert. Auf zivilgesellschaftlicher und auch unternehmerischer Ebene ist ein Austausch zunehmend unmöglich – mindestens aber herausfordernd – geworden. Dadurch geht sehr viel der so wichtigen Vielschichtigkeit in diplomatischen Beziehungen verloren.

Wann immer wir Jubiläen feiern, blicken wir in den meisten Fällen zurück. Das ist grundsätzlich eine gute Tradition, weil wir oft aus dem Blick in die Vergangenheit für die Zukunft lernen können. Für mich ist die Frage, wie wir in naher Zukunft die Beziehungen zur Volksrepublik China gestalten, wesentlich für unsere Außen- und Sicherheitspolitik. In den Ausführungen zu den Punkten, die ich für wesentlich für unser Verhältnis halte, gehört die Ehrlichkeit zueinander zu den wichtigsten. Vor diesem Hintergrund halte ich es für elementar, dass wir uns in den Koalitionsverhandlungen darauf geeinigt haben, eine ressortübergreifende China-Strategie zu erarbeiten. Sie soll nicht nur die Vielschichtigkeit unseres Verhältnisses zur Volksrepublik beschreiben. Ihr Ziel ist auch, dass wir als Bundesrepublik ganz klar beschreiben, nach welchen Werten und auf welcher Grundlage wir unsere politischen Entscheidungen auch im Bezug auf China treffen. Auch Berechenbarkeit kann in der Diplomatie eine Stärke sein. Sie definiert – konsequent angewendet – rote Linien. Sie zeigt Schnittmengen mit unseren Verbündeten und Partnern auf. Und sie zeigt ganz klar die Kosten und Konsequenzen einer Eskalation, Stichwort Taiwan, auf. Eine solche Strategie bedeutet auch, unmissverständlich die eigenen Interessen zu definieren. Die chinesische Seite tut das seit vielen Jahren.

Ich wünsche mir von Herzen, dass ich in den nächsten Jahrzehnten die Erfahrung machen darf, dass wir mit der Volksrepublik nicht nur diplomatische Beziehungen auf Regierungsebene unterhalten, sondern die Beziehungen zwischen unseren Ländern in all ihrer Vielschichtigkeit aufbauen und pflegen können. Klar ist für mich, dass dazu langfristig zwingend auch der freie Austausch zwischen unseren Mitbürgerinnen und Mitbürgern auf zivilgesellschaftlicher Ebene – darunter Menschenrechtsverteidigerinnen, Journalisten, Aktivistinnen und Künstler – gehören. Ohne dieses Element, werden die diplomatischen Beziehungen zwischen unseren Ländern immer unvollständig bleiben. ▲

Gyde Jensen

(33) ist stellvertretende Vorsitzende der FDP-Bundestagsfraktion und seit 2017 Mitglied des Deutschen Bundestages. Sie hat Anglistik, Politikwissenschaften und internationale Politik studiert. Gyde Jensen ist stellvertretende Vorsitzende der deutsch-chinesischen Parlamentariergruppe im Deutschen Bundestag und Mitglied der Interparliamentary Alliance on China (IPAC). Gemeinsam mit Kollegen hat sie den überfraktionellen Parlamentskreis Hongkong gegründet. In der 19. Wahlperiode war Gyde Jensen Vorsitzende des Ausschusses für Menschenrechte und humanitäre Hilfe und Sprecherin ihrer Fraktion für diesen Themenbereich.

Jo Leinen

雷能議員

Deutschland und China: Goldene Hochzeit und was danach?

声音 25

Als Student bin ich bei eisiger Kälte durch Ostberlin gelaufen, um in der Chinesischen Botschaft eine Mao-Bibel zu ergattern. Die Nachrichten von einer sogenannten Kulturrevolution in China hatten uns elektrisiert. Um dann später festzustellen, dass es nicht um die Förderung, sondern um die Zerstörung von wertvoller Kultur ging. Eine erste Enttäuschung.

Der demokratische Aufbruch 1989 in vielen Ländern ließ die Hoffnung keimen, dass auch in China die Zeit für mehr Freiheiten gekommen ist. Die Zerschlagung der Studentenbewegung durch die Panzer auf dem Tianamen Platz beendete diese Illusion.

Meine Neugierde auf dieses Land, seine Menschen und den rasanten wirtschaftlichen Aufstieg blieb trotzdem groß. Als Vorsitzender der China-Delegation des Europäischen Parlaments habe ich hinreichend Gelegenheit bekommen, Land und Leute kennenzulernen.

Der Respekt und eine gewisse Bewunderung für Deutschland war unverkennbar wie auch die deutschen Politiker besonderes Interesse für China zeigten. Die wirtschaftlichen Verflechtungen waren so groß wie kaum mit einem andern Land. Dazu gab es große Erwartungen an eine Win-Win-Situation bei der Klima- und Umweltpolitik.

Das Verhältnis zwischen China und Europa hat sich mittlerweile eingetrübt. In der Liebesbeziehung sind eine Reihe von Spannungen feststellbar, von unfairem Wettbewerb, zunehmendem Streit über menschliche Grundwerte bis hin zu Konflikten in der Weltpolitik.

Eine Scheidung wäre mit erheblichen Kosten für beide Seiten verbunden. So muss der Dialog und die Bereitschaft zur Zusammenarbeit auf Augenhöhe auch nach 50 Jahren weitergeführt werden. In meinem Kühlschrank stehen noch einige Flaschen Tsingtao Bier. Das bilaterale Technologie-Zentrum, die Sportakademie des FC Bayern München und das Oktoberfestgelände in der Stadt lassen erahnen, dass vielfältige Beziehungen zwischen China und Deutschland möglich sind. ▲

Jo Leinen

ehemaliger Minister für Umwelt des Saarlandes (1985-1994), Mitglied des Europäischen Parlaments (1999-2019), Ehrenpräsident der Europäischen Bewegung International (EMI)

Michael Schaefer

施明贤

50 Jahre Deutschland und China

声音 26

50 Jahre sind eine lange Zeit im Leben eines Menschen, 50 Jahre in der Geschichte eines Landes dagegen nur ein Wimpernschlag. Aber die Entwicklung unserer bilateralen Beziehungen in diesen letzten 50 Jahren mutet an wie ein historischer Quantensprung.

Als unsere beiden Außenminister, Walter Scheel und Ji Pengfei, am 11. Oktober 1972 die Aufnahme der diplomatischen Beziehungen beschlossen, war die Welt eine völlig andere. Europa war mitten im Kalten Krieg, China auf dem Höhepunkt der Kulturrevolution. Das Reich der Mitte stand am Ende eines Jahrhunderts der Demütigung von außen und der Selbstzerstörung im Innern. Deutschland war geteilt, die Bundesrepublik beschäftigt mit ihrem demokratischen Wiederaufbau nach den selbstverursachten Katastrophen zweier Weltkriege und einem traumatischen Holocaust. International waren China wie Deutschland Außenseiter – China war gerade erst Vollmitglied der UNO geworden, Deutschland hatte noch Beobachterstatus.

Beide Länder waren geteilt: Peking verfolgte konsequent seine Ein-China-Politik; Bonn hatte die Hallstein-Doktrin ersetzt durch Willy Brandt's Formel von zwei Staaten einer Nation in Deutschland, die füreinander kein Ausland sind.

Wenig sprach für eine positive Entwicklung der deutsch-chinesischen Beziehungen.

Doch die geopolitische Großwetterlage führte zu einem Paradigmenwechsel. Die Ostpolitik der Bundesregierung vom 4-Mächte-Abkommen über Berlin bis zum KSZE-Prozess sowie die Nixon-Kissinger-Initiative gegenüber Beijing brachten Bewegung in die festgefrorenen Beziehungen. Sie eröffneten auch Peking und Bonn einen vorsichtigen Neubeginn zweier Gesellschaften, die systemisch nicht unterschiedlicher hätten sein können.

Konvergierende Interessen waren natürlich die Wirtschaftsbeziehungen. Die Reform- und Öffnungspolitik Deng Xiaopings war entscheidender Auslöser für die Bereitschaft immer mehr deutscher und europäischer Unternehmen in den nächsten Jahrzehnten, das Wagnis China anzugehen. Aber was vor allem Respekt erzeugte, war die historisch präzedenzlose Leistung der chinesischen Regierung, hunderte von Millionen Menschen aus eigener Kraft aus der Armut zu befreien, ihnen Bildung und Chancen im dynamisch wachsenden Arbeitsmarkt anzubieten.

Das war beeindruckend, auch wenn man dem chinesischen politischen System distanziert gegenüberstand. Tian'anmen hat den politischen Graben weiter vertieft, die wachsende Dynamik der sich entwickelnden Beziehungen aber nicht revidiert.

Ganz entscheidende Triebfeder für die Entwicklung der Wirtschaftsbeziehungen wie des bilateralen Handelsaustauschs war die Aufnahme Chinas in die WTO 2001. Man kann ohne Zweifel sagen, dass keine zwei Volkswirtschaften so von der Welthandelsorganisation profitiert haben wie Deutschland

und China. Ich möchte diese Tatsache unterstreichen, da sie bei der Überlegung, wie sich unsere künftigen Beziehungen weiter entwickeln sollten, eine gewichtige Rolle spielen kann und sollte. Die positive Weiterentwicklung unserer Beziehungen seit der Jahrhundertwende war Ergebnis einer langen Reihe pragmatischer Entscheidungen, des Aufbaus vertrauensvoller persönlicher Beziehungen zwischen politisch Verantwortlichen auf beiden Seiten sowie der Initiative zahlloser Organisationen aus Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur. Dabei wurden tiefgehende Differenzen – wie über den Schutz der Menschenrechte – nie ausgespart.

Als ich 2007 mein Amt als Botschafter in Peking antrat, war der Boden bereits bereitet für eine breite Zusammenarbeit in vielen Bereichen – ungeachtet der politischen Konfliktpunkte, die es natürlich weiter gab. Mein Einstand beispielsweise war beschwert durch Differenzen über den Empfang des Dalai Lama in Berlin, was meinen Einstieg in Peking eher zu einem Hürdenlauf machte als zu einem Blumenkorso unter Freunden.

Aber unsere bilateralen Beziehungen entwickelten sich exponentiell, sie gingen weit über den Wirtschaftsaustausch hinaus.

Natürlich profitieren tausende deutsche Unternehmen von dem gigantischen Markt in China; und chinesische Unternehmen profitieren immer noch vom signifikanten *Know-how* ihrer deutschen Partner. Es sind gegenseitige Abhängigkeiten entstanden, die uns zu den wichtigsten Handelspartnern in Asien und Europa gemacht haben. Gleichzeitig ist es eine Tatsache, dass sich diese beiderseitige Abhängigkeit mit zunehmender technologischer Eigenständigkeit der chinesischen Wirtschaft in eine immer einseitigere zu verändern beginnt. Dennoch bleibt der Wirtschaftsaustausch ein Spielfeld konvergierender Interessen.

Hunderte von Hochschulkooperationen haben bis heute zu enger Zusammenarbeit in zahllosen Forschungsbereichen geführt, die nicht nur im Interesse der chinesischen, sondern auch der deutschen Wissenschaft liegen.

Unsere dreijährige Veranstaltungsreihe „*De zhong tong xing* / Deutschland und China – Gemeinsam in Bewegung“, die in fünf chinesischen Provinzen Station machte und mit einem sehenswerten Pavillon auf der Weltexpo in Shanghai 2010 endete, thematisierte drängende Umwelt- und Nachhaltigkeitsfragen und bewies zum ersten Mal das große Potential urbaner Zusammenarbeit im Kampf gegen den Klimawandel.

Die großartige Ausstellung „Kunst der Aufklärung“ 2011/12 im neueröffneten National Museum of China am Tian’anmen-Platz, die von zehn thematischen Salons begleitet wurde, unterstrich auch das Potential eines kritischen Kulturaustauschs und eines offenen Diskurses über durchaus kontroverse gesellschaftliche Themen.

Diese Dichte des bilateralen Austauschs gipfelte in den Regierungskonsultationen, die seit 2011 im Zweijahresrhythmus auf höchster Ebene stattfinden. Der Weg zu einer umfassenden strategischen Partnerschaft, die BK’in Angela Merkel und Präsident Xi Jinping 2014 vereinbarten, war geebnet. –ungeachtet immer bestehender substantieller systemischer Unterschiede.

Zehn Jahre danach befinden wir uns in schwierigerem Fahrwasser.

Die neue chinesische Führung unter Xi Jinping hat eine stärker ausgeprägte ideologische und nationalistische Politik entwickelt. Nach innen wird dem Ziel der „Stabilität“ oberste Priorität eingeräumt; die repressiven Maßnahmen in Xinjiang und in Hongkong führen zu zunehmender Kritik im Ausland. Das gilt in noch größerem Maße für Äußerungen der chinesischen Führung, die Wiedervereinigung Taiwans mit China notfalls mit Gewalt zu vollenden. Sie werden als Drohung einer bevorstehenden Invasion der Insel interpretiert.

Die neue Bundesregierung hat die pragmatische, interessenorientierte und auf Dialog setzende Politik der Regierung Merkel durch eine stärker wertorientierte Politik ergänzt. Sie sieht, wie die EU, China als Partner und Wettbewerber, aber auch als systemischen Rivalen. Das Gewicht im deutschen Diskurs verschiebt sich indes immer mehr in Richtung des dritten Pfeilers. Im Fahrwasser des sich zuspitzenden geopolitischen Konflikts zwischen USA und China droht auch dem deutsch-chinesischen Verhältnis eine politische Eiszeit.

Einige kurze Gedanken dazu:

Erstens: Der wirtschaftliche und politische Aufstieg Chinas ist einer der Megatrends unserer Zeit. Dieser Trend ist nicht zu revidieren – weder durch Eindämmung noch durch Entkopplung. Das gilt für beide Seiten. Ungeachtet aller ideologischen Gegensätze müssen Amerika, Europa und China miteinander koexistieren und kooperieren.

Zweitens: China und Deutschland, China und Europa, brauchen einander. Der Kampf gegen den Klimawandel ist die vorrangigste Aufgabe unserer Völker. Wir spüren das in diesem Sommer ganz besonders. Er kann nur gemeinsam gewonnen werden. Opfer werden sonst unsere Kinder und Enkel sein, egal ob sie in Shenzhen, München oder Madrid leben. Wir müssen diese Verantwortung ungeachtet aller ideologischen Unterschiede wahrnehmen. Das gilt in ähnlicher Weise für den globalen Kampf gegen den Hunger und – wie Covid-19 uns dramatisch vor Augen geführt hat – die Bekämpfung weltweiter Pandemien.

Drittens: Natürlich sind unsere Wirtschaftsunternehmen Konkurrenten. China ist nicht mehr die verlängerte Werkbank der Welt, es ist in wichtigen Technologien Innovationstreiber und Weltmarktführer. Umso wichtiger sind für beide Seiten Augenhöhe, Fairness und ein level playing field. Das erfordert ein funktionsfähiges regelbasiertes globales System, das für China, Europa und alle anderen Wirtschaftsakteure verbindlich ist. Es liegt in unserem beiderseitigen Interesse, die Welt-handelsorganisation den Anforderungen des digitalen Zeitalters anzupassen.

Viertens: Die Währung internationaler Beziehungen ist Vertrauen. Dieses Vertrauen ist in den letzten Jahren stark gesunken, das gegenseitige Misstrauen ist größer geworden. Europa sieht China zunehmend als repressive Hegemonialmacht, China Europa als schwachen amerikanischen Vasallen. Beide Perzeptionen reflektieren die schwindende Bereitschaft zur Differenzierung. Dieses Schwarz-Weiß-Denken ist seit dem russischen Aggressionskrieg gegen die Ukraine noch größer geworden.

Fünftens: Wir müssen uns mit den Ursachen für das schwindende Vertrauen auseinandersetzen. China und Europa waren schon bei Aufnahme unserer diplomatischen Beziehungen systemische Rivalen. Der Unterschied zu damals besteht darin, dass China inzwischen ein globaler Akteur geworden ist und seine geoökonomischen und geopolitischen Interessen proaktiv geltend macht. Das ist neu und für viele irritierend.

Sechstens: Die Erwartung vieler Europäer, Handel und Marktwirtschaft würden zum Wandel des politischen Systems in China führen, war und bleibt naiv. Es ist natürlich Sache der Chinesen, zu entscheiden, in welchem politischen System sie leben wollen. Die Geschichte lehrt: Solange die chinesische Führung von den Menschen als benevolent perzipiert wird, erfreut sie sich weitgehender Handlungsfreiheit. Geht der informelle Gesellschaftsvertrag – Stabilität vs. Partizipation am Wohlstand – nicht mehr auf, steht die Legitimität der Regierung auf dem Prüfstand. Das gilt auch für die Versagung individueller Freiheiten zugunsten der Stabilität der Gesellschaft.

Siebtens: Peking muss dagegen verstehen, dass individuelle Menschenrechte und Rechtsstaatlichkeit unveräußerliche Pfeiler des europäischen Selbstverständnisses sind. Sie sind ein Ergebnis unserer jüngeren Geschichte; sie sind kein Vorwand, um China zu desavouieren. Europa wird weiter schwerwiegende Menschenrechtsverletzungen öffentlich kritisieren, wo immer sie stattfinden. Auch in China. Insbesondere bei der Unterdrückung von Minderheiten. Allerdings darf es dabei keine doppelten Standards geben.

Achtens und letztens: Der sich intensivierende ideologische Konflikt darf nicht zu einem neuen Kalten Krieg führen – die Weichen dahin sind indes für manche schon gestellt. Die Konfrontation zwischen liberalen Demokratien und Autokratien ist für sie bereits eine Tatsache – auf beiden Seiten.

Ich halte diese Entwicklung für sehr besorgniserregend. China und Europa sollten ein gemeinsames Interesse haben, Verfahren zu entwickeln, um trotz der Differenzen unserer politischen Systeme Interessenkonvergenzen zu identifizieren und zu nutzen. Wir sollten Dialogprozesse organisieren, um neue Wege in Richtung einer regelbasierten Globalisierung zu entwickeln, inklusive gemeinsamer strategischer Leitplanken. Dieser Dialog muss inklusiv sein und auf dem geltenden Völkerrecht aufbauen. China und Amerika müssen aktiver Teil dieses Transformationsprozesses sein.

Deutschland und China können und sollten in diesem Prozess zwischen Ländern mit unterschiedlichen politischen und Wertesystemen eine Vorreiterrolle spielen.

Das anzugehen wäre mein Wunsch zum 50. Jubiläum der deutsch-chinesischen Beziehungen. ▲

Dr. Michael Schaefer

war 35 Jahre im Auswärtigen Dienst, zuletzt vertrat er die Bundesrepublik Deutschland von 2007 bis 2013 als Botschafter in der Volksrepublik China. Von 2013 bis 2020 war er Vorsitzender des Vorstands der BMW Foundation.

Seine Laufbahn im Auswärtigen Dienst ist geprägt von wichtigen Meilensteinen: In New York trug er auf seinem ersten Posten zum Zustandekommen der „Agenda für den Frieden“ von UN-Generalsekretär Kofi Annan bei. In Singapur förderte er mit einem innovativen Programm deutsche Wirtschaftsinteressen in Südostasien. Vier Jahre lang vertrat er in Genf die Bundesrepublik Deutschland in der Menschenrechtskommission. Anfang der 2000er Jahre lag sein beruflicher Schwerpunkt auf Südosteuropa: Unmittelbar nach dem Kosovokrieg setzte er sich als Leiter des Sonderstabs Westlicher Balkan für den demokratischen Wandel und den Wiederaufbau in der krisengeschüttelten Region ein. Unter dem ehemaligen Bundesaußenminister Joschka Fischer verhandelte er bis 2007 als Politischer Direktor des Auswärtigen Amtes die Grundzüge des heutigen Iran-Nuklearabkommens.

Der Volljurist promovierte am Max-Planck-Institut für Völkerrecht in Heidelberg und erhielt eine Ehrenprofessur durch die China University for Political Science and Law.

Volker Stanzel

史丹澤

Zivilgesellschaftlicher Austausch

声音 27

Die andere Seite der deutsch-chinesischen Beziehungen

Das Jahr 1972 war für die Volksrepublik China kein glückliches. Die Kulturrevolution lief weiter auf Hochtouren und die Volkswirtschaft brach in kaum mehr erträglichem Maß zusammen. Außenpolitisch jedoch öffnete sich in diesem Jahr ein Fenster, durch das zum ersten Mal ein Blick in eine andere Zukunft möglich wurde: die jenes Aufstiegs Chinas, an den wir uns heute längst gewöhnt haben. Die Ursache waren geostrategische Überlegungen in Washington und Peking und ein Besuch US-Präsident Richard Nixons in China. Sie lösten eine weltweite Welle diplomatischer Initiativen zur Anerkennung der Volksrepublik durch zahlreiche Staaten im Jahr 1972 aus.

Auch die Bundesrepublik Deutschland war einer dieser Staaten. Anders als anderswo war es kein beamteter Diplomat, sondern ein einfacher Journalist, der den Anstoß gab. Es war Wang Shu, Mitarbeiter der chinesischen Nachrichtenagentur Xinhua, sicher ehrgeizig, sicher verführt von seinem eigenen Einfall, und selbstverständlich parteitreu. Er erzählte mir Jahrzehnte später, welches tastende Vorgehen es bedurfte, um Peking, aber auch das politische Bonn für solch einen sensationellen Schritt zu gewinnen: zunächst den Vorsitzenden des Auswärtigen Ausschusses des Bundestags und ehemaligen CDU-Außenminister Gerhard Schröder. Es war also nicht, anders als in Washington, eine große geopolitische Vision, die hinter dieser ersten Annäherung stand. Der Anstoß kam stattdessen dorthin, wo wir heute das sehen, was wir Zivilgesellschaft nennen. Das ist ein bemerkenswert außergewöhnlicher Hintergrund für eine Entscheidung, die bald Deutschland und die Volksrepublik zu erfolgreichen Wirtschafts- und politischen Dialogpartnern machen sollte. Bei aller politischen und wirtschaftlichen Entwicklung jedoch, wurde der zivilgesellschaftliche Austausch ein wesentliches und oft kaum bekanntes, auch viel zu gering geschätztes Charakteristikum der Beziehungen zwischen beiden Ländern.

Zehn Jahre nach dem Beginn der Welle diplomatischer Anerkennung war China auf dem Weg von Deng Xiaopings „Reform- und Eröffnungspolitik“. Damit verbunden war auch die Öffnung für vielfältige gesellschaftliche Vorstellungen, die weit von denen Mao Tse-tungs oder von traditionellen marxistischen Visionen entfernt waren. Als Willy Brandt 1984 China besuchte, sah er das Land durch die Brille seiner Ostpolitik. Wenn wir heute von der Illusion des Konzeptes Wandel durch Handel in China sprechen, dann sind die positiven Erfahrungen nicht zu vergessen, die diese Politik in Europa im Umgang mit der Sowjetunion hatte, und die schließlich zum Ende des Kalten Kriegs führten. Sie war vornehmlich getragen durch die Zivilgesellschaft – zu der schließlich auch die Wirtschaft zählt. So sollte es auch in China sein. Es ging nicht nur um politische Reformen – solchen Überlegungen bereitete Deng Xiaoping mit der Niederschlagung der Demonstrationen

auf dem Platz des Himmlischen Friedens 1989 ein Ende. Es ging auch nicht um regierungsgeführte Fachgespräche. Es ging vielmehr um gesellschaftlichen Austausch in vielfältiger Breite: um Umweltschutz, um künstlerische Begegnungen und gegenseitige Anregungen, ob in der Bildenden oder der Darstellenden Kunst, im Film (die Berlinale wurde bald ein Forum für den neuen chinesischen Film) oder in der Literatur, um Bildung, Wissenschaft und auch soziale Fragen wie die Stellung der Frau in der Gesellschaft.

Bei einer Begegnung – etwa im Jahr 2005 – mit Vertretern verschiedener chinesischer Nichtregierungsorganisationen dort, wo der große Yangtse-Staudamm entstand, legte mir der lokale Parteisekretär in seiner Begrüßung warnend dar, wie sich Nichtregierungsorganisationen der Partei und der Regierung immer wieder in den Weg stellten: geradezu „teuflich“ seien diese Organisationen; man müsse sich vor ihnen hüten. Allein der Gedanke einer emanzipierten Zivilgesellschaft war der Kommunistischen Partei offenkundig nicht geheuer. Am wenigsten, verständlicherweise, in den Provinzen, wo es immer wieder erfolgreiche Bürgerbewegungen gab, die die Partei vor Ort zu großen Änderungen bürgerunfreundlicher Politik zwangen, etwa bei der Behandlung der Wanderarbeiter oder bei städtebaulichen Problemen.

In der Tat, seit den 1980er Jahren war die selbstorganisierte Zivilgesellschaft in China fast überall erblüht. Wenn hier die deutsche Zivilgesellschaft eine wichtige Rolle als Partner spielte, dann lag das zunächst an der Existenz unserer Politischen Stiftungen. Ihre Rolle profitiert davon, dass ihre Tätigkeit seitens der Bundesregierung finanziell unterstützt wird und sie daher neben der chinesischen Zivilgesellschaft auch mit staatlichen Stellen zusammenarbeiten; das gibt ihnen einen gewissen schützenden Status, wenn es zu Konflikten über ihre Programme kommt. Vergleichbar ist die Funktion der kulturellen Mittlerorganisationen oder der verschiedenen kulturellen Projekte in China (wie etwa Young European Classics). Seit den späten 1980er Jahren gründeten sich mehr und mehr chinesische Nichtregierungsorganisationen, zumeist vorschriftsgemäß beim Innenministerium registriert, zum Teil aber auch, in der Hoffnung auf laxere Überwachung, beim Handelsministerium. Ihre Zahl stieg bis 2011 (also vor der Machtübernahme durch Xi Jinping) auf über 430 000. Die meisten von ihnen bedurften allerdings der finanziellen Unterstützung durch nichtchinesische Partner – ein Grund mehr für das Misstrauen der Kommunistischen Partei. Das Schicksal des „Deutsch-Chinesischen Dialog-Forums“ zeigt, wie weit dieses Misstrauen geht. Das Forum ist letztlich, wiewohl durch Regierungsvereinbarung konstituiert, eine zivilgesellschaftliche Einrichtung für den freien Meinungsaustausch angesehener Vertreter verschiedener gesellschaftlicher Bereiche. Tatsächlich ist auf der chinesischen Seite von fehlender offizieller Kontrolle keine Rede – was immerhin regelmäßig zu spannenden Diskussionen führt.

Doch wie sich herausstellte, brauchte die Partei nicht wirklich Furcht vor dem zivilgesellschaftlichen Austausch zu haben. Immer weiter entfernte sich die Wirklichkeit von der Begeisterung des Anfangs der zivilgesellschaftlichen Begegnung zwischen Deutschen und Chinesen. Die andere Zeit begann, als die Tätigkeit der chinesischen und auch der ausländischen Nichtregierungsorganisationen in der Volksrepublik der Kontrolle der Partei zu weit entglitt. Die Führung entschied, dass nur noch ausländische Nichtregierungsorganisationen in China tätig werden durften, die unter dem Schirm einer Regierungsinstitution arbeiteten – ein eingebauter Widerspruch zum Ideal zivilgesellschaftlicher Arbeit. Anfangs fanden sich hier noch pragmatische Wege, allzu strikter Regulierung zu entkommen – alleine schon durch das Maß an Kompetenz, das für die Arbeit der NGO wichtig, aber in dem betreffenden Ministerium nicht unbedingt vorhanden war. Mit der Übernahme der Macht in Partei und Staat durch Xi Jinping änderte sich jedoch das gesamte Umfeld auch für den Austausch mit den deutschen Partnern rasch. Bezeichnend ist das sogenannte „Dokument Nummer 9“, das im Jahr 2012 als Strategiepapier der Partei beschlossen wurde. Es warnt vor sieben „Problemen“ – so auch einer starken Zivilgesellschaft, die das Fundament der Partei zerstören werde. Damit war der zivilgesellschaftlichen Zusammenarbeit mit ausländischen Partnern die Grundlage entzogen; zudem wurde auch der Zugang zu ausländischer Literatur und zu nicht-chinesischen Medien in den folgenden Jahren strikt eingeschränkt.

Der Grund für dieses Misstrauen und diese Regelungen erschließt sich aus anderen Maßnahmen Xis und aus seinen Äußerungen. Sein erstes Ziel ist die Sicherung der Macht der Partei – etwas wie in der Sowjetunion 1990/91 darf in China nicht passieren. Das bedeutet, dass die Kontrolle der Bürger Priorität vor Chancen für individuelle Entfaltung und Emanzipation haben muss. Selbst in der Wirtschaft ist das Ziel seit 2019, so weit wie möglich autark, mit einem eigenen inner-chinesischen volkswirtschaftlichen Kreislauf die Abhängigkeit vom Ausland und damit auch den Austausch mit dem Ausland zu minimieren. Dass da die Zivilgesellschaft nicht ins Bild passt, liegt auf der Hand. Es ist deshalb erstaunlich und letztlich ermutigend, wie sehr noch immer zivilgesellschaftliche Aktivitäten in China zu beobachten sind. Der Grund ist wohl, dass Chinas Gesellschaft bereits über Jahrzehnte erlebt hat, welches Maß an Kreativität sie freizusetzen in der Lage ist (sehr wohl auch weit links von der Parteilinie, oder nationalistischer und militanter als diese sich äußert). Ohnehin gibt es mit Taiwan eine chinesische Gesellschaft, die den Bürgern der Volksrepublik die Stärke einer originär chinesischen Zivilgesellschaft vor Augen führt. Wenn wir deshalb 50 Jahre nach Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen der Volksrepublik China und der Bundesrepublik Deutschland über deren Zukunft nachdenken, dann tun wir gut daran, unsere Hoffnung auf jenen Anstoß zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu setzen: Er war zivilgesellschaftlicher Natur – neben Handel, Investitionen und dem politischen Geschäft eine tragende Säule in den deutsch-chinesischen Beziehungen. ▲

Dr. Volker Stanzel,

1979 bis 2013 deutscher Diplomat, u.a. als Botschafter in Peking und Tokio. Seit 2016 lehrt er an der Hertie School und ist im Vorstand des Akademischen Konfuzius-Instituts der Universität Göttingen. Er forscht als Senior Distinguished Fellow in der Stiftung Wissenschaft und Politik und publiziert zu ostasienkundlichen und politischen Themen. Seine letzte Publikation „Rebooting Europe’s China Policy“ (mit Ian Bond, Francois Godement und Hanns Maull) erschien im Mai 2022.

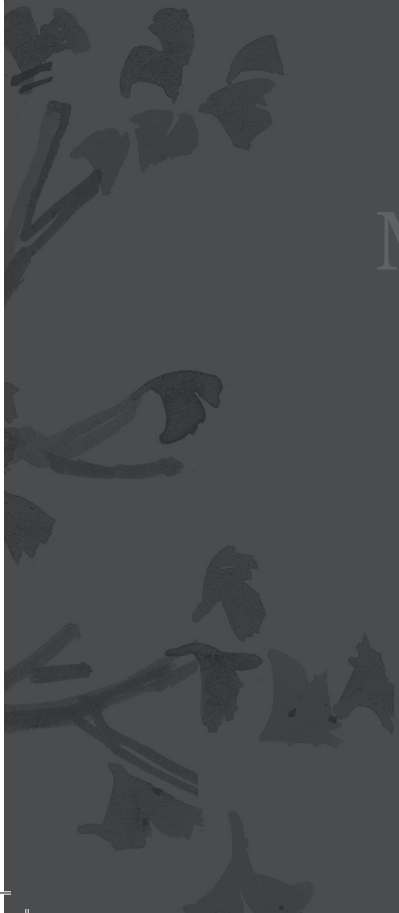
Kunst und Kultur | 艺术和文化



Stimmen 28 bis 36



Radka Denemarková
Thomas Derksen
Nora Frisch
Britta Heidemann
Michael Kahn-Ackermann
Gabriele Minz
Andreas Schmid
Scor (Tim Oelrich)
Yi Meng Wu



Radka Denemarková

拉德卡·德内玛尔科娃

Das Leben ist nicht außerhalb der Geschichte

声音 28

Wachstum, Macht, Moral

Wir müssen die Positionen, die wir in Richtung Freiheit erkämpft haben, halten. Das erfordert heutzutage wieder viel Kraft. Europäische Länder radikalisieren sich, einige rasant und grauenhaft wie Ungarn. Warum stellt heute für viele von uns die Selbstidentifikation ein Martyrium dar? Müssen wir heute die Menschenrechte neu definieren, wie ich überall – nicht nur in Europa – oft höre? In der Zeit des ökonomischen Pragmatismus, in der wir die Demokratie auf ein Business reduziert haben? Aber ich weiß genau, welche die Hauptsorge ist, die alle Leute überall haben: Was soll ich mit meinem Leben anfangen, wie soll ich mit meinen menschlichen, existentiellen, sittlichen, staatsbürgerlichen Dilemmata fertig werden und sie tragen?

Ich war zwei Jahre lang in China, wo sich das Schlimmste des Kapitalismus und das Schlimmste des Kommunismus „geküsst“ haben und wo die Wirtschaft beständig wächst – aber ohne Menschenrechte. China zeigt, dass Kapitalismus und Totalitarismus einander nicht ausschließen, sondern eine eigentümlich perfekte Symbiose eingehen können. Hier grenzenloses Wachstum, dort grenzenlose Überwachung – und die Freiheit gerät unter alle Räder. Die Macht verrät wieder ihre ureigenste Intention: das Leben total gleichförmig zu machen, alles nur ein wenig Abweichende, Eigenwillige, Unabhängige oder nicht Einzuordnende herauszuoperieren, zu entfernen.

Seit einigen Jahren habe ich in Europa das Gefühl, dass manche am liebsten wieder die Mauer oder wenigstens einen Zaun zwischen Ost und West errichten möchten. In jedem Fall gibt es in Europa weiter eine mentale Grenze, die sich bis heute nicht aufgelöst hat. Sie verläuft auch durch Deutschland, wo die Unterschiede zwischen Ost und West noch immer spürbar sind. Ich hatte im Jahr 1989 die Hoffnung, wir könnten von Osteuropa das Positive erhalten und es mit den humanistischen Werten des Westens verbinden. Aber es ist anders gekommen. Die Neureichen, ihr arrogantes Verhalten und ihr Hang zur Korruption, sind für viele zum Vorbild geworden. Es gilt als akzeptabel, einfach nur reich werden zu wollen, egal wie. Ja, dazu passt, dass vielen Menschen heute das chinesische Modell imponiert, das ich bei zahlreichen Aufenthalten unmittelbar kennengelernt habe: ein wirtschaftlich erfolgreicher, kapitalistisch-kommunistischer Polizeistaat, der Wohlstand verspricht.

In China machen sie sich die konfuzianische Moral zunutze. Autoritätshörigkeit und Familiensammenhalt als Grundlage der moralischen Werte. Beides dient als Begründung des wirtschaftlichen Aufschwungs. Gehorsamkeit dem Herrscher gegenüber, ob er nun Kaiser heißt oder Kommunistische Partei. Gehorsamkeit steckt dem Land in den Knochen. Mehr als zweitausend Jahre wurde China durch Religion und Konfuzius' Sittenlehre geformt. Beides kann gerade deswegen

gut missbraucht werden, weil Textinterpretationen keine Grenzen kennen. Die chinesische Kommunistische Partei hält eisern an ihrem Prestige fest, lässt aber mit sich handeln.

Ja, am besten entspricht den hochorganisierten Chinesen die moralische und gesellschaftsorientierte Natur des Konfuzianismus; hierarchische Beziehungen, Herstellung von Ordnung und Stabilität mit Hilfe der regierenden Elite. Die beständige Hierarchie dieser Beziehungen und die Betonung der Sohnestreue dienen als Rechtfertigung für die totalitäre Herrschaft. Die höchste Tugend eines kultivierten Mannes und einer kultivierten Frau ist und bleibt die Gehorsamkeit.

Ich weiß, dass die europäischen Delegationen keine Leidenschaft für Geschichten über Philosophen und Kaiserfamilien hegen. Sie sind mehr an Geschichten über Krieger der Neuzeit interessiert. Deng Xiaoping finden sie faszinierend. Zhu Rongji, den ehemaligen Bürgermeister der Stadt Shanghai, finden sie faszinierend, Wirtschaftsberater von Deng in den neunziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts.

Bis Dezember 1978 hatte Deng Xiaoping ausreichend Macht gesammelt. Er brachte die Kommunistische Partei dazu, die sogenannten Vier Modernisierungen durchzuwinken. Darauf stützte er sein Reformprogramm und sah über die unglückbringende Zahl Vier hinweg. Er merzte die marxistischen Wirtschaftsmaximen aus. Führte private Landwirtschaft ein. Drosselte die zentrale Wirtschaftsplanung. Taute das Einfrieren ausländischer Investitionen auf. Die Abkehr von der marxistischen Wirtschaft war aus seiner Sicht ein kleiner Preis für den Machterhalt der Kommunistischen Partei. Für den ewigen Machterhalt. Heute ist das Volk der Kommunistischen Partei dankbar. Sie hat die kapitalistische Wirtschaft ermöglicht.

Deng Xiaoping führte 1978 Wirtschaftsreformen und erste Wirtschaftszonen ein. Deng Xiaoping unterdrückte 1989 auf dem Platz des Himmlischen Friedens die Opposition. Auf seine persönliche Anordnung hin wurde der Protest junger Körper von Panzern zermalmt.

Die chinesische Prosperität hat einen einzigen Sinn: die Demokratie zu umgehen. Nicht, sie zu unterstützen.

Die Reformen sind dazu da, den Kommunismus am Leben zu erhalten. Sie richten sich gegen die Demokratie. Keiner der nach Peking gereisten Politiker oder Diplomaten erwähnt die Arbeitslager, *laogais*. Täten sie es, würden alle Chinesen wie ein Mann wortlos den Raum verlassen. Und mit ihnen die Hoffnung auf Investitionen in Millionenhöhe. Keiner der europäischen Diplomaten reißt sich heute wegen eines Inhaftierten ein Bein aus. Noch seltsamer: Auch in Tschechien reißt sich niemand wegen eines Inhaftierten ein Bein aus. Nicht einmal nachdem einst in den westlichen Medien sofort über jeden Inhaftierten des tschechoslowakischen Kommunismus berichtet wurde und westdeutsche Schriftsteller wie Heinrich Böll und Günter Grass konkrete Hilfe organisierten und das Land bereisten. Aber auch die heutigen Medien berichten weder von Toten noch von Inhaftierten des chinesischen Kommunismus. Blindheit steckt in den Knochen von Tschechien. Die anderen müssen uns helfen, wir ihnen nicht. Dafür sind die Chinesen gut darin, Unmut zu äußern. Keiner der angereisten Politiker und Diplomaten wagt zu erwähnen, dass Verträge einzuhalten und Urheberrechte zu schützen sind. Erst recht nicht wagt es einer, das Regierungssystem zu kritisieren. Osteuropäische Diplomaten meinen, es gehe sie nichts an, pssst. Sie meinen, es sei unhöflich, den Gastgeber zu beleidigen, pssst. Sie seien froh, wenn sie das ausgeworfene Lasso fangen, pssst; alle tragen sie die diamantenbesetzte schwarze Binde über Augen und Ohren, ihnen seien die Hände gebunden, pssst. Nicht einmal aus Protest gegen den Tod des Schriftstellers Liu Xiaobo, des Nobelpreisträgers, verlassen die aalglatten Politiker dieser Welt ihre Delegationen; Geschäft ist Geschäft. Sie machen sich lustig und zitieren Kafka, den sie nicht gelesen haben: Das Böse weiß vom Guten, aber das Gute vom Bösen nicht. Sie sind nach China gefahren, um das Böse kennenzulernen, und halten sich für das Gute.

China hat aus dem Zerfall der Sowjetunion und aus der Geschichte des östlichen Europas eine Lehre gezogen. Die Chinesen wissen, warum 1989 die dortigen kommunistischen Regimes samt ihren Führern untergegangen sind. China hat begriffen, dass die Mehrheit damals nicht einmal von Demokratie oder Freiheit geträumt hat, sondern vom Materialismus; im Westen lebte es sich besser. Der chinesische „Kommunismus“ beinhaltet domestizierten Kapitalismus und domestizierte Kapitalisten. Ordnung. Disziplin. Privatwirtschaft im kommunistischen System. Die Quadratur des Kreises. Eine Sekunde Leben ist ein Geschenk. in China hat nicht einmal das ganze Menschenleben einen Wert. Zhao Ziyang und sein Schicksal nach 1989 erinnern an die Schicksalsmomente von Alexander Dubček nach 1968. Er war sowohl für die Reformen als auch für die konservativen Kommunisten annehmbar. Sein verlegenes Lächeln und seine Reformen, die auf Demokratisierung und Abschaffung der Zensur abzielten, waren ein Sinnbild des Prager Frühlings. Der Ministerpräsident Zhao Ziyang sprach sich gegen die Demonstration von Stärke auf dem Platz des Himmlischen Friedens aus. Mit einem Faustschlag auf den Tisch wahrte er sein Gesicht. Er wurde seines Amtes enthoben und fiel in bleierne Ungnade. Die Kommunistische Partei ermittelte in seinem Fall; bleierne Jahre hielt sie ihn auf seinem alten Familiensitz fest, damit der Körper den Menschen aus den Augen blieb.

Aus dem tschechischen Experiment 1968 leitete China ab, dass der Sozialismus kein menschliches Antlitz besitzen kann. Er kann nur mit Wirtschaftserfolgen gefestigt werden. Hätten sich die Menschen nicht nach Mangelware geseht und nicht an der Grenze vor Zöllnern um ihre Einkäufe belangt, wären sie gar nicht auf die Straße gegangen; in Geschäften der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik hängt oft das Wort Ostalgie an der Wand, und die frustrierten, nicht integrierten Ostdeutschen denken zärtlich an die Vergangenheit, als sei alles gar nicht so schlimm gewesen. Nostalgie ist eine sentimentale Verdrehung der Realität, nichts anderes.

In einem bestimmten Land geboren zu werden muss nicht automatisch heißen, dass man sich auf seine Seite schlägt. Tschechien: Ein von Faschismus, Kommunismus und wildem Kapitalismus gepeinigtes und schönes Land der Hampelmänner und biegsamer Puppen. Die Landsleute fielen gehorsam vor Hitler und Stalin auf die Knie, und ihr Heldentum bestand darin, dass sie sich gegenseitig die Schlüssel leer aßen. Das war die moralisch politische Atmosphäre, das war der Smog, den das Land einatmete und den es bis heute, samt schleimigem Auswurf, aus den Lungen zieht. Von 1945 bis 1989 war das Land von sowjetischen Agenten durchtränkt. Wenn sich irgendwo etwas rührte, wusste der Generalsekretär der UdSSR früher Bescheid als der Landespräsident, und die Armee wurde jahrzehntelang als eine Satellitenarmee organisiert. Die ganze Gesellschaft war eine Satellitengesellschaft. Sie ist es immer noch. Als würden die Bürger nicht in Freiheit und Unabhängigkeit leben können, auch deswegen holte der Präsident Miloš Zeman russische und chinesische Berater auf die Prager Burg.

Der Kommunismus hat uns eine Gehirnwäsche verpasst. Und der Kapitalismus unsere Herzen ausgespült.

Viele sind nicht gewillt, in ihrem Land demokratische Bestrebungen zu tolerieren, echte Demokratie ist ihnen immer noch ein Graus. Sie wollen die Vorteile des Kapitalismus genießen, ohne das Risiko der Demokratie. Die chinesische Situation stellt die ganze Welt vor eine besondere Frage: Gibt es überhaupt noch einen Zusammenhang zwischen politischer und wirtschaftlicher Freiheit? Auch osteuropäische Länder sind nicht gewillt, demokratische Bestrebungen zu tolerieren. Geblendet von China vertreten sie die Meinung, es gebe auch einen anderen Weg. Man kann die Vorteile des Kapitalismus genießen, ohne Demokratie zu riskieren.

Es ist immer so: das Maß unserer provokativen Hoffnung ist das Maß unserer Fähigkeit, uns um etwas zu bemühen, weil es moralisch ist, und nicht nur, weil es garantiert Erfolg hat. Die jungen Leute – das habe ich in den letzten Monaten gelernt – haben es satt, dass über Europa nur noch die reden, die es schlecht reden. Sie wollen nicht, dass ihnen ihre Hoffnung, ihre Zukunft von Populisten und Populistinnen geraubt wird oder durch Lethargie abhanden kommt. Man spricht

heute von „europäischer Gemeinschaft und Souveränität“ und man denkt sie zwischenstaatlich. Aus 27 Zwergen lässt sich aber kein Riese machen, der in der Lage wäre, einem anderen Riesen Einhalt zu gebieten. 27 Zwerge sprechen ihre Muttersprachen und werden von eigener Mentalität geprägt. „Frankreich ist das Modeland, Spanien das Ahnenland, Italien das Prachtland und Deutschland das Titelland“, schrieb ironisch Immanuel Kant. Dazu kommen noch Arroganz im Westen und Komplexe im Osten.

Verantwortlich ist man nicht nur für das, was man tut, sondern auch für das, was man nicht tut. Das vereinigte Europa ist die gelungene Antwort auf unsere Geschichte und unsere Geografie, und wenn wir Europa nicht zum vollwertigen Mitspieler auf der Weltbühne machen, dann werden wir alle als Einzelne zu Spielbällen anderer Mächte. Wir brauchen jetzt kühle Köpfe, einen klaren Verstand, kreatives Denken und den Schutz der Menschenrechte sowie der Meinungsfreiheit. Denn: Wo das Geld spricht, schweigt die Wahrheit. Die Wahrheit ist in dieser Zeit so sehr verdunkelt und die Lüge so weit verbreitet, dass man die Wahrheit nicht erkennen kann, wenn man sie nicht liebt. Aber die Wahrheit, die Demokratie und die Menschenrechte sind das Kostbarste, was wir in Europa haben. Wir alle wissen, dass die Politik der gemeinsamen Menschheit in der Zeit der Klimakatastrophe vor den schicksalhaftesten von allen schicksalhaften Schritten der Menschheit steht. Ja, schließlich gibt es wirklich nur eine einzige Grenze: die Grenze zwischen einem Menschen und dem anderen. ▲

Radka Denemarková

Geboren 1968, lebt in Prag. Schreibt Prosa, Essays, Theaterstücke, übersetzt aus dem Deutschen (u.a. Bertolt Brecht, Thomas Bernhard, Herta Müller: Atemschaukel). Letzte Veröffentlichung: Stunden aus Blei (2022) erscheint im Hoffmann und Campe Verlag). Für den Roman Ein herrlicher Flecken Erde (DVA, 2009) erhielt sie u. a. den 2011 Usedomer Literaturpreis, den 2012 Berliner Georg-Dehio Buchpreis und wurde 2017 zum schwedischen International Writers´ Stage at Kulturhuset Stadsteatern (short-list) nominiert. Für den Roman Ein Beitrag zur Geschichte der Freude erhielt sie u.a. in der Schweiz Spycher Literaturpreis Leuk 2019. Für den Roman Stunden aus Blei erhielt sie den Brücke- Berlin Literaturpreis 2022 und österreichischen Literaturpreis des Landes Steiermark. 2007, 2009, 2011, 2019 erhielt sie den höchsten tschechischen Literaturpreis Magnesia Litera.

Thomas Derksen

阿福

Neugier und viel Optimismus

声音 29

Abgestandene Luft, Langeweile in den Gesichtern meiner Klassenkameraden und das Kratzen von Kreide auf der grünen Tafel. Es ist ein normaler Mittwochnachmittag in meinem Leben als Gymnasiast in einer Kleinstadt im Bergischen Land. Doch dieser Tag soll meinen Lebenslauf grundlegend verändern. Es klopft an der Tür und herein kommt Dr. Thomas Täubner, Absolvent unseres Gymnasiums und promovierter Sinologe. Zusammen mit seiner chinesischen Frau Xuemei stellt er sein geplantes Projekt vor: „Wir möchten eine Chinesisch-AG anbieten und wollten nachhören, ob es Schüler gibt, die Interesse daran haben.“ Ohne nachzudenken hebe ich die Hand.

13 Jahre später stehe ich im Anzug und mit wackligen Knien in der Volkskongresshalle in Beijing und sehe, wie unser Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier zusammen mit dem chinesischen Präsidenten Xi Jinping den Empfang mit militärischen Ehren abnimmt. Ich bin Teil der Delegation beim Antrittsbesuch des Bundespräsidenten in der Volksrepublik.

Die 13 Jahre sind wie im Fluge vergangen und doch ist so viel passiert: Dr. Täubner nimmt uns nach zwei Jahren Chinesischunterricht mit auf einen Schüleraustausch nach China. Und so spaziere ich im Jahr 2007 das erste Mal über die Chinesische Mauer, esse Baozi in den Hutongs Beijings und bestaune gemeinsam mit chinesischen und internationalen Touristen die Skyline Shanghais. Danach entscheide ich mich, Wirtschaft und Politik Ostasiens sowie Chinesisch zu studieren. Während meines Studiums in China lerne ich meine jetzige Frau kennen. Meine Erfahrungen als ausländischer Schwiegersohn in einer chinesischen Familie verarbeite ich dann auch in einem Video – welches über Nacht in den chinesischen sozialen Medien viral geht. Da merke ich zum ersten Mal, wie wichtig doch Völkerverständigung im eigentlichsten Sinne des Wortes ist. In Zeiten, in denen die politische Diskussion alles bestimmt, braucht es Menschen auf beiden Seiten, aus beiden Kulturen, die Brücken dort bauen, wo die Gräben immer tiefer werden. Wir leben in einem Jahrhundert, in dem wir durch das Internet und Soziale Medien verbundener sind denn je. Und die Werkzeuge, die uns zur Verfügung stehen, möchte ich in meiner Arbeit nutzen. Durch Videos über mein Leben in China und Deutschland, nehme ich das chinesische Publikum mit auf Reisen durch mein Leben zwischen den Kulturen. Egal, ob es ein Trip mit meinen chinesischen Schwiegereltern nach München, ein Besuch bei dem Schafhirten Baoluri in seiner Jurte in der Inneren Mongolei oder die Dokumentation über die Arbeit eines deutschen Bäckers mit taubstummen Mitarbeitern in Changsha, Hunan, ist – durch die Linse meiner Kamera zeige ich den Zuschauern Momentaufnahmen aus dem Leben deutscher und chinesischer Mitmenschen.

Im Jahr 2018 begleite ich eine chinesische Mittelschülerin aus Sichuan bei ihren Vorbereitungen zur Teilnahme an der Deutsch-Olympiade in Xi'an. Den Kontakt hat die Deutsche Botschaft in Beijing hergestellt, denn Spracherwerb ist *das* Werkzeug in interkultureller Kommunikation. Als ich die Schülerin sehe, wie sie in der Nachmittagshitze Chengdus in ihrem Klassenraum unregelmäßige deutsche Verben lernt, erfüllt mich das mit Melancholie. Vor einigen Jahren saß auch ich in meiner kleinen Studentenbude im Ruhrgebiet und schrieb ein chinesisches Schriftzeichen neben dem anderen in mein Übungsheft. Wo wird diese Schülerin, die sich den deutschen Namen „Eva“ ausgesucht hat, in zehn Jahren sein? Vielleicht wird sie in Deutschland für die chinesische Botschaft arbeiten? Oder sie wird als Ingenieurin bei einem deutschen Automobilhersteller in Beijing arbeiten? Wo auch immer das Leben sie hinführen wird, sie wird die Sprachkenntnisse und Erfahrungen, die sie mit und in Deutschland gemacht hat, immer mit sich mitnehmen und diese in ihr Umfeld tragen. Und auch ich trage China immer im Herzen und auf der Zunge. Wenn ich in meine deutsche Heimat zurückkehre, beantworte ich gerne die vielen Fragen zu meinem Leben und Arbeiten in China. Es ist die der fremden Kultur entgegengebrachte Neugier, die mich optimistisch für die Zukunft macht. Solange wir uns gegenseitig Fragen stellen und im Dialog miteinander stehen, bin ich mir sicher, dass die deutsch-chinesischen Beziehungen stabiler und intensiver werden.

Die Neugierde am Exotischen, am Unbekannten, hat dazu geführt, dass ich an dem besagten Mittwochnachmittag ohne zu zögern meine Hand hob und mein Interesse an der Chinesisch-AG bekundete. Und tatsächlich lernte ich über die Jahre, dass diese Offenheit und das Schauen nach links und rechts viele Möglichkeiten eröffnen. Durch meine Arbeit in den Sozialen Medien habe ich in den letzten Jahren viele Freunde in Deutschland und China dazugewonnen. Ich habe Videos in chinesischer Sprache über Essen, Reisen, Kultur und Sprache gemacht. Auf Deutsch habe ich Geschichten aus meinem Leben zwischen China und Europa in zwei Büchern verarbeitet. Das alles mit dem Ziel, den Deutschen China und den Chinesen Deutschland näherzubringen.

An einem Morgen im Herbst 2018 klingelt mein Mobiltelefon und ein Mitarbeiter der deutschen Botschaft in Beijing stellt sich vor. Er kommt direkt zur Sache: „Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier plant seinen Antrittsbesuch in China und wir möchten dich einladen, Teil der Delegation zu sein.“

Nur wenige Wochen später bin ich als einziger in China lebender Deutscher zusammen mit dem Bundespräsidenten auf Reisen durch China. Wir schauen uns Pandas in Chengdu an, ich höre seine Rede an der Universität Guangzhou, und wir werden vom chinesischen Staatspräsidenten zum Dinner in Beijing geladen. Das war einer der Höhepunkte meiner interkulturellen deutsch-chinesischen Arbeit.

Und doch merke ich immer wieder, dass abseits der großen Themen Wirtschaft und Politik, die zwischenmenschlichen Beziehungen ausschlaggebend für echte Völkerverständigung sind. Bei jedem Besuch meiner deutschen Familie in China oder meiner chinesischen Freunde in Deutschland sehe ich die Überraschung in ihren Gesichtern und muss an ein chinesisches Sprichwort denken: 百闻不如一见 *Es ist besser, etwas einmal zu sehen, als hundert Mal zu hören.*

Mit eigenen Augen, Ohren und Mündern die Kultur des anderen zu erleben. Das schafft Missverständnisse aus dem Weg, baut Brücken und schafft lebenslange Freundschaften.

Für die nächsten 50 Jahre wünsche ich mir, dass wir die Menschen wieder in den Mittelpunkt stellen. Denn ein Land besteht nicht nur aus Wirtschaft und Politik, sondern es sind Charaktere, unterschiedliche Lebensentwürfe und Individuen, die ein Land ausmachen.

Wenn ich sehe, wie meine deutschen Eltern hoch oben in einem Shanghaier Hochhaus die Kochkünste meiner chinesischen Schwiegermutter genießen oder mein Schwiegervater im Garten meines deutschen Elternhauses seine Taiji-Übungen macht, dann ist das für mich Kulturaustausch und Völkerverständigung in seinem besten Sinne. ▲

Thomas Derksen,

geb. 1988 im rheinländischen Gummersbach, hat nach dem Abitur zunächst eine Ausbildung zum Bankkaufmann absolviert und anschließend in Bochum und Shanghai Wirtschaft und Politik Ostasiens sowie Chinesisch studiert. Inzwischen lebt er als Vlogger und Influencer in Shanghai und betreibt zusammen mit seiner Frau Liping einen sehr erfolgreichen Social-Media-Kanal mit über 10 Millionen Followern, auf dem er regelmäßig von seinem Leben als Deutscher in China berichtet.

Mit den offiziellen deutschen Vertretungen in China hat er mehrere Videoprojekte zur Förderung der deutschen Sprache realisiert. Außerdem war er Mitglied in der Delegation beim Antrittsbesuch des deutschen Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier in der Volksrepublik China. Er ist Autor der Bücher „Und täglich grüßt der Tigervater – Als deutscher Schwiegersohn in China“ und „Kartoffelbrei mit Stäbchen – Mit meiner chinesischen Familie auf Hochzeitsreise in Europa.“ Des Weiteren ist er Co-Host des Podcasts „Marketing Made in China“.

Nora Frisch

傅愉

Gemeinsamkeiten entdecken

声音 30

Als ich zu Beginn der 1990er Jahre als Sinologiestudentin erstmals nach Peking kam, wurde ich im täglichen Umgang mit den Menschen darauf aufmerksam, wie wenig ich – selbst nach zweijährigem Studium der Chinawissenschaften in Wien – über Land und Leute tatsächlich wusste. Und auch umgekehrt schien das der Fall zu sein. Immer wieder begegnete ich Fragen wie diesen: Europa? Liegt das in Amerika? Habt ihr dort schon Kühlschränke? Gibt es da Autos?

Während ich auf vielen Reisen durch das riesengroße Land einen Eindruck davon bekam, wie unglaublich vielfältig die Kultur ist und wie anders die Menschen teilweise denken, kommunizieren und interagieren, setzte Mitte der 1990er Jahre – zunächst in Chinas Metropolen – ein komplementäres enormes Interesse an allem „Westlichen“ ein.

Diese regelrechte Gier der Chinesinnen und Chinesen nach Ideen und Gütern aus dem Westen spiegelte die später zensierte, sechsteilige chinesische Dokumentationsserie „*Heshan*“ („Flusselegie“) von Wang Luxiang wieder. Sie wurde 1988 erstmals auf dem staatlichen Sender CCTV ausgestrahlt und suggerierte mit plakativer Farbsymbolik, dass eine Modernisierung des durch Mao Zedongs Kulturrevolution in Stagnation geratenen Lebens nur durch Öffnung und Austausch mit dem fortschrittlichen Westen und Japan (hier war die Bildsprache vornehmlich in Blau gehalten) stattfinden könne. Das konservative Festhalten an Traditionen und am aktuellen politischen System (diese Bilder erschienen in Gelbtönen) wurde hingegen als „kulturell rückschrittlich“ und als Hauptursache für die sozialen Probleme jener Zeit dargestellt.

1992 erlebte ich, wie die ersten Filialen amerikanischer Fast-Food-Ketten in Peking einzogen – die Menschen standen in Abendrobe kilometerlang Schlange – es folgten französische Bäckereien, Wiener Cafés, Designerläden. Die Fahrräder wurden von Autos westlicher und japanischer Marken verdrängt.

Zeitgleich setzte in den USA und in europäischen Ländern, darunter auch in Deutschland, so etwas wie eine „Goldgräberstimmung“ ein. Jenseits der Nutzung Chinas als „Werkbank der Welt“ erkannte man den riesigen Absatzmarkt, den Chinas wachsende Mittelschicht für Produkte aller Art bot, nachdem Deng Xiaoping für aufstrebende Städte wie Guangzhou, Shenzhen oder Shanghai die Parole „*Reich werden ist ehrenhaft*“ verkündet hatte.

Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung Chinas und dem hochfrequenten Miteinander zwischen den Handelspartnern ging auch stets ein reger Kulturaustausch, ein gegenseitiges Kennenlernen – Völkerverständigung im besten Sinne – einher: Austauschstudenten kamen nach Deutschland und gingen nach China, zahlreiche deutsche Schulen und sogar Kindergärten nahmen Chinesisch als Fremdsprache in ihr Programm auf, sinologische Institute mussten wegen des großen Andrangs

neue Räumlichkeiten anmieten, Musiker reisten zu Konzerten um die halbe Welt. Fertigkeiten wie Taiji, Qigong, Kalligrafie oder der richtige Ablauf einer Teezeremonie wurden immer stärker nachgefragt. Man entdeckte die chinesische Philosophie, internationale Kunstsammler interessierten sich für chinesische Künstler, Ausstellungen wurden veranstaltet, chinesische Feste gefeiert, China-stammtische eingerichtet und chinesische Autoren wurden plötzlich gelesen. Es war eine gegenseitig bereichernde Zeit.

Und jetzt der Wandel. Was ist inzwischen geschehen? Was hat diesen Wechsel vom interessierten, unbefangenen Austausch zu Skepsis und Misstrauen bewirkt? Darauf kann nur vielschichtig geantwortet werden. Eine der zentralen Antworten lautet, dass der welthistorisch einmalig schnelle Aufholprozess der chinesischen Wirtschaft im Westen starke und auch berechnete Abstiegsängste ausgelöst hat.

Seit Maos Tod (1976) bis zum Jahr 2017 hatte die Kommunistische Partei alle zur Verfügung stehenden Kräfte vorrangig darauf konzentriert, die wirtschaftliche und gesellschaftliche Rückständigkeit Chinas zu beheben, um den wachsenden materiellen und kulturellen Ansprüchen des Volkes gerecht zu werden und die gleichermaßen gewachsenen Bedürfnisse nach Rechtsstaatlichkeit, sozialer Gerechtigkeit, Sicherheit und Umweltschutz zu erfüllen.

Mit dieser Haltung war die Volksrepublik zur zweitgrößten Volkswirtschaft der Welt hinter den USA aufgestiegen. Während Deng Xiaopings Außenpolitik noch auf der Maxime des „*Verbergens der eigenen Macht*“ beruht hatte, hat die derzeitige fünfte Führungsgeneration unter Xi Jinping einen Kurswechsel unternommen und begonnen, die neue ökonomische Macht auch zu zeigen. Nun lautet die Maxime selbstbewusst: „*Nach Erfolgen streben*“. Die „*Belt and Road Initiative*“ gilt als Vorzeigeprojekt des neuen Kurses. Es forciert den Aufbau chinesisch geführter Industriezonen und militärischer Stützpunkte, die Einflussnahme auf die Gestaltung von Institutionen, Organisationen und Standards. Langfristig geht es um die Ausweitung der eigenen politischen Einflussphären, um den Aufbau von Softpower und um das daraus erfolgende Bestehen in der amerikanisch-chinesischen Rivalität.

Chinas forsches und selbstbewusstes Auftreten ist für den Westen neu. Immer mehr wird seither das Riesenreich als Konkurrenz, Systemrivale und damit als Bedrohung wahrgenommen. Und das ist vonseiten der chinesischen Regierung auch durchaus gewollt. Während der eigene Einfluss ausgeweitet wird, warnt man Kritiker davor, sich in „interne Angelegenheiten“ einzumischen.

Dennoch: Statt China pauschal zu verdammen, wie es in den Medien häufig geschieht, wäre es klug, China-Kompetenz aufzubauen und sich eingehender mit dem Land zu beschäftigen. Es wäre an der Zeit, zu differenzieren und die Handlungen der KP von jenen der Bevölkerung zu trennen.

Es gibt zahlreiche Menschen in China, die sich keineswegs von „Papa Xi“ in idealer Weise vertreten fühlen. Doch ihre Stimmen finden außerhalb der chinesischen Firewall kein Gehör. Wir sollten versuchen, sie wahrzunehmen.

Chinas Aufstieg müsste zudem nicht grundsätzlich als bedrohlich wahrgenommen werden, denn was der eine gewinnt, muss der andere nicht zwangsläufig verlieren. Interessant sind für den Rest der Welt vor allem die zunehmenden ideologischen Übergriffe, die mit der wachsenden wirtschaftlichen und militärischen Macht einhergehen.

„*Wenn du dich und den Feind kennst, brauchst du den Ausgang von hundert Schlachten nicht zu fürchten*“ – dieses bekannte Zitat aus „Die Kunst des Krieges“ klingt martialisch, aber die Weisheit des großen Strategen Sunzi lässt sich auch im interkulturellen Kontext anwenden: Nur wer sein Gegenüber mit all seinen Stärken und Schwächen gut kennt, verliert die Angst vor ihm und kann die tatsächlichen Gegebenheiten realistisch einschätzen.

Selbstverständlich werden wir die Interna der aktuellen Regierungsspitze, die uns vielleicht noch Jahrzehnte erhalten bleibt, niemals genau kennenlernen. Aber angesichts der weltpolitischen Lage wäre es angebracht, vermehrt Kulturaustausch mit China zu betreiben. Gerade mit so starken und gleichzeitig als so kritisch wahrgenommenen Ländern ist dies aktuell wichtiger denn je, will man größere Krisen nachhaltig verhindern.

Es wäre wünschenswert, wenn Institutionen, die sich dem Dialog mit China verschrieben haben, unterstützt und nicht diskreditiert würden. In letzter Zeit werden etwa zahlreiche China-Institute häufig mit schlechter Presse bedacht – ohne, dass darauf geachtet wird, was diese Einrichtungen auf dem Gebiet des Kulturaustauschs tatsächlich leisten. Auch wenn sich Deutschland und deutsche Institutionen chinesischen Zensurvorgaben ruhig selbstbewusster entgegenstellen dürfen – immerhin sind wir ein freies Land – ist es (für beide Seiten) von großem Nachteil, wenn mit der Schließung solch wichtiger Einrichtungen ein Kommunikationsstrang gekappt wird. Denn Austausch gelingt nicht nur über Handelsbeziehungen, sondern vor allem über Kultur. Weiß man nicht, wie die Spielregeln in einem fremden kulturellen Kontext lauten, tritt man leicht ins Fettnäpfchen und zerschlägt unnötigerweise Porzellan. Über kulturellen Austausch, zum Beispiel über Literatur, lassen sich tiefe und wertvolle Einblicke in die Mentalität und Denkweise, die in einem Land herrschen, gewinnen.

Dass wir Sinologen, Politiker, China-Experten oder Handelspartner uns mit Menschen in und aus China austauschen, heißt noch lange nicht, dass wir mit jeder Entscheidung oder Vorgehensweise chinesischer Staatsmänner und -frauen einverstanden sind. Das sind wir nicht (oder zumindest nicht alle). Wir sind gegen Gewalt. Wir sind dagegen, dass Menschen willkürlich interniert, gefoltert oder getötet werden. Wir sind gegen Totalüberwachung. Wir sind für Datenschutz. Wir sind gegen die Todesstrafe. Wir sind für menschenwürdige Arbeitsbedingungen. Wir sind für Redefreiheit und gegen Zensur. Wir sind gegen Tierquälerei. Wir sind gegen eine nicht nachhaltige Ausbeutung von Ressourcen. Wir sind gegen Umweltverschmutzung.

Wir sind für ein friedliches Miteinander in einer gerechten, lebenswerten Welt.

Unsere Werte – „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ und „Grün ist das neue Gold“ – sollten wir unseren Gesprächspartnern vermitteln, in der Hoffnung, dass sie als Anstoß und Inspiration dienen können. Wahrscheinlich aber stellen wir erstaunt fest, dass viele Chinesinnen und Chinesen viele unserer Werte und Ansichten durchaus teilen und es weitaus mehr Gemeinsamkeiten als Differenzen gibt.

Solche Erfahrungen sind aber nur möglich, wenn wir mit ihnen sprechen – und ihnen auch zuhören. Überzeugungsarbeit auf beiden Seiten erfordert Respekt, Vertrauen und viel Zeit. Das zu investieren lohnt sich: Austausch bedeutet immer auch Horizonterweiterung. Es lässt sich viel voneinander lernen – nicht zuletzt, indem man die eigenen Einstellungen hinterfragt, auf den anderen zugeht und sich im Idealfall bei der Lösung der großen Aufgaben dieser Zeit – Klimaschutz und nachhaltiges Wirtschaften, Beseitigung von sozialem Unrecht und Beendigung von Kriegen zur Vermeidung von Flüchtlingskrisen – ergänzt.

Immerhin: Eine sehr präzise Anleitung zum Weltfrieden wurde bereits 1890 von dem chinesischen Philosophen Kang Youwei in seinem Werk „Die große Gemeinschaft“ verfasst. Dieses Ziel zu verfolgen, wäre ein guter Anfang für ein gemeinsames Projekt. ▲

Dr. Nora Frisch,

geboren in Wien, studierte Sinologie und Musikwissenschaften in Wien, Peking, Taipeh und Heidelberg. Sie arbeitete als Werbetexterin, wissenschaftliche Assistentin und baute eine Freie Schule auf. Nach der Promotion im Fach Moderne Sinologie gründete Nora Frisch im Oktober 2010 den Drachenhäus Verlag.

Das vielfältige Verlagsprogramm soll Neugier an der chinesischen Kultur wecken, den Blick über den Tellerrand ermöglichen und vor allem den Menschen hinter dem System und jenseits von Medienberichten über Chinas Wirtschaft und Politik, eine Stimme verleihen.

Britta Heidemann

小月

Brückenbauer für eine partnerschaftliche Zukunft

声音 31

Der Beginn meiner Beziehung zu China liegt weit zurück. Dem Land der Mitte bin ich nicht erst seit meinen Olympiasieg in Peking 2008 verbunden. Bereits 1998 konnte ich im Rahmen eines dreimonatigen Schulaufenthaltes in der 25. Mittelschule in Peking als Jugendliche die Lebensgewohnheiten der Chinesen und ihre kulturellen Werte erleben. Den Alltag mit einer chinesischen Familie in der vordigitalen Zeit verbringen zu dürfen, empfinde ich noch heute als pures Glück. Ohne die Ablenkung täglicher Telefonate in die Heimat, 24/7-Erreichbarkeit oder Social Media hatte ich die einmalige Gelegenheit, eine Zeitlang vollständig in ein anderes Leben einzutauchen. Zudem habe ich parallel zu meiner Sportkarriere Regionalwissenschaften Chinas studiert und setzte mich bereits zu Olympizeiten auch beruflich mit dem in beinahe jedem Unternehmen immer aktueller werdenden Themenkomplex China auseinander.

Langweilig wird einem bei der Auseinandersetzung mit China nie: Es gibt kaum ein facettenreicheres Land. Eines ist mir im Laufe der Jahre und im kontinuierlichen Austausch mit China und seinen Menschen klar geworden: China ist ein Land der Gegensätze. Als Exportweltmeister und zweitgrößte Volkswirtschaft der Welt scheinen uns die Chinesen trotzdem noch immer wie aus einer anderen Welt zu stammen. Den Quantensprung vom Eselfuhrwerk zum Transrapid hat China in nur einer Generation vollzogen. Man findet sich bei Reisen nach China daher noch immer ständig mit dessen teilweise krassen Gegensätzen konfrontiert, kurz gesagt, in China liegt der Widerspruch in der Natur der Sache: In den Metropolen Peking und Shanghai wechseln sich Eindrücke von hippen Bars und Wolkenkratzern in rascher Folge mit Schuhputzern in Mao-Anzügen und Rikschafahrern in Mandschu-Trachten ab. Es ist spannend zu beobachten, wie die Kinder neureicher Chinesen, zwischen Tradition und Moderne pendelnd und von den Werten ihrer Elterngeneration geprägt, in einem Starbucks sitzen und dort einen Kaffee trinken, dessen Preis einem Tageslohn in einem anderen entfernten Landesteil entspricht, während in unmittelbarer Nähe ältere Menschen noch immer der traditionellen Kunst des Schattenboxens, dem Tai Chi, nachgehen.

Wer nach dem Besuch einer der Großstädte meint, er kenne China, liegt falsch. Fährt man nur eine Stunde aus den riesigen Stadtzentren hinaus, so ändern sich die Welt, der Lebensstandard und die Gewohnheiten erheblich, denn trotz vier Jahrzehnten an Reformen verläuft zwischen Stadt und Land immer noch ein gewaltiger Graben. Hier findet man eine komplett andere Welt vor, in der vor allem die jungen Menschen vom Leben in der Großstadt träumen. Es gibt aber auch die, die vielleicht gar nichts von der anderen Welt wissen wollen und solche, deren Träume vom Leben in der Stadt bereits enttäuscht wurden und die als Verlierer der Reformen wieder aufs Land in den Kreis der Familie zurückkehrten. Auf einer ganz anderen Ebene liegt wiederum die Welt der Regierungsvertreter, Parteikader und des Militärs, die im Leben der „normalen“ Chinesen kaum eine Rolle spielt.

Neben der mächtigen Zentralregierung existieren noch die Regierungen auf den Ebenen der Provinzen, autonomen Regionen und Sonderverwaltungszone. Und es gibt den Vielvölkerstaat China mit seinen 56 nationalen Minderheiten, zu denen neben Tibetern und Mongolen auch Uiguren, Hui, Dai, Zhuang und andere Minoritäten zählen, die auf einer Fläche von 60% des Staatsgebietes leben und von denen wir in Deutschland kaum etwas hören. Gleichzeitig geht es politisch und wirtschaftlich in den letzten Jahren hoch her im Reich der Mitte – eine weltweit für Aufmerksamkeit sorgende Herangehensweise gegen die Coronapandemie, eine neue, selbstbewusstere Tonalität gegenüber dem Ausland. Aber eben auch eine Beschleunigung der Entwicklung eigener Stärke in Kernwirtschaftszweigen der Zukunft im Rahmen der „Made in China 2025“-Initiative wie z.B. Mobilität, der Halbleiterindustrie oder der Künstlichen Intelligenz. Das Megaprojekt der „neuen Seidenstraße“ stabilisiert Chinas Position als Weltmacht genauso wie die Etablierung eigener Weltmarken wie z.B. dem Telekommunikationsriesen Huawei oder Alibaba. So entsteht aus all diesen verschiedenen Perspektiven ein kaleidoskopisches Bild, das sich mit jedem Dreh verändert und neu zusammensetzt – diese Vielschichtigkeit Chinas ist nicht immer leicht nachzuvollziehen.

Auch wenn von der deutschen Regierung in der aktuellen Diskussion um eine neue Chinastrategie klar wird, dass die Beziehungen zu China abgrenzender stattfinden sollen, unterstützen der Asien-Pazifik-Ausschuss der deutschen Wirtschaft, der VDMA und die Auslandshandelskammer einen „ausbalancierten“ Umgang mit China, der Marktchancen erhalten, partnerschaftliche wirtschaftliche Potentiale ausschöpfen und ein gemeinsames Angehen aktueller globaler Herausforderungen ermöglichen soll. China war, ist und bleibt ein riesiger Markt und ist so innovativ wie wir im Herzen Europas schon lange nicht mehr. Das gilt u.a. für die Felder der Künstlichen Intelligenz, der Entwicklung und Umsetzung von Lösungen erneuerbarer Energien oder der Telekommunikation. Hier den Anschluss und den Überblick zu verlieren, wäre wohl nicht ratsam – viele der deutschen Unternehmen haben das erkannt bzw. nie infrage gestellt.

Die deutsche Politik und die führende Medienlandschaft allerdings tragen seit Langem ein Bild von China in unsere Gesellschaft, das einem Angst vor dem asiatischen Riesen machen kann. Nichtsdestotrotz werden sich unsere nachfolgenden Generationen mit dem Themenkomplex China und seinen Menschen politisch wie aber vor allem wirtschaftlich auseinandersetzen müssen – und das im besten Falle erfolgreich.

Deshalb mein Appell: Furcht, Sorge und fehlendes Hintergrundwissen sind nie gute Berater im Hinblick auf die Entwicklung guter Zukunftsstrategien. In unserer globalisierten Welt braucht es daher auf allen Ebenen – ob auf der sportlichen, gesellschaftlichen, politischen oder wirtschaftlichen Ebene – kulturübergreifende „Brückenbauer“, die zwischen den unterschiedlichen Werten und Einstellungen Deutschlands und Chinas vermitteln und kommunikative Hindernisse abbauen und verringern können. Im Rahmen der Olympischen Spiele in Peking habe ich mich selbst als Botschafterin zwischen den Kulturen wiedergefunden und erlebt, wie schwierig die Vermittlung und wie notwendig es deshalb ist, die Schnittpunkte auszubauen. In meiner Rolle als IOC-Mitglied und Vertreterin der Athleten weltweit hat sich meine Einstellung dazu nur noch gefestigt. Ohne eine gewisse anfängliche Unvoreingenommenheit für andere Sichtweisen und Lebensvoraussetzungen und -einstellungen wird jedweder Austausch schwierig. Losgelöst von einer Bewertung muss man sich zunächst einmal darüber im Klaren sein, dass jeder Mensch mit einem gewissen kulturellen Mindset ins Rennen geht. Unabhängig von dem Schluss, den man aus einer intensiveren Beschäftigung mit China, seinen Menschen und seiner Kultur für sich zieht, wird man von der Erweiterung seines Wissens profitieren, ob nun auf geschäftlicher Ebene mit Chinesen, bei der Vermittlung „zwischen den Welten“ oder eben auch durch die gewinnbringende Zusammenführung der unterschiedlichen Kompetenzen. ▲

Britta Heidemann

Britta Heidemann gehörte über 10 Jahre zur Weltspitze der Fechterinnen. Als Olympia-siegerin von Peking erreichte sie mit dem WM-Sieg 2007 und dem EM-Sieg 2009 als erste Degenfechterin das ‚Goldene Triple‘. In Athen und in London gewann sie Silber und damit drei Medaillen bei drei Olympischen Spielen.

Die Diplom-Regionalwissenschaftlerin Chinas, Studium in Köln, lebte schon als Schülerin in einer Familie in Peking und besucht seitdem regelmäßig China. Sie begleitet Delegationen aus den Bereichen Wirtschaft, Politik, Kultur oder Sport. Dort trainierte sie mit der Fußball-Nationalmannschaft und sang chinesische Volkslieder mit „den Hühnern“. Bücher: „Erfolg ist eine Frage der Haltung. Stark durch die Gefechte des Lebens“ und „Willkommen im Reich der Gegensätze. China hautnah“. Sie ist gewählte Vertreterin in der Athletenkommission des Internationalen Olympischen Komitees und Mitglied des Präsidiums des Deutschen Olympischen Sportbundes und Botschafterin „Sport für Entwicklung“ des Bundesministeriums für Entwicklungszusammenarbeit.

Michael Kahn-Ackermann

阿克曼

Im Lockdown

声音 32

*Bemerkungen zum Stand der kulturellen
Beziehungen zwischen Deutschland und China*

Ich muss zunächst klarstellen, dass ich die gegenseitige Entsendung aufwändiger aber folgenloser Manifestationen nationalkultureller Selbstdarstellung in Anwesenheit politischer Prominenz nicht als Meilensteine und Gradmesser der kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und China betrachte. Kultureller Austausch von nachwirkender Bedeutung vollzieht sich nicht zwischen Staaten, sondern zwischen Menschen. Die Begegnung zwischen Martin Walser und Mo Yan 2008 in Peking war ein Akt kultureller Begegnung, der offizielle Auftritt Chinas als Gastland der Frankfurter Buchmesse 2009 war es nicht, ebenso wenig die mit zehn Millionen Euro Steuergeldern finanzierte Ausstellung „Kunst der Aufklärung“ 2011 im chinesischen Nationalmuseum. Kultureller Austausch ist weder ein Schmiermittel für politische oder wirtschaftliche Interessen, noch ein Instrument ideologischer Beeinflussung und Systemänderung, sondern befördert gegenseitiges Verstehen und führt zu gegenseitiger kultureller Befruchtung. Er ist mühselig, prozesshaft, zeitaufwändig, gelegentlich frustrierend und häufig unspektakulär.

Mehr noch als zwischenstaatliche politische Verhandlung, wirtschaftliche Zusammenarbeit und naturwissenschaftlich-technische Kooperation, verlangt nachhaltiger kultureller Austausch zwischen Menschen aus unterschiedlichen Kulturen und politischen Systemen Geduld, neugieriges Aushalten von Fremdheit und die Beschäftigung mit Komplexität. Er ist daher untauglich zur Untermauerung ideologisch festgefügtter Positionen, für die Einteilung der Wirklichkeit in Freund und Feind, in Gut und Böse, in Gewinn und Verlust. Er ist abhängig von politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, aber seine Ergebnisse zeigen sich selten in Zeiträumen, die für Politik und Wirtschaft von Bedeutung sind, sie sind schwer messbar und entsprechen nicht immer deren Interessen und Wünschen. Seine Inhalte lassen sich schwer in der von heutigen Medien geforderten Kürze und Eindeutigkeit wiedergeben.

Gegenteiliger Rhetorik zum Trotz ist daher schon in ruhigen Zeiten kultureller Austausch für viele Vertreter der Politik und Wirtschaft ein „*nice to have*“. Müssen staatliche Mittel gekürzt werden, setzt man gern bei den an sich schon kärglichen Mitteln der Institutionen auswärtiger Kulturpolitik an. Das Budget des Goethe-Instituts in Peking, eine der letzten noch in China tätigen ausländischen Einrichtungen kulturellen Austausches und interkulturellen Dialogs wird 2023 um 10% gekürzt und verfügt damit kaum noch über operative Mittel. In Zeiten internationaler Krisen gehört kultureller Austausch gewöhnlich zu den ersten Opfern. Die von der Regierung erzwungene Schließung zahlreicher Konfuzius-Institute in den USA ist ein Beispiel dafür. Auf der anderen Seite hat das 2017 in Kraft getretene Gesetz der chinesischen Regierung zur Arbeit ausländischer nicht-staatlicher

Institutionen den kulturellen Austausch zwischen China und Deutschland, wie mit dem „Westen“ insgesamt, erheblich erschwert.

Es ist bedauerlich, die Feierlaune des 50. Jahrestags der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Deutschland und China mit der Feststellung stören zu müssen, dass das Feld des kulturellen Austauschs und der kulturellen Kooperation heute einem Ruinenfeld gleicht. Nach über 40 Jahren oft mühevoller Begegnung zwischen unseren beiden Kulturen sind wir heute in vieler Hinsicht kaum weiter als zu Beginn, in mancher Hinsicht fallen wir dahinter zurück. Verantwortlich dafür sind beide Seiten, jede auf ihre Weise.

Kultureller Austausch und kulturelle Kooperation zwischen Deutschland und China waren nie einfach. Auch in der Vergangenheit behinderten ideologische Verkrustung auf der einen Seite Desinteresse an der fremden und komplexen Wirklichkeit Chinas auf der anderen Seite, sowie Unkenntnis und Vorurteile auf beiden Seiten kulturelle Annäherung und Verständigung.

Im Verständnis der Staats- und Parteiführung Chinas sind Kultur und kultureller Austausch grundsätzlich Instrumente im Dienste der Politik. Dieses Verständnis bestimmt auch die Fremdwahrnehmung und das nicht erst seit heute. Das 1988 gegründete Goethe-Institut Peking war die erste und über 16 Jahre die einzige ausländische Kultureinrichtung auf chinesischem Boden, und ohne ein Machtwort Deng Xiaopings wäre sie nicht zustande gekommen. Erst vor kurzem gestand mir der damals für uns zuständige Ministerialbeamte, dass er, wie alle seine Kollegen und Vorgesetzten, über lange Jahre davon ausgegangen sei, dass wir eine nachgeordnete Einrichtung des deutschen Geheimdienstes seien. Noch 1993 bezeichnete der damalige Staatspräsident Jiang Zemin das Goethe-Institut Peking als die „nach China hineinragende Speerspitze der Theorie der friedlichen Evolution“, d.h. eine Einrichtung gezielter ideologischer Infiltration. Sämtliche für das Folgejahr geplanten kulturellen Programme wurden daraufhin untersagt.

Auf deutscher Seite stieß man bei deutschen kulturellen Einrichtungen selten auf Interesse, wenn man versuchte, sie für chinesische Gegenwartskultur zu interessieren, es sei denn, sie galt als „dissidentisch“. Beim Versuch, deutsche Museen für eine Ausstellung zeitgenössischer chinesischer Tuschmalerei zu interessieren, stieß ich allerorten auf Desinteresse. „Bringen Sie mir Ai Weiwei!“, schleuderte mir die Chefkuratorin einer wichtigen deutschen Kunsteinrichtung entgegen. Noch 2012 kreiste die öffentliche Debatte in Deutschland um die Vergabe des Nobelpreises an den Schriftsteller Mo Yan nicht um seine literarischen Qualitäten, sondern fast ausschließlich um seine Funktion im offiziellen chinesischen Schriftstellerverband und offenbarte selbst in diesem Punkt die Unkenntnis der chinesischen Verhältnisse.

Leider hat sich die Situation seither nicht grundlegend geändert. Nach wie vor ist die Wahrnehmung Chinas, seiner Kultur und seiner Gesellschaft in der breiten Öffentlichkeit, aber auch in Teilen der politischen und kulturellen Elite durch Unkenntnis, Stereotype, politische Konjunkturen und Wirtschaftsinteressen bestimmt. Hinzugekommen ist heute die Angst vor wachsendem chinesischem Einfluss angesichts der Großmachtsambitionen der chinesischen Führung und ihrem Bestreben nach einer neuen, auf China zentrierten Weltordnung. Angst und Desinteresse fügen dem kulturellen Austausch mehr Schaden zu als die (hoffentlich vorübergehenden) Einschränkungen in Folge der Corona-Epidemie.

Auf chinesischer Seite haben sich die Bedingungen für ertragreichen kulturellen Austausch nicht erst seit der Pandemie dramatisch verschlechtert. Es ist nicht allein die paranoide Angst vor „ideologischer Infiltration“, die von der politischen Führung geschürt und durch rigide Kontrollmaßnahmen, Einschränkungen und durch eine allgegenwärtige und brutale Internet-Zensur institutionalisiert wird. Die politische Führung Chinas glaubt allen Ernstes, dass der für sie traumatische Zusammenbruch der Sowjetunion wesentlich auf ideologische Laxheit und „kulturelle Infiltration“ aus dem Westen zurückzuführen ist. Zunehmend wächst die Angst chinesischer Intellektueller und

Mitarbeitern kultureller und wissenschaftlicher Einrichtungen, sich durch Nähe zu Partnern und Ideen aus dem „Westen“ zu kompromittieren. Dadurch wird vor allem der nicht staatlich initiierte und geförderte kulturelle Austausch behindert, der in der Vergangenheit meist ertragreicher war, als der offizielle.

Offiziell geförderten kulturellen Austausch betrachtet die chinesische Führung seit jeher und seit dem Amtsantritt Xi Jinpings verstärkt als Instrument zur Stärkung der chinesischen „*softpower*“, d.h. der Propagierung eines von ihr gewünschten Chinabildes im Ausland. Den kulturellen Vertretern des Landes wird auferlegt, bei der Begegnung mit ausländischem Publikum und Partnern „die chinesische Erzählung“ im Sinne der Führung zu verbreiten. In Form einer Einbahnstraße soll chinesische Kultur „nach Außen gehen.“ Diese Sichtweise erschwert ernsthaften und wirkungsvollen kulturellen Austausch, nicht zuletzt zum Schaden des eigenen Landes. Die Jahre meiner Tätigkeit als Berater der Zentrale der Konfuzius-Institute haben mich gelehrt, wie schwer es ist, einen leitenden Funktionär davon zu überzeugen, dass blanke Propaganda, ängstliche Vermeidung kontroverser Themen und die Leugnung weniger glanzvoller Aspekte der eigenen Realität in der auswärtigen Kulturpolitik den gegenteiligen Effekt dessen bewirken, was beabsichtigt ist. Die Mitarbeiter mit praktischer Erfahrung im Ausland begriffen das durchaus, aber sie wagten nicht und waren zumeist auch nicht dafür ausgebildet, ihre Einsichten in entsprechende Aktivitäten umzusetzen. Das ist einer der Gründe, warum das theoretisch zukunftsweisende Modell der Konfuzius-Institute, einer auf direkter Zusammenarbeit einer chinesischen mit einer Gastland-Institution gegründeten Einrichtung auswärtiger Kulturpolitik, weitgehend gescheitert ist.

Dabei waren die Rahmenbedingungen für deutsch-chinesischen kulturellen Austausch trotz aller Hemmnisse in den ersten drei Jahrzehnten der „Politik der Reform und Öffnung“ andere. Auf chinesischer Seite bildeten die Begeisterung und Neugierde, mit der sich die geistig ausgehungerte kulturelle Elite des Landes in den 80er und 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts auf die zuvor verbotenen Früchte westlicher Kultur, – vor allem der Moderne – stürzte, einen wesentlichen Faktor. Heidegger, Wittgenstein, Jaspers und Hannah Arendt wurden in eilig gefertigten Übersetzungen verschlungen; chinesische Ausgaben von Brecht, Rilke, Grass und Böll erschienen in hohen Auflagen und wurden zu „Haushaltsnamen“ für Literaturinteressierte; Richter, Baselitz, Kiefer wurden von der sich neu formierenden chinesischen Kunstavantgarde anhand schlechter Reproduktionen studiert und nachgeahmt. 1993 konnte die chinesische Kunstszene zum ersten Mal Originalarbeiten eines modernen deutschen Künstlers von internationalem Ruf betrachten. Die Immendorf-Ausstellung in Anwesenheit des Künstlers musste allerdings in einer Hotelgalerie stattfinden, weil sich die staatlichen Museen weigerten, sie zu zeigen. Das offizielle China schätzte diese Art kultureller Begegnung nicht, ließ sie aber widerwillig zu.

Die ungehemmte Begeisterung für westliche Kultur hatte ihre problematischen Seiten. Sie war oft oberflächlich, illusionär, modisch, von Missverständnissen durchsetzt und sie vollzog sich auf der Grundlage profunder Unkenntnis des eigenen kulturellen Erbes, das seit 1949 als „feudalistisch“ und „konterrevolutionär“ aus dem geistigen und kulturellen Leben Chinas verbannt war.

Außerdem bestärkte sie die auch in Deutschland weitverbreitete wie irrige Überzeugung, kulturelle Begegnung führe ebenso wie wirtschaftliche Verflechtung zwangsläufig zu einer Angleichung der politischen Systeme nach unseren Vorstellungen. Die schmeichelhafte Erfahrung, von den chinesischen „Schülern“ als „Lehrmeister“ behandelt zu werden, verhinderte in vielen Fällen Begegnung auf Augenhöhe und Verständnis für die Realitäten des Landes.

Die ungenierte und oft unverstandene Aneignung von Fremdkultur war jedoch ein Akt der Befreiung von den Denkverboten und Dogmen der Vergangenheit und sie schuf die Grundlage einer lebendigen und kreativen zeitgenössischen chinesischen Moderne, die in Deutschland von Wenigen und meist auch nur dann, wenn sie sich „systemkritisch“ gab, zur Kenntnis genommen wurde.

Der enthusiastischen Rezeption „westlicher“, einschließlich deutscher Kultur hatte die deutsche Seite nichts Vergleichbares entgegen zu setzen. Es gab in Deutschland Initiativen für kulturellen Austausch mit China. Vor allem private Initiativen, Festivals, Privatgalerien, Arthouse-Kinos, Kleinverlage und kulturfördernde Einrichtungen ermöglichten dem deutschen Publikum Begegnungen mit chinesischer Kultur und deren Repräsentanten. So leistete z.B. die Ausstellung „China Avantgarde“ im Berliner „Haus der Kulturen der Welt“ 1993 Pionierarbeit für die internationale Beachtung und Anerkennung zeitgenössischer chinesischer Kunst. Auch im Rahmen von Städtepartnerschaften und universitärer Kooperation kam es zu kulturellem Austausch. Deutschland wurde zur ständigen oder vorübergehenden Heimstatt zahlreicher chinesischer Künstler und Intellektueller, die nach 1989 ihr Land verlassen mussten oder dorthin nicht zurückkehren wollten. Daneben bildeten sich Gruppen von chinesischen Künstlern, Intellektuellen und Wissenschaftlern, die zwischen beiden Ländern hin- und herpendeln und ihre interkulturellen Erfahrungen in beide Richtungen vermitteln.

Auch chinesische Metropolen wie Peking und Shanghai begannen sich zwischen 2000 und 2010 zu internationalen Kulturzentren zu entwickeln, die junge Kreative auch aus Deutschland anzogen: Designer, Fotografen, Architekten, auch Künstler. Heute sind sie verschwunden, nicht nur wegen Corona.

Zu behaupten, dass diese Bemühungen zu einem vertieften Verständnis chinesischer Kultur und gesellschaftlicher Realität in der breiten deutschen Öffentlichkeit geführt hätten, wäre allerdings übertrieben. Auch der bis zum Ausbruch der Corona-Epidemie stark gewachsene China-Tourismus hat daran nichts geändert.

Nicht zuletzt der Wunsch nach persönlicher Begegnung mit dem „Westen“ führte zur massenhaften Abwanderung junger gebildeter Chinesen und Chinesinnen ins westliche Ausland, vor allem in die USA aber auch nach Deutschland. Ein großes Potential für erfolgreiche kulturelle Begegnung und Bereicherung, aber es blieb im Großen und Ganzen ungenutzt. Die Gründe dafür, dass im Gegenteil viele der Auslandstudenten als überzeugte Nationalisten und „Anti-Westler“ in ihre Heimat zurückkehrten, sind komplex und wären einer und für beide Seiten nicht besonders schmeichelhaften Untersuchung wert.

Inzwischen haben Begeisterung und Neugierde an westlicher Kultur in China stark nachgelassen. Vor allem in der jungen Generation machen sich Nationalismus und kultureller China-Suprematismus breit. Die Vorstellung vom „Aufstieg des Ostens und Niedergang des Westens“ bestimmt nicht nur das Denken der politischen Führung des Landes sondern hat sich auch in den Köpfen von Intellektuellen und einer Mehrheit der jungen Generation festgesetzt. Das bahnte sich bereits in der zweiten Hälfte der 90er Jahre an. Akteure der kulturellen Zusammenarbeit auf beiden Seiten haben das früh erkannt, auf ihre Warnungen achtete man jedoch weder in Deutschland, geschweige denn in China. In dieser Entwicklung mischten sich die Enttäuschung über „den Westen“, die Entdeckung des eigenen kulturellen Erbes und der Stolz auf die Erfolge des chinesischen Wirtschaftswunders. Die gegenwärtige repressive Kultur- und Erziehungspolitik, nationalistische Propaganda und verschärfte Bekämpfung „westlicher Einflüsse“ bis hinein in Schulbücher für den Fremdspracherwerb, haben den Hypernationalismus und die kulturellen Überlegenheitsphantasien, die sich ungehindert in den sozialen Medien austoben dürfen, befördert, aber nicht erfunden.

Dass sich nach dem Ende der Corona-Epidemie die Türen kulturellen Austausches wieder weit öffnen werden, halte ich für Wunschdenken. Der von beiden Seiten zunehmend feindselige Blick auf die Gegenseite behindert nicht nur den Austausch von kultureller Produktion, die kreative Begegnung von Künstlern, Wissenschaftlern und Intellektuellen und den gegenseitigen Spracherwerb. Er setzt auch eine Spirale gegenseitigen Misstrauens und verengter und verzerrter Wahrnehmung in Gang, die wichtige und notwendige interkulturelle Diskurse wie z.B. über das Verhältnis

von individuellen und sozialen Menschenrechten, die Folgen des Anthropozäns, die Diversität und Universalität kultureller Werte, die digitalisierte Gesellschaft fast unmöglich machen. Der Dialog droht zum Schlagaustausch im Rahmen der „Systemrivalität“ zu verkümmern oder in Sprachlosigkeit zu enden. Eine Zunahme von „China-Kompetenz“ über den engen Kreis der „China-Experten“ hinaus, wie er gegenwärtig auf deutscher Seite lautstark gefordert wird, ist unter diesen Umständen wenig wahrscheinlich.

Fazit: Kultureller Austausch ist notwendiger denn je. ▲

Michael Kahn-Ackermann

**1946 in Wimpasing, Gem. Münsing, Bayern
1970-75 Studium Sinologie, Volkswirtschaft und Politikwissenschaft an der LMU München. (Master)
1975-77 Studium der Neueren Geschichte Chinas an der Peking Universität (DAAD-Stipendium).
1981-2011 Mitarbeiter des Goethe-Instituts (GI)
1988-94 Gründungsdirektor des GI Peking, erste ausländische Kultureinrichtung in der VR China.
1994-2000 Regionalleiter GI Osteuropa/Zentralasien und Leiter des GI Moskau
2000-2006 Regionalleiter GI Italien und Leiter des GI Rom.
2006- 2011 Regionalleiter China und Leiter des GI Peking; 2007-2010 zugleich Projektleiter der Grossveranstaltungsreihe „Deutschland und China – Gemeinsam in Bewegung“
Seit 2011 China-Berater der Stiftung Mercator
2011-2019 Berater der Zentrale des Konfuzius-Instituts
Seit 2011 Kurator von Ausstellungen chinesischer Gegenwartskunst
Seit den Achtziger Jahren Übersetzer chinesischer Gegenwarts- und Sachbuchliteratur
Buchpublikationen: „China -Drinnen vor der Tür“(1978), zahlreiche Artikel und Aufsätze u.a. zu Themen chinesischer Gegenwartskultur
Michael Kahn-Ackermann ist verheiratet mit der Künstlerin Weihong JIN und lebt in Nanjing.*

Gabriele Minz

佳布里艾勒·明慈

Ein Plädoyer für den Kulturaustausch

声音 33

*Sollten wir uns kulturellen Austausch mit einem Land leisten,
das unsere Werte nicht teilt und als autoritäres Staatssystem
im Wettbewerb zu unserer Demokratie steht?*

Die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und China haben sich in relativ kurzer Zeit sehr verändert und sind abgekühlt. Allerdings stehen Deutschland und Europa wirtschaftlich nach wie vor in enger Verbindung. Und die Lösungen von globalen Problemen – insbesondere von der Klimakrise – sind nicht denkbar ohne die Offenheit, mit allen Ländern dieser Welt partnerschaftlich zu kooperieren.

Dazu wurde schon Vieles gesagt. Doch Austausch beschränkt sich nicht auf zwischenstaatliche Beziehungen, wirtschaftliche Verflechtungen und diplomatische Strategien. Deshalb fragen wir nach einer anderen Art von Beziehungen: Welche Früchte kann kultureller Austausch unter diesen Rahmenbedingungen tragen? Was ist das Besondere?

Die Bereitschaft für Austausch mit Andersdenkenden und -handelnden beginnt in den Köpfen der Einzelnen und in ganz konkreten, zwischenmenschlichen Begegnungen. Hier bedeutet Austausch vor allem: Zugewandtheit, Zuhören, Interesse am Anderen und für Anderes. Und dies im Angesicht von Differenzen. Ohne Scheu vor offenen Worten. Hilfreich ist es dabei, sich selbst nicht zum Maßstab aller Dinge zu machen, sondern, um es mit einer Metapher zu sagen, zu versuchen, „sich auf den Stuhl des Anderen zu setzen.“

Zugewandtheit ist noch keine Akzeptanz

Außerdem hilft es, schnelle Urteile zu meiden und zunächst erst einmal zu beobachten. Wer weiß, vielleicht steht am Ende ein Erkenntnisgewinn! Dieses zugewandte Verstehen-Wollen ist noch keine Akzeptanz, und sie muss es auch nicht werden. Aber sie ermöglicht die Gewinnung und Aufrechterhaltung von Kontakten.

Dass es sich lohnt, diese integrale, mitunter auch kräftezehrende Haltung zu erringen, konnten wir exemplarisch an den Kulturprojekten beobachten, die wir in den letzten Jahren realisiert haben. Seit über 20 Jahren arbeiten meine Mitarbeiter*innen und ich im interessanten Feld des internationalen Kulturaustauschs. Unsere kulturelle Bandbreite ist groß, ebenso wie unser zivilgesellschaftliches und institutionelles Netzwerk in vielen Ländern. Unser Fokus liegt darauf, Bedingungen zu identifizieren und herzustellen, unter denen die Zusammenarbeit von Kulturschaffenden unterschiedlicher Nationen, kultureller Traditionen und Praxen möglich wird. Konzepte entwickeln wir gerne mit unseren Kooperationspartnern gemeinsam, in einem Prozess, der Austausch und das Lernen voneinander zulässt, der also in gewissem Umfang ergebnisoffen ist. Der Umgang kann auch mal Streitbar sein, konfrontativ aber nie. Dies kann man sich im kulturellen Kontext durchaus leisten. Wir sind schließlich keine Politiker*innen, Diplomat*innen oder Vertreter*innen wirtschaftlicher Interessen.

Neugier als Bedürfnis, kulturelle Bildung als Antwort

Natürlich denken bzw. handeln wir dabei aus unserer Weltsicht heraus und lassen uns leiten von unserem ureigenen Wertekanon. Spannend aber wird es erst dann, wenn wir mit diesem auf andere Weltsichten treffen. Denn sie beeinflusst sowohl die Kulturtechniken der Arbeit als auch die Inhalte unserer Projekte. Wird man eine gemeinsame Sprache finden? Kann man sich einigen? Um diese Fragen zu beantworten, arbeiten wir vor allem mit jungen Künstler*innen. Wir schätzen ihre Neugier und ihr unbändiges Bedürfnis sich fremde Welten zu erobern.

Seit knapp zwanzig Jahren – bis vor der Pandemie ungebrochen – konnten wir deutsch-chinesische Kulturprojekte realisieren. Meist waren dies interdisziplinäre Veranstaltungen, die von Musik, Tanz, Bildende Kunst, Literatur geprägt waren und den Bildungsaspekt fokussierten.

Als Beispiel für Letzteres sei an dieser Stelle der „Wagen mit dem gebogenen Dach“ erwähnt: ein Elektro-Bus, der von innen wie außen als fahrendes „Klassenzimmer“ gestaltet war und in sechs Wochen die 4000 km von Beijing bis Shanghai zurücklegte, mit Stationen in Tianjin, Wuhan, Nanjing und Wuxi. Wo dieser Bus Halt machte? An Schulen und Hochschulen, die sich mit der deutschen Sprache und Kultur befassten. Im Gepäck hatte der E-Bus Informationen, Spiele und Workshops rund um die Themen Bildung, Innovation und grüne Technologie. Natürlich war die Zusammenarbeit nicht reibungslos, viele offizielle Stellen mussten eingebunden werden. Die zunächst erfolgte Zusage für die Nutzung eines E-Busses aus deutscher Produktion wurde wegen Plagiats-Bedenken zurückgezogen. Dank der chinesischen Kooperations-Partner gelang es, eine Firma vor Ort in China zu gewinnen, die einen elektrisch betriebenen Bus für dieses Vorhaben zur Verfügung stellte.

Währenddessen hatte unser deutsch-chinesisches Team bereits geeignete Schulen identifiziert und ihnen unser Besuchs-Angebot unterbreitet: Die hochmotivierten Mitarbeiter*innen hatten verschiedene, auf unterschiedliche Altersgruppen bezogene Module erarbeitet, z. B. das Thema Geburtstag: Wie feiert man den in Deutschland? Wie wichtig ist dieser persönliche Feiertag in Deutschland? Welche Rolle spielt er in China? Wir trafen auf gut vorbereitete, aufgeschlossene und interessierte Schüler*innen, Studierende und Lehrer*innen. Dank der kooperativen Haltung der deutschen und chinesischen Partner konnte mit dieser Busreise Jungen wie Älteren ein positives Deutschlandbild vermittelt werden. Darüber hinaus wurden deutsche Akteure in China und chinesische Akteure mit Deutschlandbezug vernetzt und langfristige deutsch-chinesische Kooperationen angestoßen.

Publikumsinteresse für Peking-Oper

Überaus reizvoll bei unseren Reisen nach China war es, chinesische Kunstformen zu entdecken, etwa die Kun-Oper kennenzulernen, die in Deutschland praktisch nicht bekannt war. Die 600 Jahre alte Bühnenkunstform *Kunqu*, eine der ältesten der Welt und Urform u.a. der Peking-Oper, fasziniert mit ihrer farbenfrohen Maskenwelt und ihrem einzigartigen Zusammenspiel von tänzerischen Bewegungen und Gesang. In den Zeiten von Maos Kulturrevolution verschwand diese Kunstform fast völlig, wurde jedoch danach wiederbelebt und 2001 als Meisterwerk immaterieller Weltkultur auf die UNESCO-Liste gesetzt. 2009 organisierten wir die Deutschlandtournee einer Kun-Oper – mit beachtlichem Publikumserfolg und üppiger Medienresonanz.

Bevor die Corona-Pandemie alle Austauschvorhaben zum Erliegen brachte, konnten wir noch Wagners „Ring des Nibelungen“ als Peking-Oper produzieren. Nicht im Alleingang: Das Projekt wurde als Ko-Produktion mit der berühmten China National Peking Opera Company realisiert. Die anderthalb Jahre währende kreative Zusammenarbeit gestaltete sich herausfordernd und nicht selten schwierig. Doch der Aufwand sollte sich gelohnt haben: Es entstand eine völlig neue Theatersprache im Sinne des interkulturellen Austauschs. Auf der Bühne traten östliche und westliche Traditionen in einen spannungsreichen Dialog. Die Uraufführung konnte Ende 2019 noch stattfinden, bevor weitere Aufführungen der Pandemie zum Opfer fielen.

Kulturarbeit im Laufe der Zeit

Bis dahin hatten wir schon eine Vielzahl deutsch-chinesischer Orchesterakademien ins Leben gerufen, ebenfalls in Kooperationen von deutschen und chinesischen Musikhochschulen. Ausgehend vom „Young Euro Classic Orchester Deutschland-China“, in dem Musiker*innen beider Nationen aufeinandertrafen, um 2007 in Beijing den Festakt anlässlich 35 Jahre diplomatischer Beziehungen zu begehen, entwickelte sich ein intensiver Austausch. Künstlerische Konzepte, die durch die innovative und kreative Verbindung beider Länder überzeugten, führten die Zusammenarbeit Jahr für Jahr zu neuen Erfolgen, auch bei Festakten zum 40. bzw. 45. Jubiläum deutsch-chinesischer Beziehungen.

Im vergangenen Jahr jährten sich diese schließlich zum 50. mal. Auf der chinesischen Seite wurde dies mit viel Aufwand gefeiert. Die deutsche Seite zeigte sich eher unentschlossen. Fast schon ratlos.

Nach all den Jahren erfolgreicher und befruchtender deutsch-chinesischer Zusammenarbeit muss ich gestehen: Das bin ich auch. Was kann der Sinn von Kulturaustausch sein, solche Zusammenarbeiten aufzugeben? Was ist der Sinn von Kulturaustausch, wenn man auf das jeweilige Gegenüber mit dem Finger zeigt? Die Bedeutung der Kultur als Brückenbauer – wie oft gesagt wurde – darf nicht überschätzt, in keinem Fall aber unterschätzt werden. Verbindungen, Freundschaften sollen und müssen gepflegt werden. Ob dies zu politischer, öffentlicher Anerkennung führt, steht auf einem anderen Blatt.

So, wie wir es im November 2022 versuchten, als die Rahmenbedingungen für die Zusammenarbeit durch diverse politische Statements enger gezurrt worden waren. Wir realisierten ein Programm, das deutsche und in Europa ansässige chinesische Künstler*innen bei einem literarischen Konzert namens „Zeitenreise“ zusammenbrachte. Statt die Begegnungen mit ideologischem Überbau zu belasten, ließen wir musikalisches Können und die Sprache der Kunst zu Wort kommen. Auf der Bühne erlebte man das Zwiegespräch zweier Solitäre: Geschichten zweier Kulturnationen. Die Erkenntnisse, die wir aus diesem Projekt zogen, können auch als Blueprint, als Vorbild für die Fortsetzung des kulturellen Austausches mit China verstanden werden.

Vertrauen aufbauen, Haltung wahren, Austausch befördern

Die Herausforderung bei solchen Projekten liegt darin, Vertrauen zu schaffen. Zunächst gilt es, die Künstler*innen zu überzeugen, dass das Programm nicht auf den unnötigen Vergleich zweier Kulturen abzielt und dass wir ihnen Raum zur uneingeschränkten Entfaltung ihres Könnens geben. Auch das Vertrauen des Publikums gilt es zu gewinnen: Schließlich ist es tagein-tagaus mit Schlagzeilen konfrontiert, die die politischen Fliehkräfte in den deutsch-chinesischen Beziehungen betonen und eine deutsche Abgrenzung von China nahelegen. Die Hoffnung, die sich hinter dem Akt der Vertrauensbildung verbirgt, ist die Folgende:

Wer sich entscheidet, auf die eigene Haltung zu vertrauen, hat weniger Angst – und im künstlerischen wie im alltäglichen Sinne mehr Raum für Ausdruck, Austausch und Erkenntnis.

Das überaus rege Interesse an der „Zeitenreise“ anlässlich 50 Jahre diplomatischer Beziehungen hat auch uns überrascht. Sie legt die Einsicht nahe, dass die Menschen wenig von kategorischer Ablehnung chinesischer bzw. deutscher Kultur halten. Sie sind ganz im Gegenteil offen für reale Begegnungen mit ihr und suchen neugierig nach Berührungspunkten.

Auf diese Offenheit lässt sich bauen. Im Hinblick auf die nächsten 50 Jahre diplomatischer Beziehungen wäre es wünschenswert, den Ausbau vertrauensvoller Verhältnisse in den Fokus zu nehmen und auf das Ziel hinzuarbeiten, eine respektvolle, deutsch-chinesische Diskussionskultur zu etablieren. Ideologische Differenzen, kulturelle Missverständnissen und Wirtschaftsinteressen mögen das Erreichen dieses ohnehin schon ambitionierten Zieles zusätzlich erschweren. Die Alter-

native aber wäre Abschottung. Und Entkopplung in einer komplett vernetzten Welt anzustreben käme einem kulturellen Rückschritt gleich.

Dass kultureller Austausch nur in einem friedlichen Rahmen verlaufen kann, steht außer Frage. Aber ich wüsste nicht, worin der Sinn von internationaler Kulturarbeit bestehen sollte, wenn nicht darin einander kennenzulernen, sich füreinander zu interessieren und Vertrauen aufzubauen.

So bleibt es mir eine Herzensangelegenheit, die Erfolgsgeschichte des interkulturellen Austauschs weiterhin erfahrbar zu machen. Auch mit Ländern, deren Systeme nicht unserem entsprechen. Denn gerade in schwierigen Zeiten kann ein universaler Kulturbegriff, der integrativ statt polarisierend wirkt, neue Perspektiven eröffnen. Und das Anderssein als Code für Reichtum in der Vielfalt vermitteln. ▲

Dr. Gabriele Minz

Diplom-Psychologin und Diplom-Volkswirtin, wurde 1989 zum Dr. phil. promoviert

Seit 1996 Geschäftsführung der Dr. Gabriele Minz GmbH Internationale Kulturprojekte (www.minzgmbh.de), seit 2000: Gesamtleitung von Young Euro Classic, dem Festival der weltweit wichtigsten Jugendorchester (www.young-euro-classic.de),

Internationale Kulturprojekte: Konzepte, Beratung, Kommunikation: Schwerpunkte Musik, Künste, Bildung und Medien, Kulturelle Projekte im In- und Ausland in Kooperation z. B. mit deutschen Ministerien, Firmen und weiteren Institutionen in Europa, Afghanistan, Aserbaidshan, Brasilien, China, Frankreich, Georgien, Kasachstan, Indien, Japan, Polen, Russland, Türkei.

Bis 1996 Tätigkeiten im Wissenschaftsbetrieb, in der Personalentwicklung und Konfliktberatung und als Geschäftsführung einer großen Übergangseinrichtung für Geflüchtete.

Andreas Schmid

施岸笛

Hin-und Her

声音 34

Meinen ersten inhaltlichen Kontakt mit der VR China hatte ich im Kindesalter durch meinen Großvater, den ich sehr mochte und der mir viel und weitgehend positiv über das Land und die Menschen erzählte. Er war von 1903 bis 1931 als Missionar der Basler Mission und Lehrer für blinde Kinder mit seiner Frau in der Provinz Guangdong in der VR China tätig. Mein Großvater war der Meinung, dass Mao Zedong in der damaligen Situation die einzige politische Möglichkeit und Chance für die Entwicklung des Landes war. Nach Gesprächen mit dem späteren Oberkommandierenden der Volksbefreiungsarmee, Zhu De, erhielt er von diesem 1929 in Vertretung Mao Zedongs einen Schutzbrief für die Missionsstation.

Die VR China wurde danach erst wieder während meines Kunststudiums präsent. In meinen Malereien zeigte sich eine sehr transparente und offene Struktur, die eine gewisse Nähe zu chinesischen Landschaftsbildern des 11. Jahrhunderts hatte. In ihr spielte der Einsatz der autonomen Linie eine große Rolle. Sie ist bis heute für mich wesentlich.

Ein Besuch der Ausstellung „Worte des Buddha“ mit Kalligrafien japanischer Priester aus der Sammlung des Abtes Seiko Kono des Daian-ji in Nara 1982 im Museum für Ostasiatische Kunst der Stadt Köln hat mich tief berührt und endgültig dazu gebracht, mich beim DAAD um ein Stipendium in der VR-China als Ursprungsland der Kalligraphie zu bewerben.

Die Zeit in der VR China 1983-1986 waren gesellschaftlich Jahre des Experiments und der Offenheit, allerdings immer unter dem Führungsanspruch der KP Chinas. Nur wenige Jahre nach Ende der Kulturrevolution und dem Beginn der Öffnungspolitik Deng Xiaopings war noch nicht alles festgeschrieben, sondern es gab noch Raum für manch offene Diskussionen und überraschende Entwicklungen.

Die Kunstakademie in Hangzhou hatte durch die Ermordung von insgesamt neun Professor*innen während der Kulturrevolution (1966-76) enorm gelitten, daher waren wegen Lehrermangels zunächst nur Ausländer*innen zum Kalligraphiestudium zugelassen. Jedoch spürte man 1984 in den Akademien deutlich liberale „Morgenluft“. Die Unterrichtsstunden zuhause bei dem 84-jährigen Sha Menghai, einer charismatischen Koryphäe der Kalligraphie, waren für mich prägende Erlebnisse wie auch die Offenheit des jüngsten Lehrenden, Wang Dongling (1945*), der sich genauso für westliche klassische und Gegenwartskunst interessierte wie ich mich für chinesische Kalligraphie. Wir konnten uns damals ständig und offen – im Studium wie auch privat – austauschen. Im Kontakt nach Außen und mit den chinesischen Studierenden musste

ich allerdings vorsichtig sein, da das Amt für Öffentliche Sicherheit „zu nahe“ Kontakte möglichst verhindern wollte.

In diese Zeit Mitte der 80-er Jahre fiel die Bewegung der „Neuen Welle“ (Xin Chao): Studierende und junge Abgänger*innen unterschiedlicher Kunstakademien begannen, die entstandene vorsichtige politische Öffnung für eigenständige Experimente zu nutzen. Es entstand ein Netz von individuellen Künstler*innen und Gruppen, die experimentell arbeiteten und eigene Theorien entwarfen. Ziel war es, eine eigenständige chinesische Gegenwartskunst aufzubauen, die der globalen Gegenwartskunst auf Augenhöhe gegenüberreten konnte. Vom Mut, Durchhaltewillen und den positiven Utopien dieser Künstler*innen, die zumeist nicht öffentlich ausstellen konnten (die Partei stand, da sie Kultur als staatliches politisches Instrument betrachtete, dieser Bewegung ablehnend gegenüber) und die sich auch von offiziellen Repressionen nicht abschrecken ließen, war ich sehr beeindruckt.

Gleichzeitig war es aufregend mitzuerleben, wie interessiert die chinesische Bevölkerung an Originalen war, wenn sie öffentlich zu sehen waren. 1985 war ich zugegen, als es bei der Eröffnung einer Ausstellung der Berliner Nationalgalerie über Malerei des 19. Jahrhunderts zu Massenschlägereien kam, da zu viele Personen gleichzeitig in die kostenlose Ausstellung drängten. Daraufhin wurde ein geringer Eintritt erhoben, um die Zahl der Besucher zu reduzieren. Als Ausstellungskommissar für die Ausstellung „Kritische Graphik der Weimarer Zeit“ des ifa 1988 in Peking und Hefei erlebte ich ein riesiges Interesse an den Exponaten mit spannenden Gesprächen. Am letzten Tag der Ausstellung kam es in der Ausstellung zu intensiven Diskussionen von über 500 Personen über das Verhältnis von Politik, Macht und Kultur. Die Ausgangsfrage von Besuchern lautete: wäre „ein Hitler“ auch in der VR China möglich gewesen?

Zurück in Deutschland verwirklichte ich mit zwei Co-Kuratoren, Jochen Noth und Hans van Dijk, die beide in der VR China gelebt hatten, die Idee, die junge experimentelle Kunst in Deutschland vorzustellen. Die Ausstellung *China Avantgarde* wurde im Januar 1993 im Haus der Kulturen in Berlin eröffnet und wanderte noch in andere europäische Länder. Nach 1989 war nur das HKW bereit, diese Ausstellung in Angriff zu nehmen, die „inoffiziell“ durchgeführt werden musste. Sie trug wesentlich dazu bei, dass sich die experimentelle Gegenwartskunst aus der VR China in den 90ern auf internationalem Parkett etablieren konnte.

In den Folgejahren war ich immer wieder wegen Projekten in der VR China: 1995 in der Ausstellung „Mund auf – Augen zu“ als Künstler innerhalb einer Gruppe von Künstler*innen aus Berlin mit der Kuratorin Angelika Stepken auf der einen und dem Pekinger Kurator Huang Du und einer Gruppe chinesischer Künstler*innen aus Peking und Hangzhou auf der anderen Seite (iniziert von dem chinesischen Künstler Zhu Jingshi, der seit 1987 in Berlin lebte). Die Begegnungen, die Auseinandersetzungen in der Sache, das Ringen um künstlerische Inhalte mit den chinesischen Kolleg*innen ist mir noch sehr lebendig wie auch die Tatsache, dass die Ausstellung, obwohl sie nicht offiziell angekündigt wurde, enormen Zulauf erlebte.

Ich halte den kulturellen Austausch besonders an der Basis wie auch die Informationsverbreitung durch kulturelle Veranstaltungen für eine der wichtigsten Säulen des gegenseitigen Kennenlernens und der Verständigung zum Aufbau einer beiderseitig respektvollen und konstruktiven Beziehung.

Vom April 1997 ist mir im Zuge der Recherchereise für die von mir für den NBK Berlin kuratierte Ausstellung „Zeitgenössische Fotokunst aus der VR China“ besonders der Besuch der sogenannten Ost-Kommune (Dong Cun), in Peking in Erinnerung geblieben. Dort lebten mehrere aktive Künstler aus unterschiedlichen Städten Chinas in einer Art WG zusammen: Die Performer Zhang Huan und Ma Liuming, die seit 1994 durch ihre provokativen Performances Aufmerksamkeit erregt und diese Kunstform dauerhaft in die chinesische Kunstszene gebracht hatten sowie die Fotografen Rong Rong, der die Performances dokumentiert und zu Kunstwerken erklärte und Liu Zheng, der mit seinem nur *under cover* verkäuflichen Journal „New Photo“ und der schwarz-weiß Serie „My Countymen“ international berühmt werden sollte. Abends wurden in Privaträumen des Installations- und

Videokünstlers Wang Gongxin unterschiedlichste neue Videos vorgeführt, die von den anwesenden Künstlern lebhaft diskutiert wurden. Diese außerordentlichen, frischen Arbeiten im Herbst 1997 im Neuen Berliner Kunstverein zeigen zu können, empfand ich als besonders befriedigend.

Die 90-er Jahre in der VR China waren Jahre des explosionsartigen Wachstums allerdings auf Kosten der alten Stadtstrukturen. Bis zum Ende des Jahrzehnts entstanden viele Galerien. Einige chinesische Künstler*innen nutzten berufliche Einladungen aus dem Ausland, um dort zu bleiben, andere kehrten nach dem Exodus 1989 zurück, da die künstlerische Praxis zunehmend mit wirtschaftlichem Erfolg und zudem mit günstigen Produktions- und Arbeitsbedingungen verbunden war.

Ende des 20. Jahrhunderts gab die chinesische Kommunistische Partei die Blockadehaltung gegen die experimentellen Gegenwartskünstler*innen auf und begann, sie in Ansätzen zu tolerieren. Zwischen 2000 und 2010 wurden in der VR China mit Gründungen von Kunstzentren in Peking und Shanghai, an denen Künstler*innen wesentlich Anteil hatten, dem Ausrichten internationaler Biennalen sowie dem Ausbau der Akademien mit den Fächern Video, Neue Medien oder Experimentelle Kunst langfristig Strukturen geschaffen.

Parallel dazu erlebte die internationale Kunstwelt einen Boom chinesischer Gegenwartskunst, der erst ab 2011 merklich abflaute. Gleichzeitig wurde die Kunst immer mehr von wirtschaftlichen und internationalen Interessen bestimmt. Ab 2010 war der Einsatz von Soft Power inklusive des forcierten Baus von Museen Programm der Partei.

2014 zeigten meine Co-Kurator*innen Guo Xiaoyan, Thomas Eller und ich in der Ausstellung „Die 8 der Wege“ zum Jubiläum der Städtepartnerschaft Berlin-Peking jüngere Positionen aus Peking in den Uferhallen in Berlin, um Frische in die Diskussion zu bringen und die mediale deutsche Fokussierung auf den chinesischen Künstler Ai Weiwei etwas zu lockern.

2016/2017 habe ich an der Kunstakademie Chongqing zur Kunst im Öffentlichen Raum und an der Kunstakademie in Chengdu zu Rauminstallationen mit Licht und Sound mit chinesischen Studierenden gearbeitet. Die Arbeit mit einer jungen Künstlergeneration, die Hoffnungen wie Zukunftsängste formulierte, war spannend und intensiv.

Immer waren die Lehraufträge mit Vorträgen verbunden, in Chengdu auch zur Gegenwartskunst der 80er und 90er Jahre in der VR China. Interessanterweise schienen 90% der von mir genannten Künstlernamen den Studierenden fremd zu sein. Die Entwicklung der experimentellen Kunst der 80er Jahre war ihnen völlig unbekannt.

In den letzten Jahren sind die Freiräume auch für Künstler*innen in der VR China immer kleiner geworden. Die Ateliers der meisten Künstler*innen in Peking, die ich 2013 besuchte, sind zerstört, ihre Nutzer*innen vertrieben.

Die Epoche, die ich erleben durfte, ist unweigerlich an ihr Ende gekommen. Die Bedingungen, unter denen die lebendige Gegenwartskunst in der VR China entstehen konnte, haben sich fundamental geändert.

Seit 2005 gebe ich jedes Jahr Workshops für Kalligraphie und zeitgenössische Tusche an der HfBK Dresden. Die Workshops beinhalten immer Vorträge zur Kalligraphiegeschichte sowie zur gegenwärtigen chinesischen und internationalen Kunstpraxis. Mit diesem kontinuierlichen Angebot steht Dresden leider bisher alleine da. Es ist schade, dass die Kunstpraxen anderer Kulturen an deutschen Kunstakademien trotz der schon seit den 80er Jahren geführten Diskurse so gut wie keine Rolle spielen.

In Zusammenarbeit mit dem documenta-Institut bin ich seit Juli 2022 befasst, meine Erfahrungen und Materialien aus 40 Jahren zu ordnen und diese allgemein zugänglich zu machen.

Trotz der schwierigen Zeiten halte ich es weiterhin für ungeheuer wichtig, Gesprächs- und Verständigungsfäden wie auch den Kulturaustausch aufrecht zu erhalten, um eine konstruktive Beziehung und den Abbau von Vorurteilen zu ermöglichen. ▽

Andreas Schmid,

geboren 1955 in Stuttgart, lebt und arbeitet seit 1987 als Künstler, Kurator und Autor in Berlin www.andreasschmid.info

*Nach dem Studium der Malerei an der AdBK Stuttgart studierte er an der Kunstakademie in Hangzhou chinesische Kalligraphie, Kalligraphiegeschichte und Siegelschneiden. Während seines Aufenthaltes 1983–86 war er Zeitzuge der Bewegung „Neue Welle“, mit deren Protagonist*innen er in engem Kontakt stand. Seitdem setzt er sich neben seiner eigenen künstlerischen Arbeit bis heute intensiv mit der Entwicklung chinesischer Gegenwartskunst auseinander. Als Co-Kurator war er an folgenden Ausstellungen beteiligt:*

China Avantgarde (HKW, Berlin 1993), Zeitgenössische Fotokunst aus der VR China (NBK Berlin 1997) Das Bild hinter dem Bild (Veranstaltungsreihe UdK Berlin 2013), Die 8 der Wege (Uferhallen Berlin 2014); Chinas alte Seidenstraße – ein Kaleidoskop (KunstHaus Potsdam 2019)

Scor (Tim Oelrich)

奥熙

Von Beruf chinesischer Rapper

声音 35

Mein Beruf in China: Rapper – auf Chinesisch. Chinesische Rap-Fans kennen mich unter dem Namen „Scor 奥熙“, entweder durch meine viralen Musikvideos oder durch die beliebte Castingsendung „Rap for Youth“ (chinesisch: 说唱新世代). Das erste Mal in China war ich 2012. Dazu kam es aber ungeplant. In meiner Jugend lernte ich zwar gerne Sprachen, Chinesisch war aber keine davon. Ich liebte Französisch, denn ich mochte französischen Rap. Seit ich 13 Jahre alt bin, rappe ich auf Deutsch. Dann auch auf Französisch. Direkt nach dem Abitur zog ich nach Frankreich. Dort hatte ich mehr *yuanfen* (缘分) – schicksalhafte Begegnungen – mit Chinesen als mit Franzosen. Ich lernte sie im Sprachkurs kennen und durch sie die authentisch chinesische Küche kennen und lieben.

Als ich dann vor dem Studium noch ein halbes Jahr zu überbrücken hatte, fiel die Entscheidung nicht schwer, nach China zu reisen. Die Neugier war groß.

Es folgte das Studium in Wirtschaftskommunikation in Berlin. In meiner Freizeit lernte ich Chinesisch, meist im Selbststudium. Und nach einem Jahr konnte ich meine Sprachkenntnisse als relativ fließend bezeichnen. Zu dieser Zeit (2013) fing ich auch an, chinesischen Rap zu hören und zu lieben. Aber erst 2018 versuchte ich mich an einem komplett chinesischen Rap. Vorher hatte ich nur ab und zu ein wenig Chinesisch testweise in die Musik eingebaut.

Zu diesem Zeitpunkt hatte ich anderthalb Jahre in Shanghai im Rahmen des China-Stipendiums der Studienstiftung des deutschen Volkes hinter mir. Außerdem hatte ich mein Studium in Berlin abgeschlossen und arbeitete bereits ein Jahr in der Marketing-Abteilung einer chinesischen Großfirma in Shenzhen.

Chinesischer Rap, den ich nun schon seit 5 Jahren verfolgt hatte, war seit einem Jahr aus dem Untergrund zum Mainstream geworden – geschuldet der Fernsehsendung „Rap of China“ von 2017. Ich sage „geschuldet“, weil diese Sendung Rap stark kommerzialisiert hatte, anstatt über die Hip-Hop Kultur zu informieren, die ihre eigenen sehr freiheitlichen Werte und Normen hat. So kam es, dass plötzlich jede Firma in China, die etwas auf sich hielt, chinesische Rapper für Werbevideos engagierte. Dies wäre in Deutschland und dem Mutterland des Raps, den Vereinigten Staaten von Amerika, ziemlich verpönt.

So kam es jedoch, dass auch meine Kollegin aus dem Marketing mich fragte: „Sag mal, du bist doch auch Rapper. Warum machst du nicht einen Rap für unsere Firma?“

Aus diesem einen Satz wurde dann mein erstes eigenes Projekt in der Firma – und auch mein letztes. Ich schrieb ohne Hilfe einen chinesischen Werberap, nahm diesen auf und mischte ihn selbst. Wegen mangelnden Budgets produzierte ich das passende Musikvideo mit einem befreundeten

Videographen zusammen. Das Musikvideo wurde auf allen Kanälen der Firma veröffentlicht. Ich hatte selbstständig für eine Fortune 500 Firma einen Werberap mit Video produziert. Motiviert von diesem ersten Erfolg, entschloss ich mich *all-in* zu gehen, kündigte, und machte mich selbstständig.

Ohne Werbebudget und ohne Verbindungen in die Szene konnte ich mich nur durch soziale Medien bewerben. Mein Hauptfokus lag auf der Youtube-ähnlichen chinesischen Plattform Bilibili. Diese eignete sich gut für Musikvideos.

Aber der Erfolg wollte sich nicht einstellen. So lebte ich etwa zwei Jahre in Armut. Ich wohnte in einer 10 Quadratmeter großen Bruchbude in einem für Shenzhen typischen „Stadtdorf“ (城中村 *cheng-zhongcun*) – das sind Dörfer, um die sich eine Stadt entwickelt hat und mit Slums vergleichbar sind – und ernährte mich von höchstens einer Mahlzeit am Tag, für umgerechnet weniger als 1,50 Euro. Auf Bilibili verdient man an seinen Klicks 10mal weniger als auf Youtube. Wo andere in Europa 2000-3000 Euro pro Monat verdient hätten, waren es bei mir 200-300 Euro. Das musste reichen ...

2020, die Pandemie hatte gerade begonnen, kam dann mein Durchbruch.

Nach einer depressiven Phase, da ich oft, wie von den Behörden empfohlen, zu Hause geblieben war, kam eine sehr kreative und produktive Phase. Diese half mir die Einsamkeit und Depression zu überwinden. Und in dieser Zeit landete ich meinen ersten viralen Hit. Ich disste (dissen: In Rapform jemanden kritisieren) einen anderen Ausländer in China, einen russischen Staatsbürger, der auf dem chinesischen TikTok (Douyin 抖音) unter dem Namen Fu Laju (伏拉夫) mit Phrasen wie „Ich liebe China“ und „Ich bin ein Chinese“ dem chinesischen Volk so richtig – auf gut Deutsch – in den Arsch kroch. Alles war geschauspielert und falsch, nur fürs Geld.

Mein Lied „Fortune Code“ (chinesisch: 财富密码), in dem ich ihn dafür an den Pranger stellte, ging viral. Plötzlich hatte ich genug Klicks, dass ich mir einen besseren Lebensstil erlauben konnte. Ich ging in einen Adidas-Laden und kaufte mir echte Markensocken. Ich hätte fast geheult! Dann folgten neue Schuhe, gleich zwei Paar!

Plötzlich hatte ich viele Fans und wurde immer öfter auf der Straße erkannt. Und auch ein berühmter chinesischer Regisseur wurde auf mich aufmerksam ...

Es folgte die Teilnahme an der Castingshow „Rap for Youth“. Diese stellte sich als die beliebteste Sendung Chinas im Jahr 2020 heraus, mit hunderten Millionen Klicks pro Folge.

Wir lebten während der Dreharbeiten mit 40 Rappern im Big Brother-Stil in einem Filmstudio zusammen. Tag und Nacht wurde gefilmt. Ich war der einzige Ausländer.

Schon 2018 hatte ich Anfeindungen aus der chinesischen Rapszene erlebt: „Ausländer nicht willkommen, das ist unser Markt!“ Auf diese Grundstimmung antwortete ich schon damals mit dem Musikvideo „Not Yellow Enough“ (不够黄), in dem ich kritisierte, dass im chinesischen Rap die Ethnie des Rappers anscheinend eine Rolle spielt.

Während der Dreharbeiten kam ich dann in den „Genuss“, solche Anfeindungen auch offline zu erleben. Eine Massenschlägerei konnte dank des Sicherheitspersonals nur knapp vermieden werden. Für mich gehört so eine feindliche Einstellung nicht zur Hip-Hop Kultur. Aber das ist leider nicht bei jedem chinesischen Rapper angekommen. So einige verlassen sich lieber auf ihre Vorurteile, als mit mir ein Gespräch zu führen. Diejenigen, die sich allerdings auf ein Gespräch eingelassen und auch meine Musik dann gehört hatten, haben seitdem nie mehr ein Problem gehabt. Im Gegenteil, mir hat jeder seinen Respekt ausgesprochen.

Die Ausstrahlung dieser Sendung zog noch mehr Ruhm nach sich. Ich war bekannt in der Szene. Aber es folgte durch die negativen Erfahrungen auch eine Depression. Ich beschloss 2021 ein Album zu produzieren und mich dafür etwas aus der Öffentlichkeit zurückzuziehen.

Ich merkte auch, dass ich an einem Punkt angekommen war, an dem es schwer war, weiter als Künstler zu wachsen, ohne sich anzupassen – an den Mainstream und an die Regeln von oben. Nein, ich möchte nicht wie ein K-Pop Idol aussehen und positiven Blümchen-Rap machen. Meine Texte sprechen soziale Missstände an und bleiben kontrovers. Das Album sollte ein letztes Werk sein, das ich der Szene hinterlasse.

Seit 2022 konzentriere ich mich darauf, ein zweites Standbein aufzubauen. Ich möchte unabhängig vom chinesischen Musikmarkt werden. Ich möchte in den Handel einsteigen und auch auf den deutschen Musikmarkt – mit China-bezogenen Themen.

Ich habe in über sieben Jahren in China sehr viel gelernt. Da ich eine Person des öffentlichen Lebens bin, habe ich kuriose Verbindungen knüpfen können. Ich habe unter anderem die Möglichkeit gehabt, meine Kritik gegenüber chinesischen Botschaftern und anderen Menschen mit Verbindungen in die Politik zu äußern. Dabei bleibe ich respektvoll, aber auch ehrlich.

Es gibt viele Missverständnisse, die vor allem die westliche Welt gegenüber China hat. Und in meinen Augen ist Chinas Aufklärungsstrategie die falsche. Ein veraltetes Modell von Propaganda erzeugt beim westlichen Publikum das gegenteilige Ergebnis: Man glaubt den Hochglanzbildern nicht – die Einstellung des westlichen Publikums gegenüber China wird dadurch immer negativer.

Gleichzeitig beobachte ich, wie westliche und vor allem deutsche Medien leider oft zu undifferenziert über China berichten. Klar, es gibt Vieles, was die Politik falsch macht, aber Vieles macht sie auch richtig. Und das Volk wird leider auch oft mit der Politik in einen Topf geworfen.

Öffentlich-rechtliche Kanäle berichten oft über negativ bewertete Maßnahmen seitens der Politik, ohne die Hintergründe richtig einzuordnen. Diese werden meist nur mit einem Nebensatz genannt. Oft ist nicht zu erkennen, ob gezielt Auslassung betrieben wird, oder ob es an Recherche seitens der Journalisten mangelt.

Auf von denselben Sendern betriebenen Kanälen auf sozialen Medien entsteht der Eindruck, hier seien nur Praktikanten für Inhalte verantwortlich. So werden „Fakten“ über China und seine Kultur gepostet, von denen nicht immer alles stimmt. Für Menschen im Westen ist also „Nachhilfe“ angesagt. Sie müssen mehr über das echte China lernen.

Und China?

China sollte mehr von dem „echten China“ zeigen. Ich empfehle immer wieder eine Strategie der kreativen Öffnung, ohne Einschränkungen von oben für die Kunst. Viele von uns sind sehr gut informiert über die Gräueltaten der Regierung der Vereinigten Staaten. Trotzdem möchte jeder gerne mal hin und das Land erleben, das man schon in so vielen Medien gefühlt „ungefiltert“ gesehen hat. Auch die negativen Seiten zeigen: Das würde Sympathie schaffen. Aber leider sind es oft die in die Jahre gekommenen „Vorgesetzten“, die jungen Angestellten in den Medienhäusern Chinas einen Strich durch die Rechnung machen.

Auf TikTok versuche ich seit März 2022 meinen eigenen kleinen Beitrag zu leisten und mache nun auch deutsche Inhalte (@scor.aoxi). Ich erzähle von meinem Leben in China. Ich zeige das wahre Leben. Ich nenne Dinge wie sie sind, stelle sie in einen Kontext und lasse das Publikum selbst eine Meinung bilden, anstatt meine vorzugeben.

In diesem Sinne: Auf weitere 50 Jahre Freundschaft. Auf bessere Kommunikation zwischen den Ländern. ▲

Scor (Tim Oelrich)

Scor, 1989 in Bremerhaven geboren, fing 2003 an zu rappen. Nach seinem Abitur, gefolgt von einem Umzug nach Paris, veröffentlichte er 2009 sein erstes Soloalbum auf Deutsch. Von 2014 bis 2016 hielt er sich im Rahmen des China-Stipendiums der Studienstiftung des deutschen Volkes in Shanghai auf, schloss sodann sein Studium in Berlin ab und arbeitete von 2017 bis 2018 in der Marketing-Abteilung einer chinesischen Großfirma in Shenzhen. Seit 2018 ist Scor als Rapper selbständig. 2020 gelingt ihm mit „Fortune Code“ ein viraler Durchbruch. Im selbigen Jahr nimmt er an der „Rap for Youth“-Rap-Castingsendung teil. 2021 gründet er seine eigene Firma in Shenzhen, „Ti'an International“. Seit 2022 produziert er auch erfolgreich Videos auf TikTok, in denen er Einblicke in sein Leben in China gibt.

Yi Meng Wu

吴樟萌

50 Jahre Sino- deutscher Garten

声音 36

– ein nachdenklicher Spaziergang durch 中德园 Zhongdeyuan

Wenn die deutsch-chinesischen Beziehungen ein Garten wären, wie sähe er aus? Ich schreite ehrfürchtig durchs imposante Gartentor mit der Aufschrift 中德园 Zhongdeyuan: Davor wachen Gartenzwerge und Steinlöwen, die sich zuzwinkern, während sich vor mir Rabatte eröffnen mit Kamelienbüschen und Magnolien mit einem Teppich von elegantem Edelweiß und blauen Veilchen. Das sind wohl die wunderbaren Kooperationen und kulturellen Errungenschaften beider Länder. Da denke ich an große Aktionen wie „Deutschland-China gemeinsam in Bewegung“.

Mit den Füßen schreite ich auf weichem Gras – tapfer schlagen sich hier die Pilze, Moose und Flechten, die das zivilgesellschaftliche Netzwerk bilden. Es sind die zahlreichen Vereine, einzelne engagierte Menschen aus beiden Ländern, die sich mit voller Leidenschaft dem kulturellen und gesellschaftlichen Austausch widmen. Sie düngen den gemeinsamen fruchtbaren Boden. Im Herzen des Gartens befindet sich der große Baum – ein Ginkgo, der vor genau 50 Jahren gepflanzt wurde und heimisch ist auf beiden Kontinenten. Die zarte Pflanze ist zu einem stattlichen Baum herangewachsen. Dieser hat schon einige Stürme überstanden. Er spendet Schatten für allerlei Vögel, die in allen möglichen Dialekten Deutschlands und Chinas zwitschern.

Beim genauen Betrachten des Baumes fällt mir auf, dass die Blätter trocken herabhängen. In den letzten Jahren ist die klimatische Dürre schleichend an diesem Ort angekommen. Der Garten wurde vernachlässigt. Wenn die Ressourcen knapp werden, wächst auch die Angst vor invasiven Arten – den fremdartigen Gewächsen aus fernen Ländern ...

Ich hebe ein Blatt vom Boden auf und hoffe, dass die Wurzeln des Baumes tief genug sind. Ein Garten unterliegt stetem Wandel. Ich frage mich, wie sich das lebendige Ökosystem wieder regenerieren kann? ▲

Yi Meng Wu

Aufgewachsen in Shanghai, am Niederrhein und im Ruhrgebiet, fühlt sich die Designerin, Künstlerin und Dozentin Yi Meng Wu 吴樟萌 am wohlsten zwischen den Kulturen. Sie studierte an der Universität Duisburg-Essen, an der ENSAD (Paris) und an der Universität der Künste in Berlin. Die Wahlberlinerin ist Gründerin des Designbüros „Studio Wu 無“ mit dem Fokus auf „Interkulturelle Gestaltung“. Das Spektrum reicht von Buchkunst, Grafik, Schriftgestaltung bis hin zu Rauminstallationen. Arbeiten wurden vielfach ausgezeichnet: u. a. mit dem German Design Award, den Schönsten Büchern in Deutschland und China. Infos: www.studiowudesign.com

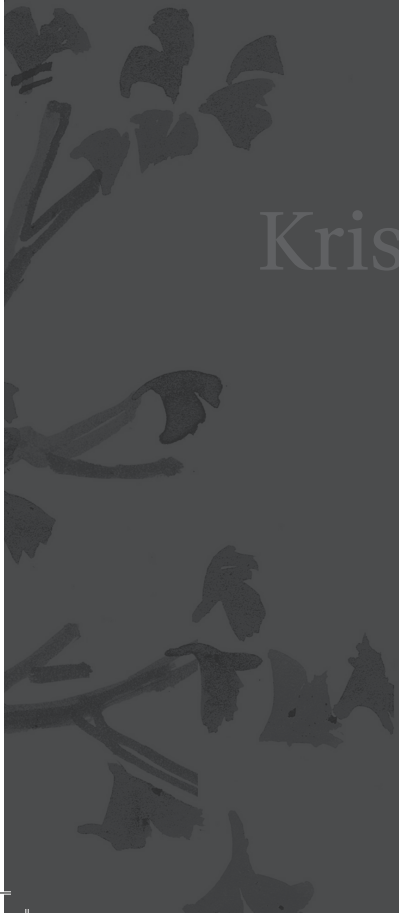
China-Vermittlung | 中国调解



Stimmen 37 bis 50



Karin Betz
Oliver Corff
Wolfgang Hirn
Mikko Huotari
Joanna Klabisch
Felix Lee
Oliver Radtke
Ariane Reimers
Helwig Schmidt-Glitzner
Kristin Shi-Kupfer & Shi Ming
Frank Sieren
Christian Straube
HongHong Xu
Christine Zhang-Lippert



Karin Betz

白嘉琳

Mehr China lesen!

声音 37

Auffällig an den vergangenen fünfzig Jahren deutsch-chinesischer Kulturbeziehungen ist die anhaltende Disbalance beim gegenseitigen kulturellen Wissen – während im chinesischen Kulturraum so gut wie jeder Mensch mit Hochschulbildung nicht nur die Namen deutscher Fußballer und Automarken aufzählen kann, sondern auch die mehrerer deutscher Schriftsteller, Dichter oder Philosophen und vermutlich sogar etwas von ihnen gelesen hat, ist das umgekehrt sehr viel seltener der Fall. Vielleicht fallen dem einen und der anderen Deutschen ein gewisser Konfuzius oder ein gewisser Laozi (Lao Tse), als beliebte Lieferanten weiser bis esoterischer Sinnsprüche ein; aber einen chinesischen Schriftsteller des 20. oder 21. Jahrhundert beim Namen nennen? Natürlich liegt das am Erbe des Kolonialismus, mit dem wir unser eurozentristisches Weltbild auch in sehr alte Kulturnationen exportiert haben. Einige Jahrhunderte zuvor, bei den Versuchen, den christlichen Glauben nach China zu exportieren, war man weniger erfolgreich. Dafür nutzten aufgeschlossene Gelehrte wie G.W. Leibniz im späten 17. Jahrhundert den damals vor allem durch die Jesuitenpater ermöglichten Wissensaustausch, um das eigene Weltbild zu revidieren und sich von chinesischer Philosophie für die Wissenschaften inspirieren zu lassen. So ließ sich Leibniz durch die aus gebrochenen und durchgehenden Strichen bestehenden 64 Hexagramme des Weisheitsbuchs *Yijing (Buch der Wandlungen)* zur Weiterentwicklung seiner Binärrechenmaschine inspirieren. Zum ersten Mal ins Deutsche übersetzt wurde das *Yijing* 1924 von dem Theologen Richard Wilhelm – ein weiterer Pfarrer, der als Missionar in die deutsche Kolonie Qingdao (Tsingtao) ging, wo er nach eigenen Worten keinen einzigen Chinesen taufte, sondern stattdessen Chinesisch lernte und zu einem bedeutenden Übersetzer und kulturellen Mittler wurde.

Was das für die heutigen Deutsch-Chinesischen Beziehungen bedeutet? Lesen! Chinesische Literatur (in Übersetzung) lesen, ob Tang-Gedichte oder Science-Fiction-Epen, und sich darüber das Kulturwissen aneignen, mit dessen Hilfe sich z.B. den Problemen im kontroversen Umgang mit Menschenrechtsfragen viel eleganter und schlagfertiger begegnen lässt als mit missionarischem Eifer. Eine hervorragende Bibel zu diesem Zweck wäre Jin Yongs *Die Legende der Adlerkrieger* (Heyne-Verlag) – eine abenteuerliche Kung-Fu Romanserie, bevölkert von skurrilen Kampfkunst-Outlaws, die gleichzeitig ein Füllhorn an historischem, philosophischem und literarischem Wissen ist. Vor allem bietet sie auch eine Einführung in nationale Traumata wie die Erfahrung von Fremdherrschaft und damit die Möglichkeit, die politische Gegenwart Chinas besser zu verstehen. ▲

Karin Betz

Die Sinologin Karin Betz übersetzt chinesische und englische Literatur, ist Kulturvermittlerin, Dozentin, Moderatorin und DJ. Außerdem schreibt sie Rezensionen und Artikel, vor allem über Literatur aus China und ihre Übersetzung, über zeitgenössische Lyrik und Musik. Zu den von ihr übersetzten Autoren gehören Nobelpreisträger Mo Yan, Friedenspreisträger Liao Yiwu, der Science-Fiction-Autor Liu Cixin, Jin Yong, Can Xue, u.a. Im Dezember 2018 reiste sie als Teil der Delegation zum Staatsbesuch mit Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier nach China. Im WS 2021/22 war sie Schlegel-Gastprofessorin für die Poetik der Übersetzung an der FU Berlin.

Oliver Corff

考夫

Brücken bauen – aber wie?

声
音 38

Ende der 1970er Jahre war ich zwar bereits ein Jahr an der FU Berlin eingeschrieben, betrieb allerdings mehr ein Studium Generale mit einer breiten Spanne von Fächern und Disziplinen, statt mich auch nur ansatzweise mit dem Schwerpunkt meines späteren lebenslangen Interesses zu befassen: ich belegte Veranstaltungen in Arabistik, Kunstgeschichte, Literaturwissenschaften und Romanistik. Zum Chinesischen kam ich erst auf Empfehlung eines Nachbarn, der (und das entzog sich der Kenntnis des damals 20-jährigen Autors dieses Beitrags) einer der führenden Fremdsprachendidaktiker Deutschlands war: Friedhelm Denninghaus. Er schlug mir vor, es doch einmal mit Chinesisch zu probieren, ich hätte das Talent dazu. Leider hatte ich später keine Gelegenheit mehr, ihn zu fragen, wie er zu dieser Einschätzung gekommen war; die Empfehlung erwies sich dennoch als entscheidender Impulsgeber für Studium und Berufsausübung.

Im Jahre 1981 bestanden die diplomatischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik China noch keine zehn Jahre; China galt definitiv als ebenso exotisches wie unerreichbares Land. Meine Mutter wollte nicht glauben, dass ihr Sohn zum Studium nach China gehen würde, weil dies für sie völlig undenkbar war. Später sollte ihr meine erste Postkarte aus China belegen können, dass meine Reisepläne keine Hirngespinnste waren. Durch Vermittlung und dank substantieller Unterstützung meines damaligen Lehrers Klaus Stermann wurde es aber tatsächlich möglich, mit einer großen Gruppe Gleichgesinnter an einem Sommerkurs in chinesischer Sprache in Shanghai teilzunehmen, der von der East China Normal University (Huadong Shifan Daxue) angeboten wurde. In meiner Altersgruppe war das Interesse an China groß, allerdings auch eine Modeerscheinung, was möglicherweise eine unmittelbare Folge der noch nicht allzu lange zurückliegenden Studentenbewegung wie auch der von tieferem Verständnis für die dortigen politischen Vorgänge ungetrübten Begeisterung für ein „Neues China“ war.

Im Gegensatz zu vielen Kommilitonen hatte ich zu meinem ersten China-Aufenthalt keine Kamera mitgenommen — auf die Frage, warum, antwortete ich stets: Wenn es mich fesselt, komme ich wieder, und habe dann immer noch Gelegenheit zum Fotografieren. So war es dann auch. Zwei Jahre später begann ich als DAAD-Stipendiat einen zweijährigen Aufenthalt an der Fudan-Universität in Shanghai. Ein anderer Beitragsautor dieses Bandes, Helwig Schmidt-Glintzer, hatte maßgeblichen Anteil an der Stipendienvergabe, wofür ich ihm hier meinen Dank aussprechen möchte.

Von Anfang an war ich der Überzeugung, dass es mir gelingen könne und müsse, das Chinesische auf dem gleichen Niveau erlernen zu können wie eine westliche Fremdsprache. Niemand denkt sich etwas dabei, wenn jemand im Kaffeehaus am Kurfürstendamm in Berlin Le Monde oder die Times

liest; hätte damals jedoch ein Europäer mit der „Volkszeitung“ dort gesessen, so hätte er sie auf den Kopf gestellt halten können, ohne dass es weiter aufgefallen wäre – und wäre obendrein noch für einen Angeber gehalten worden. Ich wollte einfach die implizite Unterstellung der Unmöglichkeit nicht hinnehmen, wenn ich wieder und wieder gefragt wurde, ob das Chinesische denn überhaupt „erlernbar“ sei. Meine einfache Antwort war und ist: Eine nicht erlernbare Sprache ist bereits ausgestorben, bevor wir sie überhaupt kennenlernen.

Je besser mein Chinesisch wurde, umso zugänglicher wurde mir — über den unmittelbaren Kontakt und Austausch mit chinesischen Kommilitonen und zahlreichen Freunden hinaus auch durch die chinesische Literatur — die chinesische Welt. Vor meinem ersten Chinaaufenthalt hatte ich mich nur mit Mühe durch die akademische Pflichtlektüre der sinologischen Vorlesungen gequält; erst nach der Rückkehr nach Deutschland gewann ich einen viel besseren Zugang zur westlichen sinologischen Literatur. Noch während meines Studiums fing ich an, mich für die Historiographie und ethnische Vielfalt Chinas zu interessieren, und ich vertiefte mich in die berühmten 24 Dynastiegeschichten, die gerade als Neuauflagen für wenig Geld im Buchhandel zu erwerben waren. Spätestens hier wurde mir klar: *arbeitslos* mag ich einmal sein (damals galt Sinologie weithin noch als ausgesprochen brotlose Kunst; nur wenige sahen damals schon die wirtschaftlichen Potentiale, die sie denn auch erfolgreich ausschöpften), *beschäftigungslos* bis ans Ende meines Lebens nicht mehr. Ein für mich ausgesprochen attraktiver Gedanke.

Bereits während meiner Zeit an der Fudan-Universität wurde ich vom Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland regelmäßig als Ortskraft beschäftigt, wenn der reguläre Dolmetscher seinen Urlaub nahm oder mehr deutsche Delegationen nach Shanghai kamen, als das Generalkonsulat auf einmal betreuen konnte. Daraus entwickelte sich rasch eine Zweigleisigkeit der wissenschaftlichen und der sprachmittlerischen Tätigkeit in offiziellem Kontext, die bis heute besteht und für beide Sphären von großer wechselseitiger Fruchtbarkeit ist.

Hier könnte die Geschichte eigentlich zu Ende erzählt sein, aber der interessante Teil geht erst los. Je besser ich mich in Chinas gesellschaftlichen Normen, seiner Ideen- und Geisteswelt in Geschichte und Gegenwart orientieren konnte, umso deutlicher offenbarten sich mir die Lücken meiner eigenen historischen Kenntnisse über Deutschland und Europa. Ich fing also an, chinesische Literatur über Europa (!) zu lesen. Gleichzeitig stellte ich beim Dolmetschen immer wieder fest, dass die grammatikalisch und lexikalisch korrekte Vermittlung zwischen Deutsch und Chinesisch mit großer Regelmäßigkeit in beiden Richtungen beim ersten Anlauf verständnislos dreinblickende Zuhörer hervorbrachte. Nach und nach wurde mir klar, dass der allein *sprachlich* vermittelte Sachverhalt längst nicht immer ausreicht, um zu echtem *Verständnis* zu führen. Zu unterschiedlich sind über offensichtliche Kontextabhängigkeiten hinaus die hinter den Geisteswelten stehenden Koordinatensysteme — der Physiker würde sagen: wer in seinem Inertialsystem ruht, erfährt keine aus Bewegung resultierende Krafteinwirkung. Eine Anekdote möge dies verdeutlichen: Einmal wurde ich von einem Chinesen nach den deutschen Komponisten Bach und Beethoven gefragt und wer denn nun der bessere der beiden sei. Meine Antwort, dass sich hier keine Rangfolge konstruieren ließe, sondern jeder der beiden ein singulärer Vertreter der Musikgeschichte sei, ließ ihn ebenso ratlos zurück wie mich seine Frage. In einer Welt, die grundsätzlich vertikal hierarchisch organisiert ist, ist ein unabhängiges Nebeneinander ohne gegenseitige Vereinnahmung nur schwer vorstellbar, und — wie sich mit Blick in die politische Gegenwart zeigt — manchmal nur schwer hinnehmbar.

Mehr als einmal musste ich allerdings erleben, dass das Angebot einer systemvermittelnden Kommunikation entweder nicht verstanden wurde oder aus Gründen eines wie auch immer begründeten Anspruchs auf letzte Deutungshoheit nicht erwünscht war. Das heißt trotzdem nicht, dass der Dolmetscher (der nicht ohne Grund auf Englisch „*interpreter*“ heißt) den Dolmetschprozess frei interpretierend gestalten darf, aber er sollte in die Vor- und Nachbereitung von Treffen (Briefing und Debriefing) konstruktiv einbezogen werden. Meine durchgängige Erfahrung ist, dass diejenigen Auftraggeber, die diesen Mehrwert erkannten, darauf nicht mehr verzichten wollten.

Während in Alltagsdingen die Stolpersteine für Missverständnisse meistens harmloser Natur sind, nahmen fundamentale Widersprüche in bilateralen Fragen des Zivil-, Straf- und Verwaltungsrechts, des Völkerrechts, der Sicherheitspolitik, *last but by far not least* der Wirtschaft („vom Meister lernen“ — oder doch einfach banal: Produktpiraterie?) erst mit großer Verzögerung greifbare Gestalt an. Sie manifestieren sich oft erst, wenn es eigentlich schon zu spät zum Gegensteuern ist. Diese Widersprüche spielten so lange keine große Rolle, wie sich die bilateralen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik China dynamisch entwickelten und das ständige Wachstum des bilateralen Handelsvolumens als der zentrale Messwert für die Qualität der bilateralen Beziehungen verstanden wurde; ein Verständnis dafür, dass mit der quantitativen Veränderung auch fundamentale qualitative Veränderungen auf *der eigenen Seite* einhergingen, war längst nicht immer gegeben.

Zurück zu den Koordinatensystemen oder Referenzrahmen. Mir ist immer schwergefallen, mit stoischer Miene zu dolmetschen, wenn das Germanenbild des Tacitus, schon damals ein Propagandaprodukt, im interkulturellen Vergleich beim Tischgespräch als Deutschlandbild herhalten sollte. Hier offenbart sich ein anderes, grundlegendes Missverständnis: China ist nicht nur ein Nationalstaat, sondern in seinem gesamten Selbstverständnis, seiner Schriftlichkeit und seiner Geschichtlichkeit eine der großen Zivilisationsprovinzen der Welt, die in diesem speziellen Falle noch dazu beinahe deckungsgleich mit dem Verbreitungsgebiet der chinesischen Schrift ist. Der Nationalstaat ist daher ein ungeeigneter Bezugsrahmen für Vergleiche zwischen Deutschland und China. Angemessener ist es, statt nur auf Deutschland, auf Europa in seiner Gesamtheit zu schauen. Ohne eine Achsenzeit im Sinne Jaspers' und seiner gedanklichen Vorgänger (u.a. des französischen Orientalisten Abraham Hyacinthe Anquetil-Duperron und des französischen Sinologen Jean-Pierre Abel-Rémusat) konstruieren zu wollen, ist doch augenfällig, dass die großen griechischen Philosophen, deren Wirken unser Denken bis heute prägt (ich nenne nur Aristoteles und die schlechthin wissenschaftsgründende, oft nach ihm benannte klassische Logik), in enger zeitlicher Nähe zu den großen chinesischen Philosophen lebten, deren Wirken bis heute fort dauert, ohne dass jeder Chinese ihre Werke gelesen haben muss. Die Koordinaten unserer Denksysteme umfassen ähnliche zeitliche wie räumliche Dimensionen. Altgriechisch und Latein prägen bis heute sprachlich große Teile Europas, wie auch klassisches Chinesisch das moderne Chinesisch bis heute formt, man aber hier wie dort ein eigenes Studium braucht, um diese Ursprünge verstehen zu können. Auch die materielle Kultur der europäischen Bronzezeit hat Wunderwerke der Handwerkskunst hervorgebracht — nur käme niemand in Europa auf die Idee, diese Werke als „deutsch“ (oder „französisch“ o.ä.) zu bezeichnen; zwar wird der moderne Fundort angegeben, aber die Gegenwart nicht in die Vergangenheit extrapoliert. Insofern ist im Bemühen um den Dialog zwischen Deutschland und China eigentlich immer der Imperativ der Besinnung auf Europa enthalten und mitzudenken.

Die Covid-19-Pandemie war nicht nur mit einem globalen Paukenschlag ursächlich für eine umfassende Unterbrechung der zahlreichen Gesprächsmechanismen zwischen Deutschland und China, sondern wirkte darüber hinaus gleichsam als Katalysator: zahlreiche, bis zum Jahr 2019 als unvermeidlich hingenommene Friktionen und Widersprüche wurden plötzlich völlig neu betrachtet und entwickeln nun eine vorher nicht gekannte Eigendynamik, die sich quer durch alle Politikfelder zieht und längst nicht auf Deutschland beschränkt ist, sondern sich im Kontext globaler Systemwidersprüche entfaltet.

Der Blick zurück wie auch auf 50 Jahre deutsch-chinesischer diplomatischer Beziehungen zeigt deutlich, dass es in der Geschichte keine Endzustände gibt. Umso mehr ist das Ringen um Verstehen als Quelle souveränen Handelns eine nationale Aufgabe, ohne dass daraus immer sofort greifbare Lösungen erwachsen. Staatlicher wie zivilgesellschaftlicher Dialog, gerade in herausfordernden, eher konfliktbeladenen als harmonischen Zeiten, ist zugleich Ziel, Mittel und Zweck, um mit Worten von Clausewitz zu schließen. ▽

Dr. Oliver Corff,

geboren 1958 in Leipzig. 1980–87 Studium der Sinologie an der Freien Universität Berlin und der Fudan-Universität in Shanghai. 1987–90 Forschungsaufenthalt am Institut für Sozialwissenschaften der Universität Tokyo. 1992 Promotion. Oliver Corff spricht chinesisch, japanisch und mongolisch und ist u.a. als Dolmetscher (seit 2002 für Kernressorts der Bundesregierung) und Wirtschaftsberater tätig; außerdem Experte für chinesische Militärpolitik. Herausgeber und Autor zahlreicher Publikationen. Träger der Kublai-Khan-Medaille der Akademie der Wissenschaften der Mongolei und des Clausewitz-Preises der Stadt Burg (beide 2015).

Wolfgang Hirn

沃尔夫冈·希恩

Warum China-Korrespondenten so kritisch sind

声音 39

Ansichten eines Nestbeschmutzers

1986 war ich zum ersten Mal in China. Als Journalist war es damals nicht so einfach in das Land zu reisen. Die chinesische Botschaft in Bonn erklärte, man brauche eine Einladung des chinesischen Journalistenverbandes. Also schickte ich ein Telex – für die jüngeren unter den Lesern: das war der Vorläufer des Fax – an diesen Verband. Es folgte monatelang Funkstille. Irgendwann – ich hatte die Reisepläne schon aufgegeben – kam eine positive Antwort. Ich durfte einreisen, ein Funktionär des Verbandes organisierte meine Reise, begleitete mich zu den Terminen und dolmetschte. Es war eine Reise in eine völlig andere Welt. Fahrräder beherrschten die Straßen, selbst Pferdefuhrzeuge sah man noch in Beijing, die einzigen Autos waren die weinroten VW Santanas als Taxis; es gab keine Direktflüge aus Europa nach Shanghai; Züge tuckelten im 50er Schnitt durchs weite Land; für Ausländer gab es eine spezielle Währung, das FEC – *Foreign Exchange Certificate* –, das sich wie Spielgeld anfühlte. In Shanghai war von der heute weltberühmten Skyline in Pudong nichts zu sehen. Pudong existierte damals nur als Modell im Shanghaier Stadtmuseum, das ich damals ungläubig eher als riesiges Potemkinsches Dorf betrachtete.

Wenn mir damals jemand prognostiziert hätte, dass China in 35 Jahren die zweite Weltmacht neben den USA sein würde, hätte ich ihn ausgelacht. Aber genauso ist es gekommen. China ist heute, ob es uns passt oder nicht, eine Weltmacht – politisch, wirtschaftlich und bald wohl auch militärisch. Ich konnte also mit eigenen Augen sehen, wie sich das Land entwickelt hat, wie es zu der zweiten Weltmacht neben den USA emporstieg. Es war Weltgeschichte, die ich in diesen Jahrzehnten quasi live miterleben durfte. Und das betrachte ich als ein großes Privileg.

Ich war seit dieser ersten Reise nie als Korrespondent in China, aber ich war in diesen nunmehr 36 Jahren sehr häufig vor Ort. Mal vier Tage, mal drei Monate. Ich habe dabei viele deutsche Korrespondenten kennengelernt. Darunter Legenden, die jahrzehntelang aus China berichteten, oder die meist Kurzzeit-Korrespondenten der öffentlich-rechtlichen Sender. Sie alle prägten entscheidend das China-Bild in Deutschland. Denn, wer nicht mal selbst in China war, kennt China nur – woher sonst – aus den Medien. Es sind nicht die Politiker (die haben, obwohl meinungsstark, meist wenig Ahnung von China), auch nicht die Manager und Unternehmer (die schweigen bis auf wenige Ausnahmen) und leider auch nicht die Sinologen (obwohl dort viel Expertise vorhanden ist, halten sie sich vornehm zurück oder werden von den Medien nicht gehört), die das China-Bild hierzulande prägen. Nein, es sind eindeutig die Medien und damit die Journalisten, die der deutschen Bevölkerung das China-Bild vermitteln. Aber welches China-Bild war und ist das?

Bevor ich diese Frage beantworte, zunächst ein paar grundsätzliche Anmerkungen zum Journalismus. Da ich über 40 Jahre in und für deutschen Medien – Tageszeitung, Wochen- und Monatszeitschriften – gearbeitet habe, glaube ich zu wissen, wie Medien ticken. Negative Meldungen oder

Stories verkaufen sich immer besser als positive. Das glauben wenigstens die meisten Medienmacher. Ich bin mir da gar nicht so sicher, ob das stimmt. Zudem haben sich die Medien verwandelt. Und zwar in mehrfacher Hinsicht. Redaktionen wurden und werden immer noch aufgrund ökonomischer Zwänge ausgedünnt. Die etablierten Medien (Printmedien und die elektronischen Medien) haben Konkurrenz durch die sozialen Medien bekommen. Der Konkurrenz- und Zeitdruck ist enorm groß geworden. Siehe die Inflation der *Breaking News* und Exklusivmeldungen. Heute messen sich die Agenturen daran, ob einer die Meldung ein paar Sekunden vor dem anderen veröffentlicht hat. Oder wer wie viele sogenannte Exklusivmeldungen hinausgepustet hat. Ich glaube aber, diese Statistiken und Rankings interessieren nur die Medienmacher, aber nicht die Leser oder Hörer. Bei dieser medialen Hektik bleibt häufig die Qualität auf der Strecke.

Meine These deshalb: Wir haben zwar mehr Medien, aber nicht unbedingt mehr Qualität. Hinzu kommt, dass sich der Journalismus gewandelt hat. Als ich anfang, gab es noch eine klare Trennung zwischen Nachricht und Kommentar. Ja, es war so etwas wie eine journalistische Grundregel. Der Leser/Hörer soll sich anhand der möglichst wertfreien Nachrichten sein eigenes Urteil bilden können. Der Journalist soll natürlich eine Meinung haben, aber diese gefälligst in der Kommentarspalte verbreiten. Diese Trennung Nachricht/Kommentar gibt es aber nicht mehr. Journalisten machen inzwischen also viel mehr Meinung, die häufig in Empörungsjournalismus oder gar Kampagnenjournalismus mündet. – Das also vorweg allgemein über die Medien.

Nun konkret zur Berichterstattung über China. Wer schreibt in den deutschen Medien über China? Das sind natürlich in erster Linie die Korrespondenten vor Ort. Die Zahl der deutschen Kollegen vor Ort hat in den vergangenen Jahrzehnten, die ich überblicken kann, zugenommen, ich würde mal grob schätzen verdoppelt. Ich sehe auch aktuell keinen Rückgang, wie manche behaupten. Größere Blätter wie Spiegel, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Süddeutsche Zeitung und Handelsblatt sowie ARD und ZDF haben sogar mehr als einen Korrespondenten vor Ort. Natürlich sind selbst zwei viel zu wenig für dieses riesige Land. Die amerikanischen (und zum Teil britischen) Medien sind da wesentlich besser besetzt. Wie will man mit einer Person oder zwei Personen dieses vielfältige und widersprüchliche Land abdecken? Unmöglich.

Es fehlen deshalb vor allem die Stories aus dem Alltag der Chinesen. Über diesen liest man hierzulande viel zu wenig, aber genau solche Geschichten würden dazu beitragen, das Land besser kennenzulernen und zu verstehen. Denn Chinesen sind Menschen wie du und ich, mit Sorgen und Nöten, mit Freud und Leid. China ist nicht nur Xi Jinping und Li Keqiang. Doch was müssen Korrespondenten machen: Statt über den kleinen Mann oder die kleine Frau schreiben sie fast nur über die große Politik, die x-te Story über die Zukunft von Xi Jinping, was reine Kaffeesatzleserei ist, weil keiner weiß, was wirklich im Regierungsviertel in Zhongnanhai passiert. Und die x-te Story über dem Zusammenbruch des Immobilienmarktes oder des Bankensystems, was beides bislang nicht eintraf.

Viele Korrespondenten schreiben über die gleichen großen Themen – wie die Lemminge. Dafür sind nicht unbedingt die Korrespondenten schuld, sondern die Ressortleiter und Chefredakteure in den Zentralen. Sie entscheiden schließlich was ins Blatt oder in die Sendung kommt. Und dort sitzen oft – jetzt mache ich mir keine Freunde – die Besserwisser. Selber nie (oder selten) in China gewesen, aber wissen, was dort los ist. Dieses Phänomen betrifft übrigens nicht nur China, sondern generell die Auslands-Berichterstattung in vielen Medien. Um so wichtiger wäre es, dass es zwecks Ausgleichs des Informationsdefizits mehr Programme für deutsche Journalisten über und mit China gäbe.

Die Verantwortlichen in den Zentralen bestimmen also zum großen Teil den medialen China-Diskurs hierzulande. Und der ist derzeit China-kritisch. Also bedienen die Korrespondenten vor Ort die Zentralen mit entsprechender Berichterstattung. Ich behaupte damit nicht, dass die Korrespondenten wahrheitswidrig aus China berichten. Sie übermitteln aber häufig nur den einen, meist den negativen Teil der Wahrheit. Ich will das an einem Beispiel festmachen: der Umweltproblematik. China ist einer der größten Umweltverschmutzer der Welt. Richtig. Für diese These findet man genü-

gend Beispiele: Verpestete Luft, sterbende Seen, verdreckte Flüsse, verseuchte Böden und, und ... China ist aber gleichzeitig auch weltweit der größte Nutzer von erneuerbaren Energien. Aber was liest man meist? Das negative, die Umweltprobleme. Aber zu einer ausgewogenen Berichterstattung gehört beides, eben auch die gigantischen chinesischen Bemühungen bei den erneuerbaren Energien.

Ich behaupte auch nicht, dass die Korrespondenten gegen ihren Willen und ihre Überzeugung kritisch schreiben. Sie sind kritisch, auch weil ihre Arbeitsbedingungen in den vergangenen Jahren immer schlechter geworden sind. Es gab mal eine Phase in den Jahren vor den Olympischen Spielen 2008 in Beijing, in der man hoffte, dass sich die Situation für die Medienleute bessern würden. Aber das war ein Trugschluss. Vor allem unter der Herrschaft Xi Jinpings haben sie sich weiter verschlechtert. Korrespondenten wurden ausgewiesen oder hauten freiwillig ab. Und die, die rein wollen, müssen lange auf ihr Visum warten. Dieses Verhalten dokumentiert für mich den großen Widerspruch der chinesischen Führung: Man kann sich nicht auf der einen Seite über die einseitige, schiefe Berichterstattung in den westlichen Medien beklagen, und andererseits den Journalisten permanent Knüppel zwischen die Beine werfen in Form von Reisebeschränkungen, Überwachungen und Gesprächsverweigerungen. Ich habe diese Schikanen als einreisender Journalist nur rudimentär erlebt, indem ich zum Beispiel erst zwei Stunden vor Abflug ein Visum bekam. Wer aber diese Repressalien nahezu tagtäglich erlebt, der wird irgendwann kritisch gegenüber dem Land, in dem er lebt und über das er schreibt. Das ist doch allzu menschlich. Ich fragte und frage mich deshalb immer wieder: Würde ich anders über China schreiben, wenn ich Korrespondent gewesen wäre, also länger vor Ort?

Meine ehrliche Antwort: Ja. ▲

Wolfgang Hirn

Wolfgang Hirn studierte Volkswirtschaftslehre und Politischen Wissenschaften an der Universität Tübingen. Nach dem Abschluss als Diplom-Volkswirt stieg er in den Wirtschaftsjournalismus ein. Er begann beim Kölner Stadt-Anzeiger, wechselte dann zur Wirtschaftswoche, für die er unter anderem Korrespondent in Brüssel war. Fast 35 Jahre schrieb er aber für das manager magazin, für das er bis zu seiner Pensionierung Ende August 2019 arbeitete. Seit 1986 reist Hirn regelmäßig nach China. Er hat zahlreiche Bücher veröffentlicht, darunter den Bestseller „Herausforderung China“, der 2005 im S. Fischer Verlag erschien. Sein aktuelles Buch trägt den Titel „Shenzhen – Weltwirtschaft von morgen“. Hirn lebt und schreibt in Berlin.

Mikko Huotari

胡謐空

Getting China right

声音 40

Eine „kurze Dekade“ der Chinaanalyse und -beratung unter neuen Vorzeichen

Der (Wieder)Aufstieg Chinas ist eine der folgenreichsten Entwicklungen der neueren Weltgeschichte mit weitreichenden Auswirkungen auf das globale Machtgefüge, Wohlstand in Deutschland und Zusammenhalt in Europa. Verankert in einem Tiefenverständnis von Chinas Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, begleiten die etwa 20 Expert*innen des *Mercator Institute for China Studies* (MERICS) diese Entwicklung kritisch und prägen die internationale Chinadebatte mit.

Seit Ende 2013 verfolgt das Institut die Mission, differenzierte Chinaanalyse in der Öffentlichkeit und für Handlungsträger in Deutschland und Europa bereitzustellen. Alleine in dieser kurzen Dekade, den letzten zehn von nunmehr 50 Jahren deutsch-chinesischer Beziehungen, hat sich China, die globale Rolle der Volksrepublik und ihr Verhältnis zu Europa dramatisch verändert.

Die folgenden „Schlaglichter“ auf Flaggschiff-Publikationen (*MERICS Paper on China*) des Instituts bilden diesen Wandel ab und zeigen dabei auch die Herausforderungen, vor denen deutsche China-politik in den nächsten Jahren stehen wird.

- **2015:** In der Studie „Preparing for a New Era of Chinese Capital“ (2015) publizieren MERICS- und *Rhodium Group*-Autoren erstmals zu den europäisch-chinesischen Investitionsbeziehungen. Noch bevor das Thema mit dem rasanten Anstieg chinesischer Investitionen in Deutschland und Europa prominent wurde, identifiziert die Studie Chancen, Herausforderungen und Handlungsoptionen für europäische Stakeholder. Heute wird nach der Einführung weitreichender Investitionsprüfungen auf EU-Ebene bereits diskutiert, ob Deutschland und Europa wie andere gleichgesinnte Staaten nicht auch eine verstärkte Kontrolle von Investitionen in China bräuchten.
- **2016:** In der Studie „China’s Core Executive“ beobachten MERICS-Kolleg*innen und führende internationale Chinaexpert*innen frühzeitig die innenpolitischen Verschiebungen in Staat und Partei unter Xi Jinping, die bis heute drastische Folgen haben. Die Dynamik der chinesischen Politik hat sich seit der Einsetzung der neuen Partei- und Staatsführung unter Xi Jinping nach 2012 und 2013 erheblich verändert. Die Entscheidungsgewalt hat sich auf neu geschaffene zentrale Parteiorgane verlagert. Politische Disziplin und Loyalität wurde durch ungewöhnlich intensive und anhaltende Kampagnen durchgesetzt. Am 16. Oktober 2022, nur wenige Tage nach dem deutsch-chinesischen Jubiläum, kommt dieser Prozess zu einem Kulminationspunkt, als Xi Jinping seine „dritte Amtszeit“ antritt, um seine politische und ideologisch aufgeladene Agenda weiter zu verfolgen.

- **2016:** Mit den Studien zu „*Made in China 2025*“ (2016/2020) publizierten MERICS-Forscher*innen nicht nur weltweit die erste umfassende und stark rezipierte Studie zu dieser wegweisenden industriepolitischen Strategie Pekings. Sie legen auch den Grundstein für eine systematische Beobachtung von Chinas industriellen Innovationsplänen seither und ihren Implikationen für europäische Wettbewerbsfähigkeit. Die innovationszentrierte Entwicklungsstrategie Chinas stellt dabei heute neue Herausforderungen an internationale Partner: Welche Formen der Forschungs- und Technologiezusammenarbeit sind tragfähig? Wie kann Europa auf neue Marktverzerrungen durch den „*incubator state*“ China reagieren?
- **2017:** Mit dem Bericht „*China's Emergence as a Global Security Actor*“ liefert MERICS die erste umfassende europäische Analyse von Chinas Aufstieg als globaler Sicherheitsakteur und den Implikationen für Europa. Mit der Ankündigung der „*Global Security Initiative*“ im Jahr 2022, dem sich zuspitzenden Konflikt um Taiwan und Chinas strategischer Solidarität mit Russland im Ukraine-Krieg ist klar, dass China heute auch ein direkter sicherheitspolitischer Faktor für Europa geworden ist.
- **2018:** Gemeinsam mit dem Global Public Policy Institute (GPPI) analysieren MERICS-Mitarbeiter*innen in der Studie „*Authoritarian Advance*“ Chinas politische Einflussnahme in Europa. Die Studie wird im In- und Ausland vielfach als Referenzpunkt für weitere Analysen aber auch als Anlass für institutionelle Veränderungen genommen. In der Corona-Pandemie hat sich noch einmal herausgestellt: Europa muss sich in einem weltweiten „*Battle of narratives*“ und im Umgang mit hybriden und Cyber-Bedrohungen auch aus China stärker aufzustellen.
- **2018:** „China kennen, China können“. Diese MERICS-Analyse liefert eine systematische Bestandsaufnahme zur China-Kompetenz in Deutschland. Für die vom BMBF und dem Auswärtigen Amt (AA) unterstützte Studie analysierten MERICS-Autoren erstmals umfassend die Bedarfe und Angebote für die Entwicklung von China-Kompetenz. Im Koalitionsvertrag der Bundesregierung wird im November 2021 diese Anliegen mit der Forderung nach einer Stärkung der Asienkompetenz erweitert.
- **2019:** Auf der Basis einer Studie für den *Inhouse-Think Tank* der Europäischen Kommission (*European Policy and Strategy Center*), die Ende 2018 gemeinsam mit der Digitalkommissarin vorgestellt wurde, beschreibt MERICS in „*China's Digital Rise*“ den Aufstieg Chinas als Digitalmacht und legt den Grundstein für Folgeanalysen zu Chinas Plattformökonomie, Blockchain und Open Source Technologie, KI-Ethik und der Regulierung des „Internet der Dinge“ in China.
- **2020:** Im Vorfeld des ursprünglich als „27+1“ Gipfel geplanten EU-China Gipfels im Rahmen der deutschen Ratspräsidentschaft veröffentlichte MERICS im September 2020 die Studie „*Towards a Principles First Approach' in Europe's China Policy*“, um die strategische Neuausrichtung europäischer Chinapolitik analytisch zu untermauern. Unter anderem antizipieren die Autoren darin die Herausforderung für Deutschland, asymmetrische strategische Abhängigkeiten zu reduzieren und „*safe interdependence*“ mit China zu befördern.
- **2021:** Daran anschließend publiziert MERICS gemeinsam mit der Europäischen Handelskammer eine Studie zu den Triebkräften, vielschichtigen Formen und Implikationen eines zunehmenden „*Decoupling*“ zwischen China, den USA und Europa.
- **2021:** Anlässlich des 100-jährigen Jubiläums der Kommunistischen Partei Chinas im Juli 2021 analysieren MERICS-Expert*innen in der Studie „*The CCP's next century: expanding economic control, digital governance and national security*“ prägende Trends der inneren Verfasstheit Chinas und arbeiten heraus, wie sich Parteistaatskontrolle in Chinas Wirtschafts- Digital- und Außenpolitik auswirkt und welche globale Ambitionen die Führung in Peking damit verbindet. Die Autor*innen warnen davor, dass die Führung in Peking sich zunehmend von der Außenwelt

abschottet und – nach der wechselseitigen Sanktionierung der EU und China – Beziehungen mit der Außenwelt weiter unter der politischen Verhärtung in China leiden könnten.

- **2022:** Die MERICS-Studie „*Beyond blocs: Global views on China and US-China relations*“ nimmt die wachsende internationale Bipolarität zum Anlass, um die Perspektiven weltweit führender Expert*innen zu dieser Entwicklung auch einem deutschen und europäischen Publikum näher zu bringen. Gerade für die Gestaltung deutscher Politik im Spannungsfeld zwischen den USA und China bleibt es zentral, die Nuancen, besondere nationale Ausgangslagen und Interessen auch von Drittstaaten im Blick zu behalten.

Im Sommer 2022, dem Jahr des 50-jährigen deutsch-chinesischen Jubiläums steht China nun nicht nur wirtschaftlich unter Druck – und das Verhältnis zwischen Deutschland und China auf dem Prüfstand. In Berlin werden Weichen für die Chinapolitik neu gestellt – ein Prozess, den MERICS mit unabhängiger, nüchterner und differenzierter Chinaanalyse begleitet.

„Getting China right“, die Entwicklung einer gemeinsamen europäischen Perspektive und Handlungsfähigkeit gegenüber China waren vielleicht nie wichtiger als heute. Auch in den nächsten Monaten und Jahren wird MERICS deshalb den Finger an den Puls Chinas legen. Mit einem im Frühjahr 2023 erscheinenden Szenarioprojekt zu „XI III“, loten Autor*innen den Möglichkeitsraum für Chinas Entwicklungspfad in der „dritten Amtszeit“ Xi Jinpings bis 2027 aus. Als wissenschaftlicher Koordinator eines mehrjährigen *Horizon Europe*-Projekts und mit seinem neu aufgestellten Büro in Brüssel wird MERICS die vielleicht kritischste Phase der nächsten 50 Jahre deutsch-chinesischer Beziehungen weiterhin konstruktiv und kritisch mitgestalten. ▲

Dr. Mikko Huotari

ist der Direktor des MERICS. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen Chinas Außen- und Wirtschaftspolitik, die chinesisch-europäischen Beziehungen sowie globales (wirtschaftspolitisches) Regieren und Wettbewerb. Er hat zahlreiche Beiträge zu Chinas Aufstieg als Finanzmacht, den Handels- und Investitionsbeziehungen zwischen China und Europa sowie den geopolitischen Veränderungen infolge von Chinas Aufstieg als globaler Sicherheitsakteur veröffentlicht.

Huotari studierte in Freiburg, Nanjing und Shanghai und promovierte an der Universität Freiburg. 2017/18 war er Gastwissenschaftler an der University of California, San Diego. Huotari wurde 2019 zum Mitglied des Deutsch-Chinesischen Dialogforums ernannt.

Joanna Klabisch

周蓓

Feministisches Erwachen

声音 41

Bevor ich in Heidelberg Ostasienwissenschaften studierte, verband mich zunächst wenig mit China. Filme aus Hongkong und China-Restaurants waren die einzigen Berührungspunkte, die ich als älteste Tochter einer polnischen Spätaussiedlerfamilie im Baden-Württembergischen Hinterland mit dem großen Reich der Mitte hatte. Der Anlass dieser Schrift, 50 Jahre chinesisch-deutsche diplomatische Beziehungen, machte mir bewusst, dass China mich nun bereits seit fast 20 Jahren auf meinem Lebensweg begleitet. Was zu Studienbeginn nur ein Flirt war, eine Ablenkung von einem anderen „Orchideenfach“, ähnlich einem Pflichtdate welches man den Eltern zuliebe angeht, wurde zu einer unerwarteten Liebschaft.

Ich studierte Ostasienwissenschaften mit der Kernkompetenz Sinologie. In den 2010-ern war China DIE wachsende Wirtschaftsmacht. Wenn es schon etwas mit „Asien“ sein sollte, dann wenigstens ein Studium mit Jobpotenzial. Wer hätte gedacht, dass zwei Semester mit über 20 Stunden Sprachunterricht wöchentlich mir leichter fallen sollten als ein Kurs zum Thema Mikroökonomie?

Die Kursauswahl war eklektisch. Der erste Bachelorjahrgang ein Experiment. Die Entwicklung der chinesischen Sprache und ihr Erlernen weckten schnell mein Interesse und meinen Ehrgeiz. Als ich eine andere Leidenschaft, den Umweltschutz, in China entdeckte, war an einen Hauptfachwechsel gar nicht mehr zu denken. VWL musste jedoch als Nebenfach der Interkulturellen Kommunikation weichen. Davon profitierten mein Notenspiegel, meine Dozent:innen, und später meine Arbeit.

Feministin wurde ich durch meine Auseinandersetzung mit China. Ein langer und beschwerlicher Weg, den ich erst mit 30 antrat. Tatsächlich interessierte mich zuerst „Maskulinität“ in China. Frau-sein, das kannte ich schon. Chinesische Männerbilder hingegen faszinierten mich in ihrer Pluralität und Widersprüchlichkeit. 文 Wen und 武 Wu, der Gelehrte und der Krieger, gefolgt vom Idealbild des revolutionären Kommunisten. Es gibt viel zu entdecken und Chinas Größe, regionale Vielfalt und rasante Entwicklung verbieten es mir sich den Titel „China-Expertin“ überzustreifen. Das sollte jedoch niemanden von dem Versuch abhalten, mehr zu lernen über dieses Land und seine Menschen.

Als ich 2007 und 2013 in Tianjin und Peking lebte, begegnete man mir als Frau auf eine vertraute Art, die meinen Erfahrungen in Polen ähnelte. Besonders die Quasi-Adoption der Familie meines chinesischen Freundes lehrte mich viel über traditionelle Frauenbilder. Die Bande unter Frauen und die

Zugänge zur chinesischen Kultur, die sich eröffnen in einem Raum, den nur Frauen einnehmen. „Eine Frau macht eine andere China Erfahrung als ein Mann“ sagte ich zu einer Freundin. Es fällt mir schwer zu beschreiben, was genau ich meine.

Anekdote 1

Die Mutter meines Freundes und ihre jüngere Schwester luden mich zu einem gemeinsamen Essen ein. Sie taten dies regelmäßig, seit mein Freund für sein Studium nach England zurückgekehrt war. Nein zu sagen, erschien mir unmöglich. Anders als sonst trafen wir jedoch nicht den erweiterten Familienkreis in einem Restaurant, sondern fuhren zu einem ruhigen Wohnblock. In dem Apartment erwartete mich die älteste weibliche Verwandte der Familie meines Freundes. Was folgte, wirkte absurd und befremdlich; und lässt mich bis heute schmunzeln. Man sprach im härtesten Tianjin-Dialekt, den man gern als »Gangstersprache« bezeichnet, darüber, ob ich als Partnerin und zukünftiges Familienmitglied adäquat war. Sei ich nicht zu groß? Der Körperbau, die Hüften, gut genug zum Kinderkriegen. Es ging eine Weile so weiter. Nicht alles verstand ich. Ich erinnere mich heute noch daran, dass ich mich fragte, wann man wohl meine Zähne prüfen würde. Es war ein bizarres Erlebnis. Wie aus einer längst vergangenen Zeit, in der Frauen primär als Gemeingut zur Reproduktion einer Familie betrachtet wurden. Dies geschah, als China zum ersten Mal Ausrichter der Olympischen Spiele war.

Anekdote 2

Ich plante mit einer international renommierten chinesisch-deutschen Forscherin eine Veranstaltung. Es stellte sich heraus, dass eine ältere chinesische Freundin in Köln meine Kollegin und ihre Familie kannte. Von dem Moment an hatten wir eine neue inoffizielle Ko-Organisatorin. Sie beriet mich, wer eingeladen werden sollte. Sie holte meine Kollegin ab und betreute sie bis zur Veranstaltung. Sie dokumentierte die Veranstaltung. Sie wies mich darauf hin, mit wem ich die Forscherin bekannt machen sollte, und übertrug mir die Verantwortung, die Akademikerin, die nur wenige Jahre älter als ich war, ins Hotel zu begleiten. Wir schmunzelten über den Umgang von 阿姨 Ayi, ein chinesischer Sammelbegriff für ältere Frauen, mit uns jüngeren Frauen: kontrollierend und übergriffig, aber auch fürsorglich und hilfreich.

Chinas gesellschaftliche Strukturen sind patriarchalisch. Zwischen Männern und Frauen gibt es eine Distanz, die ich schwer zu überwinden fand. Unter Frauen jedoch erfuhr ich eine Wärme, die mich an meine Familie erinnerte. Frauen untereinander bilden schützende Räume der gegenseitigen Unterstützung. Die Strukturen, in denen Chinesen und Chinesinnen leben, besitzen oft nur den oberflächlichen Anschein einer Geschlechtergleichheit. Darunter sind prekäre Gewässer voller Benachteiligungen, Ausgrenzungen und Stereotypen in denen Solidarisierung eine wichtige Rolle spielt.

Anekdote 3

2017 lernte ich eine Shanghaier *Grassroot*-Organisation kennen, die sich um Nachhaltigkeit in der Metropole bemühte. Urbane Gärten, Re- und Upcyclen, Vorträge und Aktionen zum Thema Umweltschutz, alles Aktivitäten, die Vereine in unseren Großstädten ebenso durchführen. Die Übersetzung des Namens der NGO wurde jedoch ein Kopfschmerzthema: chinesisch 绿主妇 lüzuhufu, *Green Housewives*. Die Repräsentantin der Organisation war eine junge, unverheiratete Ehrenamtliche. Sie verstand nicht, warum der Name »Grüne Hausfrauen« auf wenig Interesse für einen Austausch in deutschen NGO Zirkeln stieß. Fast zehn Jahre arbeite ich schon im Kooperationsraum der zivilgesellschaftlichen Akteure und Akteurinnen Chinas und Europas. Es fiel den Organisationen, die ich

unterstützen durfte, meist sehr leicht gemeinsame Ziele zu identifizieren. Die unterschiedlichen Rahmenbedingungen und damit einhergehenden Methoden wie auch Strategien stellten hingegen immer eine große Herausforderung für die Kooperation zwischen chinesischen und deutschen NGOs dar. Oft war nicht klar, dass man zwar dieselben Begriffe nutzte, ihnen jedoch unterschiedliche Definitionen zuschrieb.

Es sollte eine Weile dauern, ehe ich verstand, dass die Grünen Hausfrauen sich diesen Schutzmantel gezielt ausgesucht hatten. Mit dieser Firmierung galten sie nicht als gefährliche Frauengruppe, auf die man ein Auge haben musste. Sie waren Frauen in gesitteten Verhältnissen, dem Bund der Ehe, Mütter. Es war akzeptabel, dass sie Recycling Forderungen an ihre Lokalbehörde stellten, oder auf der Straße Flugblätter zum Thema Umweltschutz und Konsum verteilten. Hausfrauen sind schließlich, so die männliche Perspektive mit der sie in Shanghai konfrontiert waren, im Gegensatz zu jungen Studentinnen und Single-Karrierefrauen harmlos. Nicht so die Aktivistinnen, die 2015 für das Verteilen von Stickern und geplanter Protestspaziergänge gegen sexuelle Belästigung verhaftet wurden.

Die angekettete Frau in Fengxian, der brutale Angriff auf Frauen in Tangshan, der *#metoo* Fall des Tennis Stars Peng Shuai, chinesische Netizens weisen auf rote Fäden hin: Ausbeutung und Gewalt gegenüber Frauen, Straffreiheit bei sexueller Belästigung. Die Staatsmedien erörtern andere Problematiken. Im offiziellen Diskurs rühmt sich die Partei mit der Gleichstellung der Geschlechter, trügen Frauen, so einst Mao, schließlich die Hälfte des Himmels. Doch in dem im Jahr 2022 neu gewählten Politbüro, dem Obersten Politischen Ausschuss Chinas, sind sie nicht vertreten. Sie stellen auch nur 27% der Kommunistischen Partei. In einem autoritären Staat, der die Definitionsmacht über den Begriff Gleichberechtigung an sich reißt, ist der Begriff „Feministin“ nicht nur ein Stigma aufgrund seiner durch den Nationalismus beförderten „westlichen“ sprich „feindlichen“ Konnotation. Er trifft auch auf einen reichen gesellschaftlichen Nährboden in dem 剩女 shengnü, deutsch: zurückgebliebene Single Frauen und 娘炮 niangpao, deutsch: verweichlichte/feminine Männer zum Feindbild der Bevölkerung und ihre Existenz mit Blick auf die demographische Krise zum Ziel staatlicher, pronatalistischer Politik wird. Dies wirkt sich negativ auf beide Geschlechter aus, es senkt z.B. berufliche Teilnahme- und Aufstiegschancen für Frauen, und führt zur Implementation institutionell geförderter toxisch-männlicher Ideale für junge Männer im Schulalltag. Der bereits massive Druck, den Eltern auf ihre Kinder ausüben, zu heiraten und Enkel zu zeugen nimmt durch propagandistische Bemühungen befeuert ebenso zu.

Meine Arbeit mit chinesischen NGOs intensivierte sich erst 2016, als viele rechthebasiert arbeitenden Organisationen bereits dem *Crack-down* 2015 zum Opfer gefallen waren. Die blutbeschmierten Bräute, die 2012 auf Pekings Straßen darauf aufmerksam machten, dass das Gesetz gegen häusliche Gewalt, 1995 bei der UN Womens-Konferenz in Peking versprochen, immer noch nicht umgesetzt worden war, die Feminist Five deren Verhaftung 2015 global Wellen schlug, all dies drängte zivilgesellschaftliches Engagement für Frauen außerhalb der All-Chinesischen Frauenvereinigung in den Untergrund.

Die von Bürgerjournalist:innen online dokumentierten *#metoo* Fälle und die Solidarisierung mit feministischen Gruppen weltweit führten zu einer Art „Feministischem Erwachen“ in China. Die meisten Chinesinnen nennen sich nicht Feminist:innen, so wie ich es inzwischen tue, doch ist ihr Handeln, ihr Gedankengut, die Räume die sie miteinander einnehmen, genau das: feministisch. In der Vielzahl an Handlungsoptionen und Räumen suchen diese Frauen nach einem Weg zu mehr Geschlechtergerechtigkeit. Es gibt die staatlich gebilligten Frauenrechte, die laut Partei bereits existierende sozialistische Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern. Es gibt den Feminismus der dritten Welle, unter den man Chinas Feminist:innen einordnet. Es gibt aktivistische und akademische Definitionen. Wirtschaftlich begründete und queere Strömungen. Hongkong, Taiwan, Overseas-Chinese Feminismus. In der Tat FeminismEN.

Mein Kontakt mit diesen mutigen Frauen hat es mir erlaubt, mein eigenes feministisches Erwachen zu erleben. Die Solidarisierung mit ihnen überbrückt geografische, historische und strukturelle Distanzen. Ich hoffe, ich werde in Zukunft weiterhin viele dieser Kämpfer:innen für Gleichberechtigung kennenlernen und an ihrer Seite feministisch wirken dürfen. ▲

Joanna Klabisch

*Joanna Klabisch ist seit 2016 im China-Programm der Stiftung Asienhaus tätig, welches sie seit 2018 leitet. Sie studierte Ostasienswissenschaft mit China-Fokus sowie Interkulturelle Kommunikation an der Ruprecht-Karls Universität Heidelberg, Nankai Universität in Tianjin und der Shifan Universität in Taipei. Bereits während ihrem Studium widmete sich dem Engagement chinesischer Nichtregierungsorganisationen. 2013 war sie für die giz in Peking tätig und arbeitete im Public Policy Dialogue Fund zu zivilgesellschaftlichem Engagement im Bereich der Inklusion und Migration von Wanderarbeiter*innen. Aktuell liegen ihre Arbeitsschwerpunkte auf Chinas Zivilgesellschaft, Gender, sozialer- und Klimagerechtigkeit.*

Felix Lee

李德辉

Wir brauchen nicht weniger, sondern mehr China

声音 42

Als meine Eltern mich mit vier Jahren das erste Mal nach China mitnahmen, um meine Großeltern und Verwandten kennenzulernen, erlebte ich ein Land, geprägt von Armut und Mangelwirtschaft. In dem Hofhaus meiner Großeltern gab es weder fließendes Wasser noch Strom. Überall zog es durch die Holzritzen, von der Decke tropfte es. Baumaterial, um die kaputten Stellen zu reparieren, war nirgends zu bekommen.

Mein Vater, der 1949 vor den Kommunisten nach Taiwan geflohen war und später dann zum Studium nach Deutschland ging, erinnert sich: Alles sah hier noch genauso aus wie 30 Jahre zuvor – nur dass alles älter war und heruntergekommen. Unter Mao herrschte 30 Jahre Stillstand. China war Ende der Siebzigerjahre eins der ärmsten Länder der Welt.

Seitdem war ich im Schnitt alle zwei Jahre bei meinen Verwandten in Nanjing zu Besuch. Und jedes Mal konnte ich feststellen, wie es für sie mit dem Wohlstand aufwärts ging. Erst kamen Fahrräder, Transistorradios und elektrisches Licht. Beim nächsten Besuch wohnten sie nicht mehr in ihren heruntergekommenen Hofhäusern aus Brettverschlägen, sondern in Wohnungen in fünfstöckigen Plattenbauten. Dann kamen der Kühlschrank, der Fernseher und die Klimaanlage dazu. Heute fahren meine Cousins E-SUVs, besitzen Eigentumswohnungen, können ihre Kinder zum Studium ins Ausland schicken und sich einen Lebensstil leisten, der sich von meinem in Berlin nicht mehr unterscheidet.

China hat in den vergangenen Jahrzehnten einen Wohlstandsgewinn erlebt, der historisch beispiellos ist. Über eine Milliarde Menschen wurden aus tiefster Armut geholt, ein Drittel von ihnen lebt im bescheidenen Wohlstand. Das Riesenreich ist Exportweltmeister, Technologieführer in der E-Mobilität und zweitgrößte Volkswirtschaft der Welt. Allein China war es zu verdanken, dass das im Jahr 2000 formulierte Millenniumsziel der Vereinten Nationen, bis 2015 die weltweite Armut zu halbieren, erfüllt wurde

Und kein anderes westliches Industrieland hat in den vergangenen Jahrzehnten so intensiv zu Chinas wirtschaftlichem Aufstieg beigetragen, zugleich aber auch so sehr profitiert, wie Deutschland. Die Volksrepublik ist Deutschlands wichtigster Handelspartner, das Handelsvolumen ist größer als das mit den USA. Zugleich gab es zwei Jahrzehnte lang kaum nennenswerte Inflation, weil wir spätestens mit dem Beitritt Chinas zur Welthandelsorganisation und damit dem Eintritt in den Weltmarkt so viele Konsumgüter und Dienstleistungen zu günstigen Preisen aus dem Reich der Mitte beziehen konnten, wo ein Millionenheer an Wanderarbeiterinnen und Wanderarbeitern in riesigen Fabriken unsere T-Shirts nähten und Elektroartikel zusammenschraubten.

Gleichzeitig hat sich die Volksrepublik zu einem gigantischen Absatzmarkt für deutsche Qualitätsware entwickelt, die dort hoch geschätzt wird. Jeder zweite Volkswagen und jeder dritte Mercedes wird derzeit in China verkauft. Unser heutiger Wohlstand, und der vieler anderer Länder, beruht zu einem erheblichen Teil auf Entwicklungen in der Volksrepublik.

Das spiegelt sich auch im kulturellen und zwischenmenschlichen Austausch wider. Zehntausende Deutsche haben seit Chinas Öffnungspolitik in den vergangenen Jahrzehnten zeitweise in der Volksrepublik gelebt und gearbeitet, Chinesisch gelernt und das Riesenland in seinen unterschiedlichen Facetten kennen und schätzen gelernt. Noch viel mehr Chinesinnen und Chinesen haben an deutschen Universitäten studiert, bei ihrer Rückkehr nach China für deutsche Unternehmen gearbeitet und fühlen sich weiter eng mit Deutschland verbunden. Der Austausch war also immens. China ist für viele hier kein fernes exotisches Land mehr. Deutschland wiederum für die Chinesen kein Land unter vielen im komplizierten europäischen Geflecht. Deutsche Gründlichkeit, deutsches Management und deutsche Qualitätsarbeit ist für viele Chinesen Vorbild – ebenso die deutsche Gemütlichkeit. Diese 50 Jahre in den deutsch-chinesischen Beziehungen waren eine äußerst gute Zeit. Und was in dieser Zeit an geschäftlichen und persönlichen Beziehungen entstanden ist, sind Freundschaften fürs Leben.

Und doch hat sich in den vergangenen Jahren auch das deutsch-chinesische Verhältnis deutlich eingetrübt. Das hängt mit der weltpolitischen Lage zusammen und nicht zuletzt den zunehmenden Spannungen zwischen China und dem Westen im Allgemeinen. Deutschland ist nun einmal Teil der von den USA politisch dominierten westlich-demokratischen Wertegemeinschaft. Washington betrachtet China inzwischen als seinen Hauptrivalen und fordert seine Verbündete auf, sich zu entscheiden, auf welcher Seite sie künftig stehen wollen.

Doch auch China hat sich unter Staats- und Parteichef Xi Jinping stark verändert. Das Land ist wieder sehr viel autoritärer geworden als es insbesondere in den Nuller-Jahren war. Die Xi-Führung hat vorzeitig Hongkongs Autonomiestatut beendet und damit völkerrechtliche Verträge gebrochen. Sie verletzt Menschenrechte und geht brutaler denn je gegen Tibeter und Uiguren vor, betreibt in Xinjiang sogar wieder Zwangsarbeitslager. Mit ihrem Propaganda-Apparat gibt die chinesische Führung unverhohlen die Parolen aus, dass man auf das Ausland nicht mehr angewiesen sei, schließlich könne man das Meiste bereits selbst. Europäern, Amerikanern und selbst Deutschen wird immer deutlicher zu verstehen gegeben, dass sie in China nicht länger willkommen sind. Früher war das Interesse am Austausch groß, und das Bedürfnis, voneinander zu lernen. Heute schürt die Führung Chauvinismus und Nationalismus. Mit seinen Wolfskrieger-Diplomaten ist China auf der Weltbühne nicht mehr der besonnen und bescheiden auftretende Akteur, der sich nicht zu sehr in die Belange anderer Staaten einmischt, wie es einst der große Reformator Deng Xiaoping für sein Land vorgegeben hatte. China ist etwa im Streit um Taiwan und das Südchinesische Meer immer häufiger selbst der Aggressor.

Nicht zuletzt als Reaktion auf diese Entwicklungen ist auch in Deutschland die Stimmung gekippt. China wird nicht mehr als ein quirliges und dynamisches Land gesehen mit unbegrenzten Absatzmöglichkeiten, sondern wird sehr viel stärker als Bedrohung wahrgenommen, mit dem man eigentlich nicht mehr viel zu tun haben möchte. Von „*Decoupling*“ ist auch hierzulande die Rede, einer wirtschaftlichen Entkopplung von China.

Die Angst, sich von einem autoritären Unterdrückerstaat erpressbar zu machen, hat durchaus Berechtigung. Aus wirtschaftlicher Sicht stellt es immer ein Risiko dar, sich einseitig von einem Markt oder Lieferanten abhängig zu machen.

Trotzdem wäre es ein großer Fehler, wenn die berechtigte Kritik an der chinesischen Führung dazu führen würde, die in den vergangenen Jahrzehnten aufgebauten Beziehungen zu kappen, sich gar von China komplett zu verabschieden. Denn das hätte nicht nur unmittelbar große wirtschaftliche Schäden für sehr viele Branchen in Deutschland zur Folge, ein *Decoupling* von China würde unserem Wohlstand erheblich schaden.

China ist heute ein globaler Player, bei allen Problemen von weltweiter Bedeutung nicht mehr wegzudenken, sei es bei der Klimakrise, bei der Eindämmung der Pandemie, Handelsfragen, bei der technischen Entwicklung, in der Wissenschaft und bei geopolitischen Fragen, etwa im Umgang mit Wladimir oder den Taliban in Afghanistan. Keine der derzeitigen Krisen lassen sich ohne China lösen. Umso wichtiger ist es, trotz der derzeit schwierigen Beziehungen auch weiter intensiv die zum Teil mühsam aufgebauten Kontakte der vergangenen Jahrzehnte zu pflegen, den Austausch zu fördern und an so vielen Stellen wie möglich, sei es in der Wissenschaft, auf parlamentarischer und auf geschäftlicher Ebene miteinander zu kooperieren und zusammenzuarbeiten.

Denn nichts hält ewig. Auch die derzeitige Führungsriege nicht. Chinas politische Entwicklung der letzten 50 Jahre zeichnet sich von einem ständigen Auf und Ab aus: Mal gab es repressivere Zeiten, mal wurden die Zügel auch wieder deutlich gelockert. Unter Xi Jinping hält diese repressive Phase zwar schon verhältnismäßig lange an. Aber jede Lockerung, jede Öffnung, jedes Entgegenkommen sollte dazu genutzt werden, die Kontakte wieder zu intensivieren.

Umso wichtiger ist es, bestehende Kontakte nicht abubrechen, sondern in diesen politisch und wirtschaftlich schwierigen Zeiten, den kulturellen Austausch zu fördern, die China-Expertise zu stärken und eigene Strategien zu entwickeln, um mit den Herausforderungen mitzuhalten, die mit Chinas vor allem technologischem Aufstieg einhergehen. Wir brauchen also nicht weniger, sondern mehr China in Deutschland. Eine externe Herausforderung ist immer auch eine Chance für uns. ▲

Felix Lee,

geboren 1975 in Wolfsburg, studierte Volkswirtschaft und Politik in Göttingen und absolvierte die Berliner Journalistenschule. Anschließend wurde er Redakteur bei der taz. Von 2010 bis 2019 war er China-Korrespondent in Peking unter anderem für die taz, Zeit Online und der Funke-Mediengruppe. Nun ist er Redakteur bei China.Table. 2011 erschien sein Buch „Der Gewinner der Krise – was der Westen von China lernen kann“ und 2014 die Biografie „Macht und Moderne. Chinas großer Reformator Deng Xiaoping“. Im März 2022 erschien zudem sein neues Buch „China, mein Vater und Ich. Über den Aufstieg einer Supermacht und was Familie Lee aus Wolfsburg damit zu tun hat“.

Oliver Lutz Radtke

纪韶融

Mit China wachsen

声音 43

Von den 50 Jahren diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik China habe ich – *time flies* – fast die Hälfte miterlebt, als Bierfestivalmusiker, Filmstatist und Sprachstudent in Shanghai und Beijing, als Reporter, Autor, Redakteur in Chengdu, Yinchuan, Shenyang oder Hangzhou und als Stiftungsmanager mit vielen Austauschprogrammen zwischen beiden Ländern. Als Zeitzeuge der Veränderungen in der chinesischen Gesellschaft muss ich mit einem Geständnis beginnen: Ich bin zu keinem „Chinabild“ mehr fähig. Denn von welchem China reden wir eigentlich? Von wessen? Und von wann? Geographisch, thematisch wie zeitlich können sich die Bilder so stark unterscheiden wie Malmö und Mailand oder ein Leben mit und ohne Strom. Also schreibe ich über mein eigenes China. Das mich jeden Tag aufs Neue erschüttert und erfreut, ärgert und motiviert – eine Liebe, die offenbar bereits ein halbes Leben lang hält.

Ich schreibe gerne über China. Weil ich dabei viel über mich erfahren kann. Weil mich Schreiben mit China verbindet. Weil die chinesische Schrift so viel mehr ist als reine Information, nämlich ein Fernglas in die Gedankenwelt und den Erfindungsreichtum einer sehr alten Hochkultur. Menschen, die wie ich in China kein Trendthema, sondern eine Generationenaufgabe sehen, sind in Deutschland auch heute noch eine etwas verrückte Spezies.

Etwas von China verstehen zu wollen, ist wie mit Aalen jonglieren. Sobald ich glaube, etwas begriffen zu haben, entgleitet mir die sicher geglaubte Erkenntnis. Dafür hält die Beschäftigung mit China mich beweglich. China ist komplex, Weniges ist tatsächlich so wie es scheint. China ist für Europäer*innen und Chines*innen aus unterschiedlichen Gründen gleichermaßen frustrierend, wir nutzen die Trainingschance für mehr Ambiguitätstoleranz jedoch viel weniger. China ist immer auch Projektionsfläche für das eigene Selbstempfinden. Ohne China geht es nicht. Die großen Probleme unserer Zeit müssen und können mit China gelöst werden. Es ist schwierig, aber es geht. Was wir brauchen, ist Haltung und Fokus.

China per se gibt es nicht

China steht für mich für Lebenslanges Lernen, eine Aufgabe, die ich bis zu meinem Lebensende sinnvoll ausfüllen kann. Was für ein Privileg. Doch ein China per se gibt es nicht. Es gibt einen schier unerschöpflichen Projektionsbauchladen, in dem sich die Bewunderung für China oder die Angst vor China befinden, ebenso China als Risiko, als Chance, eine jahrhundertelange Verehrung und eine ähnlich lange Furcht vor dem Land. Es gibt ganze Enzyklopädien, Autobiografien, von Kaisern und

Großen Vorsitzenden, es gibt Doktor- und Seminararbeiten, Konferenzprotokolle und Jahrbücher, es gibt Dutzende Provinzen und Verwaltungseinheiten in China, es gibt Regionalküchen, Spelunken und Sternerestaurants, aber ein China als solches ist mir noch nie begegnet. Ich begegne Menschen. Mit Liebeskummer, Überzeugungen, Zahnschmerzen, Fürsorge und Pragmatismus. Ich denke an Sichuan, wo das Familienrezept für die beste Chili-Sauce ähnlich gut gehütet werden dürfte wie die Atomcodes in Peking. Ich denke an die Innere Mongolei, wo die Gastfreundschaft laut und wild ist und nach gekochtem Lammfleisch duftet. An Shanghai, wo die Handbewegungen der Frauen an Zigarettenwerbung der 20er Jahre erinnern. An Peking, wo alte Männer in den Hutongs allen Erziehungskampagnen zum Trotz bauchfrei in der Sonne sitzend zotige Witze reißen.

China ist eine Welt für sich

China ist und wird ein Kaleidoskop widersprüchlicher Eindrücke bleiben. Je mehr ich mich im Land aufhalte, desto schwerer fallen mir die eindeutigen Urteile. China ist eine Chimäre, eine uralte Zivilisation, ein kommunistisch besprenkeltes Kaiserreich, ein Experiment, eine Welt für sich. Wer mit offenen Augen durch das Land fährt, wird mit filmreifen Szenen überschüttet: *fuerdai* – neureiche Kids – in Guangzhou, *hongerdai* – Kadersprösslinge – in Peking, uralte Ehepaare auf dem Lastenrad, er fährt, sie thront warm eingepackt auf der Ladefläche; mit Nippes behängte lautstarke Touristengruppen, die mehr mit sich selbst als mit dem Ort beschäftigt kurze Momente der Unbeschwertheit genießen; nachdenkliche Rentner im wunderschönen Park der Tsinghua-Universität, die beim Anblick der fröhlich palavernden Studierendengruppen womöglich an ihre eigene Jugend denken. Vielleicht durften sie gar nicht studieren, vielleicht waren sie zu arm, vielleicht ist der Beobachter aber ein emeritierter Professor, der sich an den Seerosen erfreut und am Bärlauch, der hier wächst und gut schmeckt. *Sanwen*. Zerstreute Schriften. So zerstreut wie dieser Text. Struktur ist gut, letztendlich führt alles aber doch zu einem Ziel, lohnt sich also die große deutsche Anstrengung der Feinplanung? Endkontrolle – so ein Wort kann nur in Deutschland erfunden worden sein. Wann dürfen wir von einem Ende sprechen? Und wie sehr sind wir wirklich *in control*?

China steht sich häufig selbst im Weg

In China erlebe ich mich als Mensch intensiver. Das hat sicher damit zu tun, dass ich stärker als in Deutschland auf mich selbst zurückgeworfen bin. Manchmal bin ich mir ein schlechter Begleiter auf den Straßen Beijings. Manchmal freue ich mich an meiner Gesellschaft. In Ningbo bin ich emotionaler als in Nürnberg. Ich kenne kaum gefühllose Chinesen. Was muss das für ein Humor von Menschen sein, die täglich so wenig zum Lachen haben und zugleich so sehr zu Scherzen aufgelegt sind. China ist anstrengend. China steht sich häufig selbst im Weg. China ist Hü und Hott und Hühott auf einmal. Gleichzeitig klar und eindeutig und oft trüber als eine sauer-scharfe *Suanlantang*-Suppe. China ist atemlos und die Heimat der Meditationsform Qigong. China verspricht einen friedlichen Aufstieg und rüstet auf. China beruft sich auf Reform und Öffnung und macht dicht. China hat die Schrift erfunden und immer weniger können sie schreiben. Ich werde mein Leben lang Zeichen lernen dürfen, wenn ich denn möchte. Auch das ein Privileg. Chinesen träumen wie wir, vom besseren Leben, weniger Lärm, mehr Geld, von gesunden Körpern und gutem Essen. Die Partei hat das Träumen staatlich verordnet, die nach außen gerichtete Einheitsfront Hand in Hand mit dem innenpolitischen Einheitsraum. Doch lassen sich über eine Milliarde Privatträume so einfach zusammenfassen?

China-Kompetenz ist Deutschland-Kompetenz

Leben und arbeiten in und mit China ist auch ein Arbeiten mit dem eigenen Land. China-Kompetenz ist Deutschland-Kompetenz. Was heißt denn eigentlich so ein Satz wie „In China gelten Verträge

nichts“, „In China zählt vor allem Gesicht“ usw. Sind solche Sätze Aussagen über ein anderes Land oder doch eher über die eigenen Bedürfnisse des Sprechers? Sind wir wirklich so anders? Warum ist es uns so wichtig, die Unterschiede zu betonen? Sich mit China zu beschäftigen, heißt also auch, sich mit Deutschland, dem vermeintlich *eigenen* Land, zu beschäftigen. Wie vertraut kann mir die Bundesrepublik nach Jahren in China überhaupt noch sein? Nirgendwo habe ich so viel über das Land in der Mitte Europas gelernt wie im Reich der Mitte. Unsere Angst, unsere Bequemlichkeit, unseren Eurozentrismus, aber eben auch unsere Demokratie, unsere Vielfalt und Innovationskraft. Unser Privileg, sogar Lust an der Präzision zu entwickeln, unsere Bierkultur und die Schönheit grüner Landschaften. Ich reise mit einem chinesischen Blick durch Deutschland und frage mich oft, was chinesische Freunde und Partner von diesem Sockenladen oder jener Bäckerei mit Marzipan-Pandas halten würden. Wie sie lauthals seufzend auf der Bastei in der Sächsischen Schweiz stehen, sich an einem Hefeweizen im Münchner Englischen Garten erfreuen oder im Römermuseum in Hamm mit kindlicher Freude die Soldatenuniform anziehen. Wie wir abends an der Bar oder auf einem langen stillen Spaziergang plötzlich über Lebensentwürfe und Krisen sprechen, über Zukunftsängste und Vorfreude auf das ungeborene Kind, wie wir gemeinsam weinen und lachen. Chinas globale Rolle ist wie der Klimawandel ein Phänomen, das uns alle angeht: was in der Arktis passiert, genauso relevant wie in Anhui, wo der erste Quantencomputer der Welt steht.

Weniger Nationalstaat, mehr Gemeinschaftssinn

Wir leben im Jahr des Hasen in einer echten Zeitenwende. Wir stehen als Menschheit vor entscheidenden Weichenstellungen. Es stehen Transformationen an, die weniger Nationalstaat und viel mehr Gemeinschaftssinn über alle Grenzen und Kontinente erfordern. Doch die Grenzen werden gerade nur sehr zögerlich geöffnet. Junge Menschen kommen hier wie dort noch viel zu selten erneut in den Genuss, ganz eigene Erfahrungen zu machen. Sie erleben nicht wie es ist, in der Fremde auf sich selbst zurückgeworfen und damit auf die Hilfe fremder Menschen angewiesen zu sein. Fremde, aus denen irgendwann Freunde werden können oder zumindest keine Unbekannten mehr. Die Gefahr neuer Nationalstaaterei und rückwärtsgewandter Blockbildungen ist groß, und eine Welt mit Geschäftsreisen, Besucherprogrammen, Messen und anderen Ausprägungen einer geschrumpften Globalgesellschaft ist noch weit von ihrer präpandemischen Selbstverständlichkeit entfernt. Das Einzige, was sich aktuell ungehindert und frei um den Globus bewegt, ist eine Pandemie. Eine Implosion Chinas kann sich die Welt nicht erlauben. Und ein China, dem die Welt egal ist, können sich weder China noch die Welt erlauben. Wir sollten darauf hinarbeiten, dass es wieder Menschen und nicht Viren sind, die reisen. Menschen, die sich begegnen und gemeinsam an Problemen einer Welt arbeiten, in der sich China als Teil einer globalen Gemeinschaft fühlen kann und international selbst ausreichend Verantwortung übernimmt. Dazu gehört auch, dass innerhalb von Chinas Grenzen alle Staatsbürgerinnen und -bürger ihr Leben frei entfalten können und die ethnische, kulturelle und religiöse Vielfalt des Landes als Stärke gelebt und gepflegt wird und nicht nur in bunten Werbefilmen am Flughafen oder als Abendshow einer Studiosus-Reise stattfindet.

Mehr als 50 Jahre nach der Mondlandung ist das nächste große Projekt nicht die bemannte Reise zum Mars, sondern die Reise zu uns und der gemeinsame Kampf gegen die Klimakrise, für mehr Natur und mehr Frieden. Auf geht's und *jia you!*

Oliver Lutz Radtke

ist Sinologe, Buchautor und Büroleiter der Heinrich-Böll-Stiftung in Beijing. Von 2019 bis 2022 war er Generalsekretär des Deutsch-Chinesischen Dialogforums und als Senior Projektmanager der Robert Bosch Stiftung viele Jahre für Austauschprogramme zwischen beiden Ländern zuständig. Privat betreibt er www.chinglishmuseum.com.

Ariane Reimers

艾莉

Nur direkter Austausch lässt Vertrauen entstehen

声音 44

Die deutsch-chinesischen Beziehungen in Trümmern? So weit ist es glücklicherweise noch nicht. Aber es ist unbestritten, dass die noch vor wenigen Jahren so vertrauensvolle Partnerschaft heute auf dem Prüfstand steht. Dabei ist es längst nicht mehr vorstellbar, die Welt ohne die Großmacht China zu denken. Das Land, seine Geschichte, seine Menschen, seine Leistungen und Erfindungen ziehen einen unweigerlich in ihren Bann. Zur Faszination und Begeisterung hat sich in den letzten Jahren leider die Sorge gesellt, dass sich die politische Führung Chinas für einen Weg entscheidet, der nicht auf Austausch und Dialog ausgerichtet ist, sondern auf Isolation und Machtsicherung.

Ich hatte das Glück, China in den Jahren vor Ort erlebt zu haben, die von beiderseitiger Neugier und Offenheit geprägt waren. Die Zeit vor den Olympischen Spielen 2008, die Jahre danach: Ein Land – so groß und vielfältig wie Europa. Ein Land in Aufbruchsstimmung, voller Ideen, mit großem Fortschrittsoptimismus und viel Wissensdurst.

Die deutsche Gemeinschaft im Wachsen, die Deutsche Schule auf der Suche nach neuen Standorten, deutsche Unternehmen auf Expansionskurs. Auch Studierende interessierten sich mehr und mehr für China – weil Chinakennntnisse in der Wirtschaft zunehmend sehr gefragt waren. Ein Praktikum in China war recht einfach zu organisieren, die Reisekasse ließ sich mit Englischunterricht aufbessern. China machte neugierig. Das zeigten auch die Zahlen touristischer Reisen, die 2012 ihren Höhepunkt fanden – mit mehr als 659.000 Einreisen deutscher Staatsbürger nach China. Wer wollte, konnte das Land auf eigene Faust bereisen und erkunden und die Vielfältigkeit Chinas kennenlernen. Nur für Tibet galten besondere Bestimmungen.

Das China der Menschenrechtsverletzungen, der unterdrückten Minderheiten, der Überwachung und Kontrolle, der Bürgerrechtsaktivisten in Gefängnis und Hausarrest, das gab es auch. Aber es gab auch „*work arounds*“ – Möglichkeiten, Regeln zu umgehen, sie zu ignorieren. Und vor allem gab es die Hoffnung – nicht nur vieler Deutscher, sondern auch vieler Chinesinnen und Chinesen, – langsam, ganz langsam würde sich zum wirtschaftlichen Aufstieg auch eine zivilgesellschaftliche, politische Öffnung gesellen. Anzeichen gab es dafür einige.

Etwa in den Kunst- und Kulturszenen der chinesischen Metropolen: Versteckte und offene Kritik an der Einparteienherrschaft, eine kritische Auseinandersetzung mit der jüngeren maoistischen Geschichte, der Hungerkatastrophe, die dem „Großen Sprung nach vorn“ folgte, mit der Kulturrevolution, aber auch deutliche Anspielungen auf die blutige Niederschlagung der Proteste rund um den Tiananmen im Juni 1989. Oder in den offenen Diskussionen an chinesischen Universitäten. Oder in ersten Anzeichen für eine zunehmende Rechtsstaatlichkeit. Enteignete Bürger wurden an einigen

Orten zumindest teilweise entschädigt, sie konnten vor Gericht z.T. Recht erstreiten. Im Internet, vor allem im Kurznachrichtendienst Weibo, wurden politische Diskussionen geführt, korrupte Kader kritisiert und angeprangert, Umweltskandale aufgedeckt. Gleichzeitig entdeckten viele reisebegeisterte Chinesen die Welt, ein Studium in Europa, Australien oder den USA gehörte zu den Karrierebeschleunigern der chinesischen Jugend. Die erstarkende und aufstrebende Mittelschicht begann die Gewohnheiten und Hobbies ihrer westlichen Counterparts anzunehmen, zu sinisieren und schließlich selbst Trends zu setzen, die wiederum anderswo aufgenommen wurden.

Es waren Jahre, in denen die Zahl von Dialog- und Austauschformaten zunahm, in denen es vor allem auch um die beiderseitige Erkenntnis ging, dass sich die Welt auch aus einer anderen Perspektive betrachten lässt – die Grundlage für Akzeptanz, Toleranz und gegenseitige Wertschätzung. Im Rückblick lässt sich sagen, mit der Machtübergabe an Xi Jinping kam der *Rollback*. Schlupflöcher wurden geschlossen, Freiräume eingeschränkt. Die Ideologie hielt wieder verstärkt Einzug in den Alltag, in die Erziehung, in die Öffentlichkeit, in die Kultur. Mit Gesetzen und Zensoren wurden die kleinen Pflänzchen der freien Meinungsäußerung im Internet zertreten. Die Visavergabe wurde restriktiver, nicht mehr ausländische Experten sollten in den Unternehmen arbeiten, keine Praktikanten mehr, keine studentischen Englischlehrer. Die organisierten Austauschformate wurden immer hölzerner, phrasenhafter. Covid hat diesen Prozess weiter beschleunigt und die gewachsenen Bande nachhaltig beschädigt. Nun wählt China einen Weg, der die Selbstisolation weiter vorantreibt. Einer jahrzehntelangen Öffnung folgt eine weitgehende Abschottung des Landes. Dabei ist der Austausch so wichtig.

Es ist eine Illusion, dass eine nachhaltige Partnerschaft allein auf erfolgreichen Wirtschaftsbeziehungen aufbauen kann. Früher oder später können Probleme nicht mehr gelöst werden, weil die interkulturellen Fähigkeiten fehlen, die zu einer vertrauensvollen Zusammenarbeit notwendig sind. Außerdem müssen auch die politischen Rahmenbedingungen stimmen, die wiederum ebenfalls auf einem ganzen Geflecht von diplomatischen, zivilgesellschaftlichen und kulturellen Beziehungen ruhen.

Je weniger aber durch persönliche Kontakte, eigene Erfahrungen im jeweils anderen Land und durch Austausch gefestigt wird, desto stärker zementieren sich schwarz-weiß-Positionen und Haltungen ein, da die Korrektur durch die eigene Erfahrung wegfällt. Auf beiden Seiten.

Die Wiederannäherung nach Covid kann und sollte durch den Ausbau persönlicher Beziehungen und gegenseitiger Besuche gestärkt werden. Das kann aber nur dann von Erfolg gekrönt werden, wenn eine neue Offenheit auch gewollt ist, wenn die Vergabe von Visa- bzw. Pässen weniger restriktiv gehandhabt wird, wenn Individualreisen in beide Richtungen möglich sind und wenn der zivilgesellschaftliche Austausch beider Länder auf allen Ebenen neu angekurbelt wird. Die Realität sieht leider anders aus. ▲

Ariane Reimers

ARD-Journalistin, Merics-Fellow, Mitglied des deutsch-chinesischen Dialogforums, war seit 2004 regelmäßig in China. ARD-Korrespondentin in Peking von 2010-2015.

Helwig Schmidt-Glintzer

施寒微

China und die Öffnung Europas

声音 45

Aufbrüche

Z eitungsmeldungen wie „Das Chaos von Laos“ und ein Interesse an der Überwindung von Hunger, Dürre und Krieg in allen Teilen der Welt bewogen mich nach meinem Abitur im Jahre 1967, vor 55 Jahren also, selbst über die Grenzen Europas hinaus zu gehen. Ich studierte Sinologie in Göttingen und München und beschäftigte mich besonders mit den geistigen Traditionen Chinas, insbesondere mit Chinas Auseinandersetzung mit allem Fremden. An dem Münchner Lehrstuhl für Ostasiatische Kultur- und Sprachwissenschaft konnte ich dann seit 1981 lehren und forschen. Erträge waren u.a. eine *Geschichte der chinesischen Literatur* (1989; 2022 auch auf Chinesisch erschienen). Seit ich 1993 die Leitung der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Forschungsstätte für europäische Kulturgeschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit übernommen hatte, verknüpften sich verstärkt wieder die Fragen nach der Besonderheit Europas mit sinologischen Fragestellungen.

Als Deutschen und Europäer hatte mich die Beschäftigung mit China seit Anbeginn zum Nachdenken über die Besonderheiten Europas geführt, das oft auch als „der Westen“ oder als „das Abendland“ bezeichnet wird. Da erste Versuche, in die Volksrepublik zu gehen, gescheitert waren, beendete ich zunächst mein Studium an der Münchner Ludwig Maximilians Universität mit den Nebenfächern Politik, Philosophie und Soziologie. Eine deutsche Lehrerin in Peking schickte mir neueste Publikationen aus dem China der Kulturrevolution. Die 1972 eingereichte Dissertation beschäftigte sich mit dem *Hongmingji* 弘明集 und setzte sich mit den Auseinandersetzungen um die Lehren des Buddhismus in der Zeit der Teilung Chinas in Nördliche und Südliche Dynastien auseinander. Ein großzügiges Überseestipendium der Studienstiftung des deutschen Volkes bot mir die Gelegenheit, nach Ostasien zu reisen und für die Geschichte des Buddhismus wichtige Orte aufzusuchen, nicht zuletzt die alte Kaiserstadt Kyoto, da wo ich meine Buddhismus-Studien intensivierte. So kam es zur ersten direkten Begegnung mit der chinesischen Welt im Jahre 1973. Ich war über Hongkong nach Taiwan gereist, wo man noch den Schock spürte, den kurz zuvor, im Jahre 1972, der Besuch Präsident Nixons in Peking ausgelöst hatte. Zuvor bereits hatte die Vollversammlung der UNO entschieden, dass nicht mehr Taiwan, sondern die Regierung in Peking China bei den Vereinten Nationen vertritt. Beide Seiten aber, die Regierung in Taiwan ebenso wie die Regierung in Peking, hielten an der Ein-China-Politik fest.

Auch wenn mich alle Gegenwartsfragen brennend interessierten, galt meine Bewunderung und mein Interesse doch weiterhin der reichen chinesischen Kultur. Ich suchte nach einem besseren

Verständnis der Lebenswelten im älteren China und verband mich zugleich mit den Gelehrten und Intellektuellen der Gegenwart. Viel hörte ich über die Erfahrungen der letzten Jahre und Jahrzehnte, die Entbehrungen der Kulturrevolution, und spürte die in die Neuentwicklung gesetzten Hoffnungen, aber auch die Skepsis gegenüber einer allzu schnellen Entfernung von der traditionellen Lebenswelt. China sollte doch China bleiben und nicht einfach eine Kopie des Westens werden!

Die buddhistische Geschichtsschreibung blieb mein Thema, auch als mich Rolf Trauzettel 1976 als Assistent an die Universität Bonn holte, wo ich mich bald mit einer Arbeit zur Identität der buddhistischen Schulen und der buddhistischen Universalgeschichtsschreibung in China habilitierte. Dort erlebte ich erste chinesische Staatsbesuche, etwa den von Hua Guofeng 華國鋒 im Oktober 1979, der durch sein Plädoyer für eine deutsche Wiedervereinigung Aufsehen erregte. Bald eröffneten sich dann auch mir selbst Gelegenheiten zu Reisen in die Volksrepublik China, wo ich die Schritte der Öffnungspolitik unmittelbar miterlebte bei einem Besuch Ende 1980 in Guangzhou, Peking und Chongqing, und dann immer wieder, etwa bei dem Symposium, welches Yang Wuneng 楊武能 zusammen mit Günther Debon unter dem Thema „China und Schiller, Schiller und China“ in Chongqing im kalten März des Jahres 1985 organisiert hatte. Welche Dynamik die wirtschaftlich-industrielle Entwicklung in China entfalten würde, konnte damals noch keiner ahnen, und so wurden wir bald von einer Entwicklungsgeschwindigkeit, aber auch von wachsenden ökologischen Herausforderungen überrascht, die uns mit Sorgen erfüllten und die wir zugleich bewunderten. Soziale Regelungen, wie etwa seit 1980 die Ein-Kind-Politik, riefen ambivalente Gefühle hervor. Und doch erschien uns vor dem Hintergrund unserer Kenntnisse der Reformbewegungen des 20. Jahrhunderts dieser Entwicklungspfad plausibel. Mich interessierte der „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ im China der Kaiserzeit, die Modernisierung und ihre Vorgeschichte in der Zhejiang-Region, und immer wieder die literarischen Traditionen.

Trotz aller Globalisierung blieb aber der eigentlich erst seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts begonnene Weg der Überwindung der Beherrschung der Welt durch Europa und der Formierung einer Weltgesellschaft, der mich bewogen hatte, über Europas Grenzen hinaus zu streben, gefährdet, was gegenwärtig besonders deutlich wird. So betrachte ich es bis heute als meine Aufgabe, den einmal eingeschlagenen Weg der Öffnung Europas für eine gerechtere Welt gerade angesichts der großen Herausforderungen, weiter zu befördern. Dabei ist eine der neuen Hürden die Rede von einer „systemischen Rivalität“ zwischen China und dem Westen, so als gelte es, die Europäisierung der Welt weiter voranzutreiben. Dabei liegt in dem Versuch einer Vereinheitlichung der Systeme die Gefahr des Verlustes der Errungenschaften der Aufklärung und damit der eigenen Glaubwürdigkeit. Denn diese gründet in der Anerkennung der Andersartigkeit des Anderen. Bewusst stelle ich mich deswegen in die Tradition der vor etwa zehn Jahren formulierten Fragestellung Henry Kissingers: „Daher lautet die Frage nicht, ob China das 21. Jahrhundert beherrschen wird, sondern vielmehr, ob wir China in eine universellere Vorstellung des 21. Jahrhunderts integrieren können.“ In dieser Haltung bestärken mich heutige Stimmen in den Vereinigten Staaten, welche die gegenwärtige Containment-Politik kritisieren und in der Konstruktion eines systemischen Gegensatzes die Gefahr eines eigenen Identitätsverlustes sehen. Dies fasste jüngst eine Kommentatorin in den Satz: „In attempting to out-China, the United States could undermine the strengths and obscure the vision that should be the basis for sustained American leadership“.¹

Das Interesse an China, „Alteuropa“ und ein neues Miteinander

Es dauerte nicht lange, dass ich als Repräsentant der Sinologie, worunter man die europäische Beschäftigung mit China versteht, in vielerlei Diskurse einbezogen wurde, darunter in die Gruppe der Herausgeber der Max-Weber-Gesamtausgabe. So wandte ich mich dann auch in meiner Zeit als

¹ Jessica Chen Weiss in: Foreign Affairs, Sept/Oct 2022

Direktor der Herzog August Bibliothek nicht von China ab. Einer meiner berühmtesten Vorgänger im Amt des Bibliothekars, Gottfried Wilhelm Leibniz, hatte in den letzten Jahrzehnten seines Lebens China nahezu ungeteilte Aufmerksamkeit geschenkt.

China ist also seit dem Ende der, durch eine Griechenlandreise zu einem Abschluss gebrachten, Schulzeit Teil meines Denkens und Fühlens geblieben. Durch die Freundschaft mit Chinesinnen und Chinesen in China und weltweit, durch Begegnungen mit bedeutenden chinesischen Literaten und Historikern, aber auch mit Sinologen aus aller Welt empfinde ich mich als Teil der chinesischen Welt, als deren distanzierter Beobachter und zugleich als Vertrauter. Wie manche sinologische Vorgänger verstand ich mich als Wanderer zwischen zwei Welten, hatte zugleich aber auch durch die sich intensivierende amerikanische Chinawissenschaft, dann aber auch durch die Mitgliedschaft der Herzog August Bibliothek im Verbund der Independent Research Libraries (IRLA) eine dauerhaft große Nähe zu den Vereinigten Staaten.

Die Bundesrepublik Deutschland hatte als Teil des westlichen Bündnisses in der Folge der Ping-Pong-Diplomatie Henry Kissingers diplomatische Beziehungen zu China aufgenommen, was in der Bundesrepublik manche zunächst als Alleingang betrachteten, dann aber doch zum Ansporn für die Aufnahme eigener diplomatischer Beziehungen wurde. Nach dem Beitritt der Deutschen Demokratischen Republik zur Bundesrepublik am 3. Oktober 1990 fühlte sich Deutschland mit China auch im Hinblick auf die Ein-China-Politik in besonderer Weise verbunden. Die Entwicklungen der letzten Jahrzehnte und die erfolgreiche Wirtschafts- und Industriepolitik, die ohne eine sehr kluge Bildungs- und Wissenschaftspolitik, aber auch nicht ohne solch visionäre Unternehmer wie Carl Hahn von Volkswagen denkbar gewesen wären, führten zur Intensivierung der Beziehungen und damit zu einer neuen Rolle Chinas in der Welt und erfordern nun von allen Seiten entsprechende Anpassung.

Während sich China und die Vereinigten Staaten immer stärker aufeinander beziehen, hat Europa noch nicht seine Rolle gefunden und noch nicht in vollem Umfang die Chancen einer intensiveren Zusammenarbeit mit China erkannt.

Nicht eine stärkere Uniformierung Europas wird jedoch die Lösung bringen, sondern, wie in der Vergangenheit, wird Europa seine Stärke in die internationalen Beziehungen am besten mit Hilfe der Selbstwahrnehmung seiner historischen Fragmentierung und gleichzeitigen inneren Vernetzung einbringen und muss dabei seine Distanz zu Russland und dessen osteuropäisch-asiatischen imperialen Traditionen immer wieder von Neuem ebenso justieren wie seine Unabhängigkeit gegenüber den Vereinigten Staaten wahren. Da Europa mit seinen Erfahrungen aus der Frühen Neuzeit mehr als irgend ein anderer Teil der Welt die längsten Erfahrungen mit Modernisierung hat, könnte seine Aufgabe darin bestehen, Konzepte einer multipolaren Postmoderne zu entwickeln, bei der nicht nur Stärke, sondern auch Überzeugungskraft und moralische Glaubwürdigkeit wesentliche Elemente bilden. Die Rekonstruktion der europäischen Frühen Neuzeit, die zugleich ein Teil der Vorgeschichte der gegenwärtigen Welt ist, kann zusammen mit der Anerkennung vielfältiger Traditionsbildungen, darunter auch der Traditionen Chinas, zur Grundlage für eine neue Verständigung werden.

Da sich mein Leben sowohl nach China und Ostasien, aber auch zu den Vereinigten Staaten hin orientiert hat und ich später durch meine Zeit als Direktor der Herzog August Bibliothek die Erforschung der europäischen Frühen Neuzeit in den Blick nahm, sind für mich die Pflege europäischen Selbstbewusstseins und Freude am Austausch mit China und die Fragen nach der Ordnung der Welt zur Selbstverständlichkeit geworden. Gespräche dazu wurden bei den Treffen der Internationalen Vereinigung für Konfuzius-Studien 國際儒學聯合會 durch Begegnungen mit Chinakennern aus aller Welt belebt und erweitert. In der gegenwärtigen Phase einer Neuorientierung der internationalen Politik liegt mir daher der Hinweis am Herzen, dass eine gelingende Weltordnung nicht durch Gegnerschaft, sondern nur durch Kooperation und die Verfolgung eigener Ziele bei gleichzeitiger reflexiver Selbstvergewisserung eigener Überzeugungen gelingen kann. ▲

Prof. Dr. Helwig Schmidt-Glintzer

Prof. Dr. Helwig Schmidt-Glintzer ist ein deutscher Sinologe und Publizist. Er lehrt seit 1981 auf ostasienwissenschaftlichen Lehrstühlen in München und Göttingen, war seit 1993 Direktor der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel und ist seit 2016 Seniorprofessor an der Eberhard Karls Universität und Direktor des China Centrum Tübingen. Zuletzt erschien von ihm in der Reihe Fröhliche Wissenschaft bei Matthes & Seitz Berlin »Der Edle und der Ochse. Chinas Eliten und ihr moralischer Kompass« (2022).

Kristin Kupfer & Shi Ming

古思亭

史明

Beziehungen im Streitgespräch

声音 46

Zwischen Berliner Schnauze und Beijinger Zunge

Shi Ming

Anfang der 1970er. In meiner Heimatstadt Beijing tobte noch die Kulturrevolution. Eins ihrer Merkmale für mich als Jugendlicher war unvergesslich: Es gab kaum ausländische Spielfilme, schon gar nicht aus Europa. Anfang der 1970er Jahre wurde es anders. Die ersten Filme, meist Partisanenfilme, kamen. Tollkühne Partisanen bekämpften den bösen Feind – die Deutschen. Wir Jungs liebten solche Filme heiß und innig, ohne zu wissen, inwiefern diese historische Realität wiedergaben. Uns war es auch egal, ob Jugoslawen, Albaner, Rumänen, sie alle kämpften gegen den einen Feind: die deutschen Wehrmachtsoldaten und -offiziere.

Ob man es glaubt oder nicht, damals beeindruckten uns gerade die wenigen Deutschen in den Filmen, nicht mit dem, was sie taten, sondern wie sie uniformiert waren; wie sie sich, ohne eine Miene zu verziehen, „mannhaft“ bewegten, etwa mit den Köpfen ruckten. Ein bisschen Wippen links oder rechts, begleitet mit Befehlen wie: „Komm her“, „abführen“, „erschießen“, Schicksale wurden innerhalb eines Augenblicks entschieden.

Wenn solch ein Film zu Ende war, strömten wir Jugendlichen aus den Kinos. Eifrig gaben wir einander mit den passenden Kopfbewegungen zu verstehen: „Komm her“, „abführen“ oder „erschießen“.

Ja, so war es Anfang der 1970er Jahre. Erst viele Jahre später erfuhr ich von der Aufnahme der diplomatischen Beziehung zwischen China und der Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1972. Hatte dies etwas mit meinen ersten Eindrücken der ruckartig die Köpfe bewegenden Deutschen zu tun?

Kristin Shi-Kupfer

1972 war ich noch nicht geboren. Aber auch ich war eine Jugendliche, als ich zum ersten Mal bewusst mit China in Kontakt kam.

Am 5. Februar 1991 sah ich die Folge „Die Kinder von Tiananmen-Platz“, Folge 7 der Staffel 5 um genau zu sein, der US-Serie „MacGyver“. Ich war ein großer Fan des trickreichen Privatdetektivs mit dem Schweizer Taschenmesser, der im Namen der Phoenix Foundation um die Welt reiste, um zu versuchen, sie ein bisschen besser zu machen. In der Folge steht MacGyvers chinesisches Patenkind Su Ling – nun eine junge Dame, mit der er per Brief in regelmäßigem Kontakt stand – plötzlich vor seiner Hausboottür. Sie sagt, sie könne in den USA studieren. Es stellt sich schnell heraus, dass es die beste Freundin seines Patenkindes ist – Su selbst ist während der Niederschlagung der Protestbewegung auf dem Tiananmen-Platz erschossen worden. Ihre beste Freundin hatte ihr viel von MacGyver

erzählt, sodass sie nun die Gelegenheit nutzte, ihn zu bitten, ihr dabei zu helfen, wichtige Beweise der blutigen Niederschlagung am Tianamen-Platz in den USA in Sicherheit zu bringen.

Wie ich später erfuhr, hatte der Produzent der Serie die Folge kurz nach den realen Ereignissen aufgenommen und wollte damit ein Zeichen setzen. Als 15-Jährige hatte ich den Fall der Mauer vor dem Fernseher miterlebt, dieses Wunder der friedlichen Revolution. Nun sah ich junge Chinesinnen und Chinesen, kaum älter als ich, die bereit waren, für das zu sterben, was ihnen wichtig war. Das bewegte mich so sehr, dass ich direkt in unsere Stadtteilbibliothek ging und mir alle dort verfügbaren Bücher über die Protestbewegung – immerhin drei – auslieh. Einige Zeit später ebte das Interesse ab, aber Fragen blieben: Was bewegte diese jungen chinesischen Studierenden? Wie anders, aber auch wie gleich sind sie verglichen mit jungen Menschen hier?

Shi Ming

Anfang der 1990er Jahre. Ich zog gerade in eine Mansardenwohnung in Köln Nippes ein. Bedingt durch beklemmende politische Ereignisse ein Jahr zuvor, begann für mich unfreiwillig ein Leben in der Fremde.

Vom ersten Tage an begrüßte mich ein gewisser Herr Thelen, wenn er mich vor der Wohnung sah, herzlich, fast theatralisch: „Maikl‘,“ rief er mir zu. Ich konnte diesem Urkölnler zweihundertmal erzählen, mein Name heiße „Ming“, ein Wort, das in seinem Dialekt Kölsch „mein“ bedeutete. Dennoch bestand Herr Thelen, der Hausmeister, darauf, mich „Maikl‘,“ zu nennen, und sich rührend um mich zu kümmern: Er achtete darauf, dass es in meiner kleinen Wohnung an nichts fehlte. Falls doch, sprach er mich lächelnd darauf an: „Maikl‘, du broichst ,nen Nachttisch, ne? Kann ich dir bill’ge besorgen.“ Oder: „Maikl‘, du broichst ,nen Spiegl‘, ne? Kann ich dir bill’ge besorgen;“ usw. Briefe brachte er mir direkt vor die Wohnungstür. Wenn er mir etwas Ungewöhnliches anmerkte, von Müdigkeit bis Depression, blickte er mir schweigend so lange in die Augen, bis ich ihm offenbarte, was mir fehlte. Natürlich konnte er dies und jenes immer „bill’ge“ erledigen.

Wir haben fast nie über Politik gesprochen, weder über die chinesische noch die deutsche. Und doch bat er mich eines Tages geheimnisvoll in seine Wohnung mit einem breiten Fenster zur Straße. „Maikl“, flüsterte Herr Thelen mit angespannter Miene, er habe seit zwei Tagen verdächtige Figuren vor unserem Haus beobachtet. Diese kämen immer entweder kurz bevor ich nach Hause kam oder kurz danach. „Maikl‘, soll ich die Polizei rufen? Du musst auf dich besser aufpassen, ne? Wegen 1989?“

Das war das einzige Mal, dass in unsere nachbarschaftliche Beziehung die Politik einstrahlte. Das einzige Mal, das ich nicht vergessen kann.

Kristin Shi-Kupfer

Ich zog Anfang September 1996 in ein Zweier-Zimmer des Wohnheims für ausländische Studierende an der Fudan-Universität ein. Ich hatte mir eine nicht-europäische Zimmergenossin gewünscht – es war eine Koreanerin – um möglichst viel Chinesisch sprechen zu können. Mit chinesischen Studierenden zusammen in einem Gebäude zu wohnen, war – leider – nicht möglich. Sie lebten unter viel einfacheren Bedingungen und zu acht oder zu zehnt – auf einem Zimmer. Wir konnten uns besuchen, aber nicht übernachten. Wir waren räumlich weit voneinander getrennt, aber dennoch entstanden Freundschaften.

Chinesische Nachbarn hatte ich zum ersten Mal 2007, ich war als akkreditierte China-Korrespondentin des österreichischen Magazins Profil nach Beijing gezogen. Ich hatte mir ein einfaches chinesisches Wohnviertel ausgesucht, wo kaum Ausländer (allerdings eine sehr gute, halbchinesische Freundin) wohnten. Ich wollte richtig eintauchen in den chinesischen Alltag.

Ein älteres Ehepaar im Nachbargebäude grüßte mich immer herzlich, wenn ich das Gebäude verließ

oder nach Hause kam. Bald blieb ich immer mal wieder stehen und wir lernten uns besser kennen. Herr Wang und Frau Zhu waren Mitte 60, sie hatten in ihrer Wohnung im Erdgeschoss ihre beiden Kinder großgezogen, die Tochter kam regelmäßig mit dem Enkelkind vorbei. Die beiden halfen mir, wenn ich eine Frage hatte, krank oder auf der Suche nach einem Handwerker war. Herr Wang war auch mein erster Lehrer für den Beijing-Dialekt, ein Zungenschlag mit so reichhaltigen, bewusst überdramatisierenden, kommentierenden und leicht süffisanten Humor. Einer unserer Lieblingssätze wurde die Bemerkung „Schon wieder unterwegs?!“, mit dem mich auch bald weitere ältere Nachbarn liebevoll bedachten. Sie fragten allerdings interessanterweise nie nach, wo und warum ich – eine Journalistin, wie sie wussten – unterwegs war. Es war wie eine stille Übereinkunft und vielleicht der Garant für unsere herzliche Verbindung.

Shi Ming

2007, im Oktober. An einem herrlichen Herbstnachmittag saßen wir zu Dritt nahe der Dom-Terrasse zum Rhein. Zwei Hochschulprofessoren und ich. Wir tranken Bier, Apfelsaftschorle und am Ende noch Kaffee. Unser Gesprächsthema: Die deutsche Wissenschaftspolitik.

Der eine merkte gleich an, wie sehr diese Politik kurzatmiger und -fristiger geworden sei. Man könne in der Wissenschaft doch nicht Erfolge in Monaten nachjagen, immer nach Marktwert, wie das eine oder andere Mal bei den Amis, oder? Der andere kritisierte konkret, wie sehr die deutsche Forschungspolitik an der Realität vorbeisegle. MP3, nannte er als Beispiel, sei doch eine deutsche Erfindung. Und am Ende machten aber die Japaner und Amerikaner das Rennen. Das gleiche passiere auch mit der Idee, alternative Energien in industriellem Ausmaß zu revolutionieren. Aber da schlugen die Engländer uns jetzt schon um Längen, etwa mit ihrer Carbon Capture Storage Technology ... usw.

Irgendwann bemerkten meine deutschen Freunde meine Einsilbigkeit, die sie beide beunruhigte: „Shi Ming“, sagte der eine, „was meinst du, was wir Deutsche falsch gemacht haben.“ „Ja“, ergänzte der andere „du bist schon so lange bei uns. Du siehst es bestimmt klarer, als wir selber.“

Das, was ich ihnen gesagt habe, hat sie beide zuerst sprachlos gemacht: „Liebe Freunde, in diesem Jahr allein habt ihr Deutschen zweimal den Nobelpreis bekommen, einmal in der Chemie und einmal in der Physik. Und ich habe euch beiden den ganzen Abend lang zugehört, wie ihr dennoch eure Forschungspolitik auseinandergenommen habt. Wisst ihr eigentlich, wie viele Jahre wir Chinesen nur davon träumen, einmal einen Nobelpreis in einem der naturwissenschaftlichen Fächer zu bekommen?“

„Ach, bitte, entschuldige uns Deutschen. Wir meckern zu viel, oder? Das ist wirklich bei uns schon ein Nationalsport geworden, entschuldige oftmals.“

„Nein“, antwortete ich: „Ich grübele die ganze Zeit darüber nach, was euer kritischer Geist gegenüber der eigenen Politik und Gesellschaft mit euren Erfolgen in Wissenschaft zu tun hat. Heißt es nicht, dass die Wissenschaft nichts dringender und elementarer braucht, als einen kritischen und unabhängigen Geist? Und ich frage mich: sollen wir Chinesen uns nicht besser an eurer Meckerei ein Beispiel nehmen?“

Kristin Shi-Kupfer

2009, im Februar. An einem klaren, lauen Winternachmittag – lau deshalb, weil ich im Süden Chinas, in Shenzhen, weilte – saß ich mit fünf jungen Wanderarbeitern auf kleinen Hockern rund um einen kipligen, runden Holztisch unter freiem Himmel.

Die vier oder fünf Teller mit Fleisch- und Gemüsegerichten und auch der große Pot mit Reis waren blank gegessen, Wang Chunqiao, der Kopf dieser Freundesgruppe, hatte gerade noch eine Runde Bier bestellt, als er sich mit der Hand vor die Stirn schlug. „Mensch, heute ist doch Laternenfest (der erste Vollmond im neuen Jahr nach dem chinesischen Mondkalender), wir müssen alle unbedingt noch Tangyuan (Klößchen aus klebrigen Reismehl) essen.“ Wang bestellte, ohne uns alle weiter zu

fragen, für jeden eine kleine Schüssel mit drei Klößchen. Die vorher noch munter plaudernden und herzlich lachenden jungen Männer wurden plötzlich still. Mir wurde schnell klar, warum. Tangyuan klingt ähnlich wie „tuanyuan“, sprich Wiederzusammenkommen (innerhalb der Familie) und diese Klebreisklößchen isst man traditionell am Ende der Feierlichkeit zum Neujahrsfest mit seiner Familie zusammen.

Das Neujahrsfest ist traditionell die Zeit, in der sich auch die Wanderarbeiter zu ihren Familien aufmachen, oft mehrere Tagesreisen entfernt von ihrem Arbeitsort. Meist kündigen sie vorher oder die Anstellung – war eh temporär und sie können so über die Feiertage eine kleine Pause einlegen.

Wang und seine Kollegen waren in jenem Jahr nicht nach Hause gefahren. Es fehlte ihnen das Geld, aber auch die Ruhe. Sie hatten noch vor dem Neujahrsfest mit einem Streik und anschließender Schlichtung ihre Fabrik dazu gebracht, auf ihre Forderung zur Auszahlung der letzten drei Gehälter in voller Höhe einzugehen. Aber sie hatten diese noch nicht ausgezahlt bekommen. Also haben sie das Fest ohne ihre Familien verbracht.

„A-ya wir sind jetzt eine Familie“, muntert Wang seine Mitstreiter auf, „und wir haben eine neue große Schwester kennengelernt.“ „Meinst du denn, wir kriegen jemals das Geld?“, fragt einer der anderen Wang. „Wenn nicht, dann streiken wir eben noch mal, wir haben es doch schon einmal geschafft“, entgegnet Wang. „Und was, wenn sie uns alle entlassen oder gar verhaften?“, fragt ein anderer. „Dann haben wir es versucht und nicht aufgegeben“, meint Wang Chunqiao und beißt in seinen letzten Klebreiskloß, „darauf kommt es doch an.“

Es waren und sind Menschen wie Wang, die mich nicht haben aufgeben lassen.

Shi Ming

2018. Anlässlich des 25 jährigen Bestehens der Städtepartnerschaft zwischen Berlin und Beijing wurde ich gebeten, etwas zu schreiben, was beide Städte jenseits des Materiellen verbindet. Hier ist meine Antwort:

Mit verfliegenden Jahren schwinden oftmals Erinnerungen. Und mit Erinnerungsschwund jenes Gefühl, das einen an seine Heimat bindet, etwa mich an meine Heimatstadt Beijing. Und doch: Mein Gedächtnis arbeitet makellos. Noch. Nur die Gegenstände, an die meine Erinnerungen gebunden sind, verschwinden. Die engen Gassen, Hutongs genannt, etwa. Meistens abgerissen. Ein Teil fake-renoviert und zum Kitsch degradiert. Verschwunden sind auch die Garküchen. Wegen der Gefahr der Luftverschmutzung. Schlendere ich abends, wenn ich wieder daheim bin, durch Straßen, kann ich nur noch selten meiner Nase folgen, um in einem der Lokale einzukehren, wo mein Herz lacht, noch ehe mir die Speisekarte präsentiert wird. Die brauche ich nämlich gar nicht.

Bitte versteh mich nicht falsch: Ich bin immer noch stolz, Beijinger zu sein, nicht weil Stahl-Glas-Konstruktionen meine Heimatstadt heute bewalden. Noch weniger, weil meine Landleute dort schon eine ganze Weile besseren Wohlstand genießen. Und ich will mich den Huldigern für scheinbar ewig fortwährender „Fortschritte“ genauso wenig anschließen. Der Hauptgrund für mich, ein stolzer Beijinger zu sein, liegt mir auf der Zunge. Jene Zunge kennt man in meiner Wahlheimat Berlin auch – als die „Berliner Schnauze“, die sarkastisch, mürrisch, im Kern oft so entlarvend Menschen aus der Seele spricht.

So auch meine Beijinger Zunge! Gern erinnere ich mich an Onkel und Tanten in der Gasse meiner Großmutter, die, wenn ich als Dreikäsehoch zu frech wurde, mir entgegen schnauzten: „Steige mir wenigstens nicht auf die Stirn, wenn du mir schon auf der Nase tanzst.“ Solche Zunge, ähnlich wie die Berliner Schnauze, ist nicht jedermanns Geschmack. Legendär ist sie oft dennoch, gar noch für jene, die Beijinger oder Berliner als „unfreundlich“ wenn nicht „arrogant“ empfinden. Nicht zuletzt wegen der überzogenen Theatralik, gepaart mit cooler Miene.

2012 suchte im Sommer ein Wolkenbruch Beijing heim. Binnen zweier Stunden waren alle Prachtstraßen unter Wasser. Bedroht waren alle U-Bahnen. Binnen 20 Minuten, als dies geschah, erschien

auf unzähligen Smartphones in Beijing ein Witz, getarnt als Stationsansage: „Liebe Fahrgäste, der nächste Halt ist Jishuitan (wo sich das Wasser ansammelt). Der übernächste Halt ist Jishuitan. Der überübernächste Halt ist Jishuitan ...“ Und binnen weniger als einer Minute antwortete darauf eine andere Stationsansage: „Liebe Fahrgäste, für Schwimmer unter Euch ist der nächste Halt Shuilifang (wo das Schwimmstadion ist). Für Nichtschwimmer ist der nächste Halt Babaoshan“ (wo das Krematorium ist).

Gewiss: derart sarkastischen, bisweilen fatalistischen Humor gibt es woanders auch. Er wird woanders auch hassgeliebt. Und doch: Die Beijinger Zunge, wie die Berliner Schnauze, liefert immer noch für Chinesen wie für Deutsche ein Modell zum Nachahmen. Der Sachse Erich Kästner wurde berühmt wegen seiner Erzählung „Drei Männer im Schnee“, wo der Dichter eifrig zu Berlinern sucht. Kulturhistorisch liefert die Beijinger Zunge die Grundlage für die einzige Bühnenkomikunst in ganz China – die Xiangsheng – um zwei Beispiele zu nennen.

Was die Berliner Schnauze mit der Beijinger Zunge verbindet, also uns Deutsche wie Chinesen, ist nicht bloß eine Art zu sprechen, vielmehr eine urbane Lebenshaltung: Gerade wenn es hart wird, gerade wenn das Leben einem wehzutun beginnt, fängt dein Mut an, wenn du die bedrückendste Realität beim Namen nennst, unverhüllt bis unerschrocken.

Ich bete: Möge uns allen solch ein Geschenk lange beschieden bleiben.

Kristin Shi-Kupfer

2022. Meine Heimatstadt Hattingen hat noch keine Partnerstadt in China. Die Mentalität der Hattinger würde vielleicht gut zu einer der kleineren ehemaligen Industriestädte im Nordosten Chinas passen. Auch dort haben sich die Bewohner ihre Direktheit und Offenheit bewahrt, ihre Altstadt haben sie vermutlich – ähnlich wie auch in Beijing – verloren, zu rückständig und zu wenig funktional, so lautet in China zu oft das Urteil. Das ist Gott sei Dank in Hattingen anders.

Als Kind des Ruhrgebiets liegt mir die etwas rauere, unverblümete und zupackende Art vieler Nordchinesinnen und -chinesen. Die, meines chinesischen Namensvetters Gu Shifu (Meister Gu), ein junger Handwerker aus Liaoning, der sich mit einem kleinen Reparaturservice am Eingang meines damaligen Wohnviertels in Beijing niedergelassen hatte. Er kam in meine Wohnung und begann ohne viele Worte mitten in der Küche meinen Kühlschrank nahezu komplett auseinanderzunehmen, bis er den Fehler gefunden hatte. Oder Taxifahrer Wu, ein waschechter Beijinger, der auf meine damals übliche Frage, ob er je nach Verkehrsaufkommen eher den 3. oder den 4. Ring fahren würde, antwortete: „Ich höre auf dich – so wie ich auf die Partei höre.“ Oder die Musikerin Regina Zhu. Das einstöckige alte Haus ihrer Eltern sollte im Zuge der Olympischen Sommerspiele abgerissen werden. Diese harrete aber als eine der wenigen dort noch aus, da sie keine ordentliche Entschädigung bekommen hatte. So schickte ihnen der Immobilienentwickler und/oder die lokalen Polizisten in einer Nacht- und Nebelaktion Skorpione und Schläger ins Haus. Sie verjagte mit 3 Freundinnen die Schläger, fing die Skorpione ein und verkaufte sie an ein Restaurant.

Wie viele mutige, liebevolle, kluge, tatkräftige und hoffnungsvolle Chinesinnen und Chinesen durfte ich kennen lernen. Mögen viele Deutsche ähnlich gesegnet werden wie ich durch solche Begegnungen und Freundschaften. ▲

Prof. Dr. Kristin Shi-Kupfer

Kristin Shi-Kupfer ist Professorin für gegenwartsbezogene Sinologie mit dem Schwerpunkt digitale Medien an der Universität Trier und Senior Associate Fellow am Mercator Institut für Chinastudien in Berlin.

Sie beschäftigt sich mit Politik und Gesellschaft Chinas, speziell Chinas digitale Entwicklung, gesellschaftliche Gruppen und digitale Medien, Medien- und Medienpolitik sowie Menschenrechte und Religion (speziell Christentum) in der Volksrepublik.

Von 2007 bis 2011 arbeitete Shi-Kupfer als China-Korrespondentin für deutschsprachige Printmedien (u.a. für Profil, epd, Zeit online und Südwest Presse) in Beijing.

Shi Ming

Shi Ming: Freischaffender Journalist und Publizist, geboren in Beijing. Er lebt seit 1987 in Deutschland. Seit 1990 arbeitet er für die ARD, ZDF, Deutschlandfunk, Deutsche Welle, diverse Printmedien wie SZ, FAZ, taz, Die Welt, Die Zeit, Neuer Zürcher Zeitung, Le Monde diplomatique, etc. Herausgeber des Buchs „Denken im modernen China“ (geplanter Erscheinungstermin: Mai 2023).

Frank Sieren

弗兰克·泽林

声音 47

Die ersten Weltbürger

Die ganz wenigen Deutschen, die schon vor 50 Jahren dauerhaft in China gelebt haben, sind inzwischen verstorben. Damals, 1972 haben die Bundesrepublik und China diplomatische Beziehungen aufgenommen.

Allerdings leben heute noch Deutsche in China, die seit mehr als einer Dekade, manche sogar mehr als zwei oder drei Jahrzehnten, dort zu Hause sind. Es sind mehr als man auf den ersten Blick vermuten würde.

Sie sind einzigartige Zeugen der dramatischen Verbesserung der Lebensumstände für die meisten Chinesen. Einige Zahlen lassen die von einem starken Wandel geprägten Biographien dahinter erahnen.

Die durchschnittliche Lebenserwartung der Menschen in China hat sich in den gut 30 Jahren zwischen 1990 und 2022 um 10 Jahre auf 78 Jahre verlängert und ist jetzt höher als die in den USA mit 76 Jahren.

Allein seit 2003 hat sich das Prokopfeinkommen in China verzehnfacht, während es sich in Deutschland in diesem Zeitraum nur verdoppelt hat. Und dennoch ist das deutsche Prokopfeinkommen noch rund vier Mal so hoch wie das Chinas. Es wächst in China also weitaus dynamischer und dennoch sind die Menschen noch viel ärmer als in Deutschland. Sie haben ein durchschnittliches Prokopfeinkommen, das etwa auf dem Niveau von Rumänien liegt.

Hinzu kommen die großen politischen und kulturellen Unterschiede, die Bevölkerungszahl oder auch, dass China zu den ältesten Nationen der Weltgeschichte gehört, während Deutschland zu den jüngsten Nationen zählt. All diese Unterschiede führen dazu, dass Chinesen selbstverständlich einen anderen Blick auf die Welt haben als die Deutschen.

Diese Unterschiede lassen deutlich werden, wieviel Mut und Neugier dazugehören, Deutschland zu verlassen um im in fast jeder Hinsicht fremden China zu leben, auch wenn man dort inzwischen Nutella und Radeberger Pils kaufen kann und die Freunde oder Familie online praktisch kostenlos und nur einen Mausklick entfernt sind. Aber es zeigt andererseits auch, wie attraktiv die aufsteigende Weltmacht ist.

Für manche sogar so attraktiv, dass sie nicht mehr zurückwollen. Sie sind nun in China zu Hause. Chinesen werden sie jedoch nie. Das ist in China anders als den USA. Jemand, der 20 oder 30 Jahre in den USA wohnt, beginnt selbstverständlich zu sagen: Ich bin Amerikaner deutscher Herkunft. Keiner der Deutschen in China jedoch je käme auf die Idee sich mit den Worten ‚Ich bin Chinese deutscher Herkunft‘ vorzustellen. Selbst, wenn sie über drei Jahrzehnte in China leben. Und wenn sie es täten, würden

sie von Chinesen erstaunt angeschaut. Immerhin bekommen Ausländer inzwischen leichter eine Greencard. Doch es ist fast unmöglich, Chinese zu werden. Weder fühlen sich die Deutschen in China als Chinesen, noch kämen die Chinesen auf die Idee, sie als solche zu bezeichnen. Schon allein einen chinesischen Pass zu bekommen, ist fast unmöglich. Auch in dieser Hinsicht ist China anders als die USA. Das Reich der Mitte ist kein Einwanderungsland. Wir Ausländer bleiben Gäste, die in China zu Hause und durchaus willkommen sind, deren Heimat China jedoch nie werden wird. Das möchte die Regierung nicht. Über 1,4 Milliarden Chinesen sind ihr genug. Unter diesen besonderen Umständen haben die deutschen Auswanderer eine Distanz zu Deutschland entwickelt, ohne eine entsprechende Nähe zu China aufbauen zu können. Sie haben es sich zwischen den Stühlen so bequem gemacht wie irgend möglich, auch wenn es manchmal nicht einfach ist. Denn China kann faszinierend sein und schon im nächsten Moment sehr abweisend. Dabei müssen sie sich notgedrungen in der Kunst des Perspektivwechsels üben. Manche sind sogar Meister darin geworden. Eine Tugend, die in einer multipolaren Weltordnung immer wichtiger wird. Das, was deutsche Auswanderer erzählen, was sie erleben, weist oft weit über ihre persönlichen Eindrücke, über Anekdotisches und flüchtig Aktuelles hinaus. Ihre Einschätzungen zeigen deutlich, dass sie Teil eines großen, globalen Geflechtes von Menschen sind, das sich permanent wandelt. Sie schwimmen wie Fische in einem Fischschwarm – individuell und gleichzeitig als Teil einer großen Bewegung. Ohne eigene Absicht prägen sie den globalen Wandel und werden gleichzeitig von ihm geprägt. Ein Wandel, den man durchaus als epochal bezeichnen kann, wie ein kurzer Blick in die Geschichte zeigt.

Vor 100 Jahren noch, also 1922, gehörte ein Viertel der Bevölkerung und der Landfläche der Welt zum British Empire, darunter auch Teile Chinas. Es war der Höhepunkt der Kolonialzeit, die zuvor von Portugiesen, Holländern, Spaniern, Franzosen und am Rande auch von den Deutschen bestimmt wurde.

Das British Empire war stolz, aber schon brüchig. Es hatte sich überdehnt. Für das Königshaus wurde es zu aufwendig, schwierig und teuer, die rund 460 Millionen Menschen und die riesigen Landflächen in Schach zu halten. Die kolonialisierten Länder spürten diese Schwäche und begannen, sich zu wehren. Noch im Jahr 1922 befreite sich Ägypten als erste afrikanische Kolonie und nach den USA als erstes nicht westliches Land von den Briten und wurde unabhängig. Dies gilt als der Anfang des Endes der britischen Kolonialzeit, die das Leben von Queen Elisabeth II. bestimmen sollte und 1997 mit der Rückgabe Hongkongs an China besiegelt wurde. Das Leben der Monarchin war vor allem geprägt vom langen, stetigen Abstieg des British Empire zu einer Mittelmacht, die nicht einmal in Europa mehr eine zentrale Rolle spielt, seitdem England aus der EU ausgetreten ist. Immerhin ist London noch der zweitgrößte Finanzplatz der Welt. Die Queen starb also genau 100 Jahre nachdem das British Empire seine größte Ausdehnung erreicht hatte. Sie geht als eine maß- und würdevolle Konkursverwalterin dieses Empires in die Geschichte ein.

Mit dem Ende des britischen Empires ging auch eine jahrhundertelange globale Vorherrschaft Europas zu Ende. Es sollte allerdings erst einmal noch nicht das Ende der Vorherrschaft des Westens sein. Denn die USA hatten wirtschaftlich schon Ende des 19. Jahrhunderts und politisch spätestens nach dem 2. Weltkrieg ab Mitte des 20. Jahrhunderts die Briten als postkoloniale Weltmacht abgelöst. Seitdem ist der US-Dollar Weltwährung.

Washington verfolgte eine andere Strategie als London, um seine globale Macht auszubauen: Die Amerikaner sind, wenn es sein musste, auch im Alleingang in andere Länder einmarschiert, die sich gegen ihre Interessen gestellt haben. Sie haben die jeweilige Regierung entmachtet und Politiker eingesetzt, die die machtpolitischen Ziele der USA teilten. Danach haben sie, anders als das Militär des britischen Empire, ihre Soldaten wieder zurückgezogen.

Die Staaten, die je nach Blickwinkel von den USA überfallen oder befreit wurden, blieben eigenständig. Sie wurden kein Teil der USA. Das galt auch für das von Hitler befreite Deutschland. Diese Strategie funktionierte im Fall von Deutschland gut. Sie bescherte Deutschland ein Wirtschaftswunder und eine stabile Demokratie. Generell jedoch funktionierte das schlechter, als

geplant. Entweder gelang es den USA nicht, militärisch Kontrolle zu bekommen, wie in Vietnam. Oder die eingesetzten Regierungen waren nicht stabil oder stark genug wie im Irak. Oder gar beides wie in Afghanistan.

Trotz dieser langen Reihe von Niederlagen waren die USA nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion im letzten Jahrzehnt des 20. und dem ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts unangefochtene Weltmacht mit der größten Wirtschaftskraft, der stärksten Armee, der wichtigsten Weltwährung, dem wichtigsten Finanzplatz in New York, mit Hollywood dem wichtigsten globalen Zentrum der Massenkultur, mit dem Silicon Valley, dem globalen Innovationszentrum, und mit Weltmarken wie McDonalds, Google und Apple.

Doch schon im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts begann die Macht der USA und damit des Westens insgesamt weiter zu bröckeln.

Denn nach rund 500 Jahren Kolonial- und Postkolonialherrschaft findet sich keine Macht mehr im Westen, die in die Fußstapfen der USA und des British Empire treten könnte. Die EU ist zu schwach dazu. Russland hat sich selbst ins Knie geschossen. Deutschland, immerhin die viertgrößte Volkswirtschaft der Welt und mit großem Abstand die größte Europas, hat schon Mühe, seine Position innerhalb Europas durchzusetzen. Nach dem Abtritt von Angela Merkel, mehr denn je.

Die aufsteigenden Länder in Asien und Afrika werden derweil immer selbstbewusster und machen deutlich, dass sie nun selbst bestimmen wollen, was richtig und was falsch ist und sich das nicht mehr vom Westen vorschreiben lassen wollen. Allen voran China, das an der Kaufkraft gemessen schon vor einigen Jahren die USA als die größte Wirtschaft der Welt abgelöst hat und immer wichtiger wird.

Die westlich geprägte Weltordnung wird nun neu verhandelt. Dazu zwingt die globale Mehrheit der Aufsteiger die Minderheit der Etablierten.

Der Ukrainekrieg, der 2022 begann, hat diesen Trend beschleunigt. Gut 160 der über 190 Länder haben sich den Sanktionen des Westens gegen Russland nicht angeschlossen.

Die aufsteigenden Länder zunächst vor allem in Asien, aber eben auch in Südamerika und Afrika wollen sich in diesem Machtkampf zwischen den USA und Russland nicht mehr wie früher auf eine Seite zwingen lassen.

Das gilt für China ebenso wie für Indien, aber auch für die 10 südostasiatischen ASEAN Staaten mit ihren knapp 670 Millionen Menschen. Weder die USA allein noch der Westen gemeinsam haben nunmehr noch die Macht, sie dazu zu zwingen. Vor allem für die Demokratie Indien, ein Land, das von den Briten überhaupt erst geschaffen wurde und unter der Führung von Mahatma Gandhi 1947 mühsam seine Unabhängigkeit von London erkämpft hat, ist diese wachsende Unabhängigkeit bestimmend für ihre Identität. Trotz des Ukrainekrieges sind sie weiterhin bestrebt, gute Beziehungen sowohl zu den USA als auch zu Russland und ebenso zu China zu unterhalten. Und mehr denn je sind sie nun in der Lage, diese Position unter dem Druck der alten Weltmacht USA und der neuen Weltmacht China auch durchzuhalten. Deswegen kam US-Präsident Joe Biden bei seiner Asienreise im Frühsommer 2022 mit leeren Händen nach Washington zurück. Bis auf Japan ging kein asiatisches Land auf Bidens Antichina- und Antirusslandpolitik ein.

Für chinesische Politiker ist es die wichtigste Aufgabe, China, die alte, stolze Nation, die im 19. Jahrhundert so schwach war, dass der Westen – darunter kurz auch Deutschland – Teile überfallen und kolonialisieren konnte, wieder zu ihrer alten Größe und vor allem Selbständigkeit zu führen.

Die Nachbarn dieser beiden Großmächte folgen im Verbund dem Weg zu mehr Eigenständigkeit, auch in RCEP, der größten Freihandelszone der Welt, die Asien enger zusammenwachsen lässt. Deutlich zeichnet sich nun ab: Zu Beginn des 21. Jahrhunderts bestimmen drei große Entwicklungsschübe den Lauf der Welt. Der Klimawandel, die Digitalisierung und eben der Druck in Richtung mehr globaler Mitbestimmung: Das, was wir einstweilen lapidar „multipolare Weltordnung“ nannten, nimmt nun immer mehr Gestalt an.

Mit den beiden ersten Megatrends beschäftigen wir uns intensiv. Der dritte ist für viele im Westen erstaunlicherweise noch nicht so offensichtlich, obwohl dieser Trend nicht minder relevant für

die Zukunft der Welt ist: Die Jahrhunderte, in denen die Minderheit des Westens die Spielregeln bestimmen konnten, scheinen für immer zu Ende zu gehen.

Gleichzeitig zeichnet sich ab: Den Kampf gegen den globalen Klimawandel kann der Westen nur noch gemeinsam mit Ländern wie China gewinnen. Die Entwicklungsrichtung der weltweiten Digitalisierung nur noch gemeinsam mit China prägen.

Manche Beobachter sind inzwischen sogar überzeugt, dass China in beiden Fragen bereits den Entwicklungstakt bestimmt. Ein dramatischer globaler Wandel innerhalb relativ kurzer Zeit.

Die Deutschen, die seit Jahrzehnten in China leben, spüren diese Entwicklung besonders. Sie haben aufgrund ihrer Schuld, die sie nach zwei angezettelten Weltkriegen und dem Holocaust fühlen, ein besonderes Gespür für die Bedeutung und die Kraft westlicher Werte entwickelt. Ihr Frühwarnsystem schlägt früher und eindringlicher Alarm, wenn diese Werte verletzt werden. Gleichzeitig spüren sie jedoch nicht minder intensiv, dass die USA, Europa und eben auch Deutschland, sich nun mit den aufsteigenden selbstbewussteren Stimmen im Süden der Welt abstimmen sollten. Die Frage, wie sie ihre westlichen Werte mit den neuen, durchaus eigensinnigen Wertvorstellungen der Chinesen in Einklang bringen können, zerrt täglich an ihnen. Denn die neuen Interessen und Ziele Chinas unterscheiden sich erheblich von den traditionellen Vorstellungen des Westens. Ihr Wertekanon ist ein anderer. Zum Beispiel fordert China mehr Mitbestimmung für die Welt, kritisiert die amerikanischen Alleingänge, die Versuche der westlichen Minderheit, der Mehrheit der Welt ihren Willen aufzuzwingen. Dafür bekommt Peking unter den aufsteigenden Ländern große Zustimmung. Die Amerikaner und die Europäer wiederum fordern mehr Mitbestimmung für die Chinesen innerhalb Chinas und bekommen dafür sehr viel Zustimmung innerhalb der westlichen Demokratien. Sie kritisieren die Alleingänge der Kommunistischen Partei, die ohne freie Wahlen regiert, durch Zensur mit stark eingeschränkter zivilgesellschaftlicher Beteiligung und einem harten Durchgreifen gegen Minderheiten.

Die Deutschen, die lange in China leben, sind hin- und hergerissen zwischen den eingespielten Vorstellungen des Westens und dem neuen Selbstbewusstsein in China. Sie verstehen intuitiv, dass das westliche Narrativ, nach dem die einen Werte haben und die anderen diese Werte nur mit Füßen treten, zu einfach ist.

Denn sie leben eben in jenem Land, wo die Mehrheit der Aufsteiger und die globale Minderheit der Etablierten nunmehr in einer nie da gewesenen Weise um den richtigen Weg für die Welt ringen. Und während die daheim in Deutschland Gebliebenen auf ihren Vorstellungen beharren, zuweilen gar den Aufsteigern das Recht absprechen, eigene Interessen zu vertreten und sie auffordern, sich an die Regeln zu halten, haben Expatriates bereits verstanden, dass die neuen Spielregeln der Weltordnung nur noch mit einem Konsens mit China möglich sind.

Selbst das im Vergleich zu den brutalen Methoden der Kolonialzeit zivilisierte Druckmittel der Sanktionen greift nicht mehr, weil der Westen nicht mehr in der Lage ist, globale Mehrheiten dafür zusammenzubringen. Dass Sanktionen – ob gegen China oder Russland – nur funktionieren, wenn sich die Mehrheit der Welt daran hält, ist für die Deutschen, die lange in China leben, oft offensichtlicher als für die Deutschen in Deutschland. Sie versuchen, mit durchaus gemischtem Erfolg, ihren Landsleuten zu erklären, dass die Zeiten sich ändern. Durch Covid ist das besonders schwierig, weil ein persönlicher Eindruck kaum noch möglich ist.

Man kann durchaus feststellen, dass keine andere Gruppe weltweit den Wandel in der globalen Mitbestimmung so stark spürt, wie Menschen der alten Welt, die in der neuen Welt leben. Sie sind, ob es ihnen nun bewusst ist oder nicht, Zeitzeugen eines epochalen globalen Wandels. Sie sind hin- und hergerissen zwischen der neuen und der alten Welt. Zwischen dem Erreichten des Westens und dem Erstrebten in China. Aber auch jeweils zwischen Wunsch und Wirklichkeit in beiden Weltregionen, zwischen Fremdbild und Selbstbild. Was sie also vor allem ausmacht, wie auch immer ihre Abwägungen im Einzelnen ausfallen: Sie sind auf eine Weise geprägt, dass man sie nicht mehr zu den letzten Kolonialherren zählen kann. Sie gehören viel mehr zu den ersten Weltbürgern, in dem Sinne, dass sie nun Protagonisten einer multipolaren Weltordnung sind, in der sich nicht mehr ein

kleiner Teil der Welt und gemeinsamer kultureller Raum bedingungslos gegen die Mehrheit durchsetzen kann. Diese Zeiten sind wahrscheinlich für immer vorbei. Es ist bitter, eigenen Einfluss schwinden zu sehen, vor allem hinsichtlich der Werte von denen man zutiefst überzeugt ist. Gleichzeitig jedoch ist mehr globale Mitbestimmung, auch an westlichen Wertmaßstäben gemessen, ein großer zivilisatorischer Fortschritt.

Die wichtigsten Tugenden dieser neuen Weltbürger sind unter diesen Umständen: im Dialog zu bleiben, den Konsens zu suchen und Kompromisse auszuhandeln.

Weil sie als Deutsche in China zwischen den Stühlen sitzen, werden sie täglich dazu gezwungen, ihre Vorstellungen und Werte mit denen der Chinesen auszutarieren. In dieser Hinsicht sind sie fortschrittlich. Und deswegen sollten all diejenigen, die zu Hause geblieben sind, sich jedoch für die Zukunft der Welt interessieren, ihnen gut zuhören. 50 Jahre nach Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen China und Deutschland besteht mehr denn je die Möglichkeit, etwas von ihnen zu lernen. ▲

Frank Sieren

Frank Sieren gilt als „einer der führenden deutschen China-Spezialisten“ (Die ZEIT). Der Bestsellerautor, Korrespondent und Dokumentarfilmer lebt seit fast 30 Jahren in Peking.

Kein westlicher Wirtschaftsjournalist lebt länger in China und kein Deutscher hat mehr Chinabücher geschrieben. Auch sein jüngstes Buch „Shenzhen – Zukunft Made in China zwischen Kreativität und Kontrolle (2021) ist wieder ein Spiegel Bestseller.

Sieren verfügt über mehr als ein Vierteljahrhundert Erfahrung als Korrespondent und Kolumnist für verschiedene Tageszeitungen und Wirtschaftsmagazine (Süddeutsche, Wirtschaftswoche, Die Zeit, Handelsblatt, Tagesspiegel). Seine China-Dokumentarfilme laufen sehr erfolgreich bei ARD und ZDF.

Christian Straube

科理思

Robotron in Changchun

声音 48

Großrechner aus der DDR für China

Anlass dieser Sammlung von Statements ist das 50-jährige Bestehen der diplomatischen Beziehungen zwischen China und Deutschland. Auf der Webseite des Auswärtigen Amtes ist zu lesen: „Vor 50 Jahren, am 11. Oktober 1972, nahmen die Bundesrepublik Deutschland und die Volksrepublik China offiziell diplomatische Beziehungen miteinander auf.“ Damit ist klar, von welchem „Deutschland“ die Rede ist. Es ist nicht jenes, aus dem meine Familie kommt.

Die Deutsche Demokratische Republik (DDR) gibt es nicht mehr, aber ihre Geschichte und vor allem ihre Beziehungen zu China sollten beim diesjährigen Rückblick nicht fehlen. Ich füge also die Tatsache hinzu: „Vor 73 Jahren, am 27. Oktober 1949, nahmen die Deutsche Demokratische Republik und die Volksrepublik China offiziell diplomatische Beziehungen miteinander auf.“ Warum ist mir das wichtig? Wenn wir über Orte der chinesisch-deutschen Begegnung nach dem 2. Weltkrieg sprechen, dann muss auch diese Geschichte erwähnt werden.

Ein Großrechner für die Automobilwerke

Am 1. April 1969 wurde das Kombinat „Robotron“ mit Sitz in Dresden gegründet. Der volkseigene Betrieb war der größte Computerhersteller der DDR. Das Wort „Größe“ hatte damals noch eine konkrete physische Bedeutung. Ein Plattenspeichergerät mit Plattenspindeln von bis zu 100 MB Speicherkapazität hatte etwa die Größe einer heutigen Waschmaschine. Robotron exportierte nicht nur in die Mitgliedsländer des Rats für gegenseitige Wirtschaftshilfe, kurz RGW, sondern auch darüber hinaus.

So verkaufte Robotron den 1973 entwickelten Großrechner EC-1040, russisch benannt nach ЕДИНАЯ СИСТЕМА und daher „ES-1040“ ausgesprochen, auch in die berühmten Automobilwerke von Changchun in der chinesischen Provinz Jilin. Mit Hilfe der Sowjetunion war dort 1953 die erste chinesische Fabrik zur Fertigung von PKW und LKW entstanden. Im 2004er Sammelband *Grundlagen der Buchhaltung*, chinesisch 会计学基础, steht auf Seite 284 geschrieben:

„1979 importierten die Ersten Automobilwerke von Changchun mit der Unterstützung des Finanzministeriums und des damaligen Ersten Ministeriums für Maschinenindustrie einen Rechner mit der Bezeichnung EC-1040 aus Ostdeutschland. Dieser wurde im Rahmen eines Pilotprojektes für die elektronische Buchhaltung eingesetzt.“

Eine Fachkraft aus dem Hause Robotron sollte die chinesischen Techniker*innen sowie das Bedien- und Programmierpersonal entsprechend schulen. Und so reiste mein Großvater Peter Straube, Systemprogrammierer bei Robotron seit der Gründung des Kombinats, im Frühjahr 1979 allein nach Changchun. Von Berlin aus flog er über Moskau und Peking, und landete schließlich in der Stadt am Fluss Yitong.

Eine Sprache zur Kommunikation

Mein Großvater wurde in einem Gästehaus der Partei auf dem Werksgelände untergebracht. Er war weitestgehend isoliert von der Arbeiterschaft. Die chinesische Sprache beherrschte er nicht. Sein Essen nahm er in der Betriebsmensa ein, jedoch hinter einem Sichtschutz, damit die Belegschaft die besonderen Speisen für den ausländischen Gast nicht sehen konnte.

Mein Großvater war ein Exot, dem man ungläubig, gastfreundlich und kontrollierend zugleich begegnete. So wurde er in einem für China damals seltenen Auto vom Flughafen abgeholt. Ein Fahrradfahrer fuhr, weil er den Kopf nach meinem Großvater verdrehte, in den Straßengraben. Parteikader besuchten die ersten Schulungssitzungen, um sicherzustellen, dass nur „die Technik“ besprochen wurde.

Für seine Schulungen zur Bedienung des EC-1040 wurde vertraglich die Übersetzung aus dem Deutschen ins Chinesische vereinbart. Die chinesische Dolmetscherin kam jedoch bei den technischen Fachbegriffen mit dem Deutschen an ihre Grenzen. Was dann geschah, finde ich überraschend. Mein Großvater und die Schulungsteilnehmenden wichen nicht etwa auf die Sprache des „großen Bruders“, Russisch, aus. Nein, mein Großvater erzählte mir, wie sich die Kommunikation auf Englisch viel schneller und zielführender entwickelte. In Absprache mit einem Vertreter der Werksleitung konnten die Schulungen anschließend offiziell in englischer Sprache gehalten werden.

Es war die englische Sprache, welche in den Schulungspausen einen direkten Austausch ermöglichte. Da fragten ihn die Schulungsteilnehmenden, wie denn das Leben in der DDR sei, keine unpolitische Frage, so wenige Jahre nach dem Ende der Großen Proletarischen Kulturrevolution. Schon damals besaßen die Begegnungsräume „am Rand“ eine besondere Relevanz für das Verständnis des Gegenübers. Während „die Technik“ die Tür öffnete und den Raum zunächst füllte, gestalteten beide Seiten ihre Begegnung durch ihr persönliches Interesse am Anderen als Menschen.

Eine Beziehung von Interessen

Im Rückblick erscheint mir die ganze Reise und Robotrons Engagement in China zu dieser Zeit bemerkenswert. So hatten die Spannungen zwischen der DDR und der Volksrepublik durch den chinesisch-vietnamesischen Grenzkrieg im Februar und März 1979 gerade erst zugenommen. In einem als „streng vertraulich“ eingestuften „Bericht über die Handels- und Wirtschaftsbeziehungen mit der VR China zwischen 1978 und 1979“ heißt es:

„Wie in anderen sozialistischen Ländern so wurde auch in der DDR im Zusammenhang mit der Aggression Chinas gegen die SRV [Sozialistische Republik Vietnam] ein Regime der stabsmäßigen Leitung der Handels- und Wirtschaftsbeziehungen eingeführt. Alle Aktivitäten werden durch tägliche Einzelentscheidungen der verantwortlichen staatlichen Organe operativ gesteuert.“

So wurde der Besuch eines Stellvertreters des chinesischen Ministers für Außenhandel für die Leipziger Buchmesse durch die DDR abgesagt. Die Kontakte zur chinesischen Ausstellungsdelegation wurden seitens des DDR-Außenhandelsministeriums herabgestuft. Was jedoch weiterlief, war

der Import chinesischer Waren, die die DDR sonst nur in nichtsozialistischen Ländern hätte kaufen können, z.B. Wolfram oder Reis. Wirtschaftliche Abhängigkeiten von China sind also keineswegs ein neues deutsches Thema.

Eine Geschichte von Begegnungen

Die Geschichte meines Großvaters zeigt, wie sehr es sich lohnt, die ostdeutsche China-Geschichte in diesem Jubiläumsjahr mitzuerzählen. Sein damaliger Begegnungsort mit China hat, wie viele andere in den deutsch-chinesischen Beziehungen, offenbart, dass den Beziehungen eine Abwägung zwischen und Verschränkung von wirtschaftlichen Interessen, politischer Kommunikation und persönlicher Begegnung zugrunde liegt. Letzteres, nämlich die Schaffung von Räumen für die persönliche Begegnung und kritische Auseinandersetzung über gemeinsame Themen, sollte später mein Arbeitsgebiet werden.

China war schon vor meiner Geburt ein Begriff mit konkreten Assoziationen in meiner Familie gewesen. Mein Großvater wollte „die Technik“ mit der Arbeiterschaft in Changchun teilen, ihnen über die Sprachgrenzen hinweg die Bedienung und Programmierung des EC-1040 beibringen. Seine Begegnungen führten dazu, dass China für meine Familie nie ein Monolith bewohnt von Massen war. Es war ein Ort voller neugieriger individueller Menschen, die ihr eigenes politisches System zu navigieren versuchten.

Eine Zukunft in Unordnung

Im Vergleich zu meinem Großvater wurde ich während meines Studienjahres an der Tsinghua-Universität von 2008 bis 2009 in einem Ausländerwohnheim ganz im Osten des Universitätscampus untergebracht. Wenn ich auch nicht auf dem Campus mit ihnen zusammenwohnen durfte, so war ich weitestgehend frei in der Interaktion mit meinen chinesischen Kommiliton*innen. Die chinesische Sprache konnte ich ein wenig.

Mein Essen nahm ich in einer der vielen Mensen zu mir, an einem Tisch mit chinesischen Studierenden. Früh morgens las ich in einer kleinen Gruppe chinesische Klassiker gemeinsam mit ihnen. Ich war kein Exot, alle waren an ausländische Gesichter gewöhnt. Auf meiner Etage wohnten Studierende aus Malaysia, Südkorea, Australien, Angola und vielen anderen Ländern. Man begegnete mir gastfreundlich, aber auch kontrollierend zugleich. An der Rezeption im Erdgeschoss wurde mein Ein- und Ausgehen täglich dokumentiert.

Die Begegnungen auf der Mikroebene zwischen Deutschland und China, aber auch China und anderen Ländern der Welt, werden im Angesicht der Reisebeschränkungen durch die Corona-Pandemie, der Auswirkungen der globalen Klimakrise und der Reideologisierung in der Volksrepublik immer wichtiger. Wir müssen den Dialog mit chinesischen Akteur*innen aufrechterhalten, um Eigen- und Fremdprojektionen aufzubrechen, unsere Meinungsverschiedenheiten überhaupt kommunizieren zu können und nicht völlig ohne „Begegnungsdaten“ dazustehen.

Nur wenn wir auf beiden Seiten einseitige Räume zur Selbstbestimmung und -präsentation verlassen und wir uns auf die gemeinsame Arbeit mit dem anderen einlassen, so wie es mein Großvater 1979 tat, werden wir Lösungen für die globalen Herausforderungen der Gegenwart finden. Globale Themen können nicht ohne China verhandelt werden. Dafür müssen in Deutschland und Europa Interessen und Grenzen strategisch formuliert werden. Es wird sich zeigen, ob die China-Strategie der Bundesregierung dazu einen Beitrag leisten kann. ▲

Dr. Christian Straube

Dr. Christian Straube begegnete „China“ das erste Mal während seines Schulauslandsjahres in Malaysia. Später studierte er Moderne Sinologie, Volkswirtschaftslehre und Politikwissenschaft Südasiens in Heidelberg und Peking. Neben dem Studium arbeitete er an der Digitalisierung chinesischer Primärquellen in der EDV und als Berater für Begegnungsreisen nach China. Für das Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung in Halle/Saale untersuchte er die afrikanisch-chinesischen Beziehungen im Kontext des Kupferbergbaus in Sambia. Nach seiner Promotion an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg arbeitete er als China-Programm Manager bei der Stiftung Asienhaus in Köln. Seit November 2022 ist er Projektmanager im Bereich Europa in der Welt der Stiftung Mercator in Essen und verantwortet dort das China-Portfolio.

HongHong Xu

徐红红

Wir brauchen mehr Brückenbauer zwischen China und Deutschland

声音 49

An einem Oktobertag im Jahr 1988 kam ich mit nur zwei Koffern in Frankfurt an. Bis dahin lebte ich in meiner Heimatstadt Beijing und war nirgendwo auf der Welt gewesen. Ich sprach außer Chinesisch ein wenig Englisch, aber kein Wort Deutsch. Auf der Autofahrt vom Flughafen nach Darmstadt, wo ich später studierte, war ich bereits von Deutschland beeindruckt. Die Straßen waren sauber, die Leute waren gut und elegant angezogen. Der Himmel war blau, die Luft war frisch. Nur es gab viel weniger Menschen auf der Straße. Ich war froh und dankbar dafür, hierher zu kommen, um ein besseres Leben aufbauen zu können.

Kurz nach meinem Ingenieurstudium an der technischen Universität Darmstadt konnte ich am 01.01.1996 eine Stelle bei dem Chemieriesen BASF in Ludwigshafen antreten. Gerade war ich noch dabei, mich einzuarbeiten und an die neue Rolle als technische Einkäuferin zu gewöhnen, da wurde ich nur 5 Monate später eines Tages ins Büro meines damaligen Abteilungsleiters gerufen. Ich befürchtete schon, etwas Falsches gemacht zu haben. Aber nein, er brachte mich direkt zum Büro des Vorstandsvorsitzenden, damals Herr Dr. Strube. Ich bekam von ihm die Aufgabe, das Vorstandsteam und seine Führungsmannschaft bei dem ersten großen Investitionsprojekt von BASF in China zu unterstützen, und zwar als Dolmetscherin und Kulturberaterin. Mit Mitte 20 war ich noch schüchtern und unsicher. Ich war überwältigt, so eine Chance zu bekommen.

Durch die enge Zusammenarbeit mit Experten und Führungskräften aus Deutschland und China konnte ich vieles lernen und schnell an den neuen Aufgaben wachsen. Gleichzeitig gab mir diese besondere Tätigkeit die kostbare Gelegenheit, die rasante Entwicklung meiner Heimat aus der Ferne und oft auch aus der Nähe zu begleiten. Jedes Mal, wenn ich nach einer Weile wieder in China war, merkte ich die Veränderungen, zuerst in den großen Städten, dann im ganzen Land. Ich bin stolz auf mein Land, und bewundere den Mut, die Energie und die Ausdauer der Menschen in China.

Mit der Zeit wurde mir immer bewusster, wie wichtig die Brückenfunktion zwischen verschiedenen Ländern und Kulturen ist. In den letzten 30-40 Jahren haben unzählige und vielfältige Kooperationen zwischen China und dem Rest der Welt stattgefunden. Die internationale Zusammenarbeit hat einen beachtlichen Beitrag zu Chinas Erfolg von heute geleistet. Das bedeutet zugleich, dass in dieser Zeit auch viele Brücken zwischen China und der restlichen Welt gebaut wurden. Ohne die Menschen, die diese wichtige und oft entscheidende Rolle ausgeübt haben, wären viele Projekte gescheitert oder gar nicht möglich gewesen. Ich bin deswegen stolz darauf und froh darüber, ein Teil von ihnen zu sein.

Seit 2016 mit der neuen Präsidentschaft von Donald Trump hat die Beziehung von China zu den westlichen Nationen einen Wendepunkt genommen. Vor allem seit dem Ausbruch der Pandemie im Jahr 2020 und der Einführung der Null-Covid-Politik in China leiden die wirtschaftliche Zusammenarbeit und die Partnerschaft zwischen China und dem Westen stark. Die anhaltende Distanz und viele unglückliche Ereignisse in den letzten Jahren haben zu noch mehr Missverständnissen und gar zu Misstrauen geführt. Ich persönlich bin besorgt und würde gerne etwas Konkretes tun, um diesen Zustand zu ändern und zu verbessern.

Aus der außergewöhnlichen Aufgabe, die mir vor 26 Jahren gestellt wurde, ist in mir eine Berufung gewachsen. Ende 2019, nach 24 Jahren, entschied ich mich schweren Herzens, für die Selbständigkeit und dafür, mich von BASF zu trennen, um die Brückenfunktion zwischen China und Deutschland mit mehr Fokus ausüben zu können. Nach einer sehr schwierigen Anfangsphase inmitten der Pandemie bin ich heute umso mehr von meiner Entscheidung vor drei Jahren überzeugt. Mit viel Leidenschaft und Freude unterstütze ich die deutschen und chinesischen Unternehmen – vor allem aus der chemischen Industrie – bei ihrer Zusammenarbeit.

Anfang Dezember 2022 wurden die Corona-Reglungen in China gelockert. Die Null-Covid Politik ist damit beendet. Die Menschen können endlich wieder in ihre normalen Leben zurückkehren. Sofort sind die zentralen und lokalen Regierungen in China aktiv geworden, Auslandsreisen zu organisieren und Kontakte zu ihren Partnern außerhalb Chinas aufzunehmen. Bereits am 10. Dezember sind die ersten Delegationen aus der Provinz Jiangsu in Europa angekommen. China möchte die internationalen Wirtschaftsaktivitäten so schnell wie möglich reaktivieren, um die verlorenen drei Jahre in kürzester Zeit nachzuholen.

Leider ist das politische Umfeld in Europa China gegenüber noch sehr kritisch und oft negativ. Daher bin ich der Überzeugung, dass genau jetzt noch mehr Brückenbauer zwischen China und Deutschland benötigt werden. Zum Glück konnte ich seit Beginn meiner Selbständigkeit und während der Pandemie immer mehr solcher Brückenbauer aus der ganzen Welt – zuerst über die sozialen Medien und schließlich auch persönlich – kennenlernen. Unabhängig davon, aus welchem kulturellen und beruflichen Hintergrund wir kommen, fühlen wir uns aufgefordert, unsere Rolle und Aufgabe intensiver auszuüben.

Aus meiner eigenen Erfahrung weiß ich, wie schwierig und zugleich auch unabdinglich es ist, die Verständnisse und das Vertrauen zwischen Menschen aus unterschiedlichen Kulturen aufzubauen. In meiner Heimat China lernte ich schon als kleines Kind, dass jeder von uns auf irgendeiner Art und Weise miteinander vernetzt ist, sogar wenn wir uns noch gar nicht kennen oder weit voneinander entfernt leben. Mittlerweile bin ich davon überzeugt, dass das stimmt. Es ist eine Gabe und eine wertvolle Ressource, die wir schätzen und behüten sollen. Die Welt ist durch das Internet und die neuen Technologien gefühlt immer kleiner geworden. Die enge Vernetzung wird in Zukunft noch stärker werden. Wir brauchen mehr Miteinander als Gegeneinander. Was wir brauchen, ist mehr Austausch, es ist nicht förderlich, mit dem Finger aufeinander zu zeigen.

Das Deutsch-Chinesische Dialogforum, das im Jahr 2005 durch die Initiative der Regierungen aus beiden Ländern etabliert wurde, stellt beispielsweise eine hervorragende Brücke zwischen China und Deutschland dar. Zur Feier des 50jährigen Bestehens diplomatischer Beziehungen zwischen China und Deutschland fühle ich mich besonders geehrt und froh, einen kleinen Beitrag über mich und meine Gedanken leisten zu dürfen.

Aus meiner Wahlheimat Deutschland kenne ich den Spruch „Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg“. Auch in China gibt es ein ganz ähnliches Sprichwort, das lautet: „Auf jedem Berg gibt es einen Weg nach oben“. Durch meine langjährige Zusammenarbeit mit Menschen aus China und Deutschland erkenne und spüre ich von beiden Seiten immer wieder den starken Willen, Partnerschaften langfristig und fruchtbar zu gestalten. Ich bin der Meinung, dass sich Deutschland und China in

vielerlei Hinsicht gegenseitig ergänzen können. Ich wünsche mir, dass sich immer mehr Menschen als Brückenbauer betätigen werden, um gemeinsam und nachhaltig die Barrieren zwischen den Ländern ab- und Freundschaften aufzubauen! ▲

HongHong Xu

wurde in Beijing geboren und wuchs dort auf. Direkt nach ihrem Schulabschluss kam sie im Jahr 1988 nach Deutschland. Sie studierte Physik und Materialwissenschaft an der technischen Universität Darmstadt. Als Führungskraft war sie über 20 Jahre lang beim Chemiekonzern BASF sowohl in Deutschland also auch in China tätig.

Ende 2019 gründete Sie aus der Leidenschaft ihre eigene Firma Peking-Bridge, bietet dadurch maßgeschneiderte Beratungen für mittelständischen Unternehmen aus der chemischen Industrie. Sie ist eine international gefragte Dozentin, unter anderem hat sie an der ESCP Business School in Paris und der Hochschule Mannheim unterrichtet. Ihre Kunden schätzen Frau Xu für ihre langjährige Erfahrung in der Wirtschaft sowie ihre umfassenden interkulturellen Kompetenzen. Neben ihrer Muttersprache Mandarin spricht Frau Xu fließend Deutsch und Englisch.

Christine Zhang-Lippert

张瑾

50-Jahre deutsch-chinesische diplomatische Beziehung

声音 50

Eine gemeinsame Brücke, die verbindet.

Vor 50 Jahren, in einer schwierigen Zeit, als China noch stark unter dem Einfluss und dem Schatten der Kulturrevolution stand, haben Deutschland und China den Mut gehabt, den gemeinsamen Weg zu gehen, die diplomatische Beziehung zwischen beiden Ländern aufzunehmen.

Heute sind ca. 5.200 deutsche Unternehmen in China aktiv. Wenn wir die Hidden Champions, also die unbekanntesten Weltmarktführer aus Deutschland betrachten, sind mehr als 53% aller Hidden Champions in China mit eigenen Gesellschaften vertreten. Hidden Champions bilden ein deutsches Phänomen und den Rückhalt der deutschen Wirtschaft. Über 63% aller in China vertretenen Hidden Champions haben eigene Produktionsstandorte in China. Die ersten Hidden Champions sind schon seit 1974 in China vertreten. Der Peak des Markteintritts in China von den Hidden Champions wurde zwischen 2003 und 2013 erreicht, nachdem China der WTO beigetreten ist. Das gesamte Handelsvolumen zwischen China und Deutschland in 2021 ist über 250 Mrd. USD, davon erreichte das Exportvolumen von China nach Deutschland 141,7 Mrd. USD, wobei die Exporte von Deutschland nach China 103,6 Mrd. USD betragen, ein Wachstum von 80% im Vergleich zu 2011.

Nicht nur der wirtschaftliche Austausch zwischen China und Deutschland wächst seit Gründung der deutsch-chinesischen diplomatischen Beziehung, sondern auch der Bildungsaustausch. Im Wintersemester 2021/2022 sind 36.127 Studierende aus China in Deutschland, ein 8,2% Anteil von allen internationalen Studierenden in Deutschland. Studierende aus Deutschland in China sind ca. 8.000, ein Anteil von ca. 5,8% von allen internationalen Studierenden in China. China ist das wichtigste Herkunftsland ausländischer Studierender in Deutschland und das Interesse von chinesischen Studierenden in Deutschland steigt weiter. Im Jahr 2019 trat die Bildungsreform Chinas in Kraft und Berufsbildung ist Kern der Reform, wofür Deutschland seitens des chinesischen Bildungsministeriums als Vorbild und exklusiver Kooperationspartner für das „1.000 Berufsschullehrerprogramm“ positioniert wurde.

China und Deutschland befinden sich in einer stark verflochtenen Beziehung. Der Aufbau der diplomatischen Beziehung hat beiden Ländern und den Völkern beider Länder ermöglicht, wirtschaftlich, wissenschaftlich und zivilgesellschaftlich in allen Aspekten davon zu profitieren. Als Teilnehmerin dieses Austauschs, gehöre auch ich zu den Profitierenden.

Meine Reise des bilateralen Austausches mit Deutschland begann im Jahr 2004, als ich von meinen Auslandsstudien zurück nach Shanghai kehrte. Dort habe ich deutsche Unternehmen als Kunden

für das Beratungsgeschäft begleitet, während ich als Geschäftsführerin für einen deutschen Hidden Champion in Shanghai für Asien zuständig war. Ich war Teil der rasanten Entwicklung durch die wirtschaftliche Kooperation. Es war nicht immer einfach, die Verständigung von beiden Kulturen zu übermitteln, aber die Interessen aus beiden Ländern waren immer da.

Bevor ich vor 10 Jahren nach Deutschland kam, habe ich knapp 15 Jahre in den USA und in der Schweiz gelebt. Deutschland war für mich das Land, in dem ich dienstlich unterwegs war und ich war hauptsächlich in Großstädten wie Frankfurt, München, Köln und Düsseldorf. Meine Deutschland-erfahrung fing aber erst richtig an, als ich in dem Land lebte, mich in die Gesellschaft integrierte und auch in meine deutsche Familie, wo meine bessere Hälfte herkommt. Nach 10 Jahren weiß ich was deutsche Kultur bedeutet, wie das Politiksystem und das Bildungssystem funktioniert, was Integration mir und auch der deutschen Gesellschaft bedeutet. Erfahrungen, die ich von meinen zahlreichen Geschäftsreisen und Geschäftsbegegnungen nicht genug sammeln konnte. Die Intensität und die Inhalte des Austausches sind entscheidend für wirkliche interkulturelle Verständigung und beiderseitiges Verständnis zweier Länder und Systeme.

Meine berufliche Erfahrung in Deutschland war intensiv im Bildungsbereich für die ersten sieben Jahre, am Anfang an der HHL Handelshochschule Leipzig (auch bekannt als „Leipzig Graduate School of Management“), und danach an der ESMT Berlin, beide gehören zu den Top 5 Business Schools Deutschlands. Es ist bewundernswert, wie hoch das Interesse von chinesischen Studierenden an Deutschland ist. Deutschland ist ein Exportland, und das betrifft auch Bildung. Für chinesische Interessent*innen ist es nicht einfach, einen Studienplatz in Deutschland zu bekommen. Jedoch bemühen sich die Interessent*innen aus China um sich für ein Studium in Deutschland zu bewerben. Die Bildungsqualität, die deutsche Kultur, die gute Wirtschaftslage von Deutschland haben die chinesischen Bewerber*innen sehr interessiert und sie möchten ihre Deutschland-erfahrung stärken, damit sie auf dem Arbeitsmarkt, sowohl in Deutschland als auch in China wettbewerbsfähiger als ihre Konkurrent*innen sind. Von den rund 130 Alumni aus China in der gesamten Geschichte von der HHL, fallen knapp 80% auf die letzten 10 Jahre. Während meiner Zeit bei ESMT Berlin habe ich rund 300 Unternehmer*innen und Top Manager*innen aus China empfangen, die an die ESMT Berlin zur Weiterbildung aus China kamen, vor allem gezielt für das Programm „Understanding Germany“ und „PMI Post Merge and Acquisition“. Sowohl meine Kolleg*innen als auch ich waren von den chinesischen Weiterbildungsgruppen begeistert, von ihrer Neugier, ihrer Lernfähigkeit, Ihren Interessen an Deutschland und Ihrer Achtung der deutschen Kultur, deutschen Politik, deutschen Landschaft und deutschen Wirtschaft. Die deutsche Ingenieurskunst, die Familienunternehmen, die Mittelständler und die Hidden Champions, die über Generationen hinweg ihre Geschäfte nachhaltig weiterentwickelt haben, begeistern alle Teilnehmende aus China. Es ist für uns alle bewusst, dass der Austausch, die Dialoge zur Verständigung und die Überbrückung von verschiedenen Kulturen und Mentalitäten für eine nachhaltige Zusammenarbeit zwingend notwendig sind.

Vor allem aber ist der Begriff „Hidden Champions“ in China für immer mehr chinesische Unternehmer*innen ein geschätzter Begriff. In China wird ein neues Leadership-Modell in dem Zusammenhang mit Hidden Champions erforscht und dieses fördert auch die chinesische Regierung um sogenannte Niche-Champions und SADI (Specialized, Advanced, Differentiated, Innovative) Firmen nachhaltig zu entwickeln. Ich hatte die Ehre, mit Herrn Prof. Hermann Simon, auf welchen das Konzept zurückgeht, die Hidden Champions in China intensiv zu erforschen. Meine Forschungsschwerpunkte beinhalten deutsche Hidden Champions in China, um sie mit den chinesischen Hidden Champions zu vergleichen. Im Jahr 2019 wurde die Hermann Simon Business School in China ins Leben gerufen und wird die chinesischen Unternehmer*innen vor Ort weiterbilden, so dass sie das Wissen auch in der Unternehmensführung und der Unternehmensentwicklung verwenden können. Zum Weiterbildungsprogramm gehört selbstverständlich der Austausch zwischen Unternehmer*innen und Unternehmen von Deutschland und China, um Dialog aufzubauen und Erfahrungen miteinander zu teilen, denn ein kumulativer Gewinn bedeutet mehr.

Der Austausch ist auch keine Einbahnstraße. Ich hatte die Möglichkeit, an Delegationsreisen nach China unter der Führung von Herrn Dulig 2014 und Herrn Prof. Pinkwart 2018, zusammen mit Unternehmen aus Sachsen und NRW teilzunehmen. Ein wichtiger Bestandteil des Programms waren die Firmenbesuche und Firmendialoge mit den deutschen Tochtergesellschaften in China und chinesischen Unternehmen. Reisen dieser Art sind leider seit dem Corona-Ausbruch zum Erliegen gekommen. Ich hoffe sehr, dass China seine Zero-Covid-Strategie bald realistisch anpasst, so dass ein Austausch dieser Art wieder möglich wird. Für Chinesen und die chinesische Wirtschaft sind persönliche Begegnungen auch in der Zeit der digitalen Treffen eine extrem wichtige Basis für eine Zusammenarbeit.

Die verflochtene Beziehung zwischen China und Deutschland, die nun 50-Jahre lange diplomatische Beziehung zwischen China und Deutschland, gehören zur stabilen und starken Grundlage einer strategischen Partnerschaft, die beide Länder befähigen, gemeinsam führende Rolle zu übernehmen, um Verständigung zu übermitteln und Lösungen zu finden.

Um diese bedeutende Rolle übernehmen zu können, sind inklusives Leadership, interkulturelle Kompetenz insbesondere China- und China-Wirtschaftskompetenz benötigt. Trotz zahlreicher Initiativen, um umfangreiche China-Kompetenz in Deutschland zu erwerben und zu stärken, herrscht in Deutschland diesbezüglich weiter Nachholbedarf. Diese Kompetenz betrifft alle Ebenen von der Politik, Wissenschaft, Wirtschaft zur Zivilgesellschaft. Wir brauchen mehr Akteure in allen Bereichen, um die Brücken zwischen China und Deutschland zu bauen, um über Differenzen und Gemeinsamkeiten offen zu sprechen, um Potenziale und Kooperationsbereiche neu zu entdecken und die Dialoge zwischen China und Deutschland zu revitalisieren und intensivieren. Dieses sind die Motivationen für meine Selbständigkeit als Beraterin, die ich seit 2019 ausübe und in der ich Brücken zwischen chinesischen und deutschen Unternehmen sowie zwischen Bildungsträgern von China und Deutschland aufbaue.

Die vergangenen 50 Jahre in der deutsch-chinesischen Diplomatie haben ein starkes Zeichen von Offenheit, Mut und Vertrauen gesetzt und für beide Seiten nicht erwartete und beispiellose Erfolge gebracht. Die sich hieraus ergebende Entwicklung weist darauf hin, dass Zusammenarbeit nur effektiv sein kann, wenn gegenseitige Achtung, interkulturelles Verständnis insbesondere China-Kompetenz und Offenheit den Prozess begleiten. Konfuzius sagte, mit 50 Jahren ist man weiser und weiß, welche Verantwortung man auf sich nimmt. 50 Jahre sind kurz für die Menschheit und für eine langfristige Beziehung zwischen Ländern und Völkern. Ich wünsche mir, dass sich die deutsch-chinesische Beziehung weiterentwickelt, und zwar auf Basis der gegenseitigen Achtung zum beiderseitigen Nutzen. Hierbei können Deutschland und China ein Vorbild sein, wie Länder trotz unterschiedlicher Systeme Krisen überwinden und dadurch Führungsverantwortung in der Globalisierung übernehmen. ▲

Christine Zhang-Lippert

ist ein wahres Beispiel für Internationalität und internationales Management. Aufgewachsen in Shanghai ist sie im Alter von nur 14 Jahren mit einem Stipendium in der Hand alleine in die USA gezogen, hat dort ihre High-School in Los Angeles besucht und in Maryland ihren Bachelor Abschluss in Betriebswirtschaft absolviert.

Zurück in Shanghai hat sie Ihre erste Berufserfahrung bei McCann Erickson gesammelt bevor es sie wieder ins Ausland gezogen hat. In Zürich hat Sie ein Diplom in Hotel Management erworben und danach für die Hilton Gruppe in Zürich, Shanghai und Los Angeles gearbeitet. Ihre erste Firmengründung im Bereich Personalberatung und Executive Search hat Sie später wieder in Shanghai vollzogen. Als Managing Director für eine schweizer Executive Search Firma war sie 2009 von der AHK China als Business Women of the year nominiert. Ihre Erfahrungen im Personalbereich gemeinsam mit Ihrer Leidenschaft für Hotels hat Sie als Managing Director zu HRS (Hotel Reservation Service GmbH) Asien Pazifik geführt, bis Sie 2012 gemeinsam mit Ihrem Ehemann nach Deutschland gezogen ist.

An der Handelshochschule Leipzig hat Sie einen MBA Abschluss erworben und war in verschiedenen Hochschulen im Bildungsbereich tätig. Ihrem Ehemann folgend ist Sie seit 2018 in Friedrichshafen zu Hause und nun selbständig als Beraterin mit dem Schwerpunkt deutsch- chinesischer Zusammenarbeit tätig, ist aber beruflich für viele Dinge offen in denen Sie gerne unterstützt. Neben ihrer Selbstständigkeit engagiert sich Frau Zhang-Lippert in einem europäischen Frauenmanagement-Netzwerk als Director Corporate Members, sowie im Bereich Diversity & Inclusion. Frau Zhang-Lippert spricht 4 Sprachen fließend, ist begeisterter Fußballfan und Expertin. Sie reist gerne und liebt ihr interkulturelles Umfeld.

Die Europäische Akademie Berlin (EAB)

Europa verstehen. Europa gestalten. Mit diesem Leitspruch verbindet sich der Anspruch der Europäischen Akademie Berlin. Seit 1963 arbeitet die EAB erfolgreich als unabhängige und überparteiliche Bildungsstätte mit dem Schwerpunkt „Europa“. Die EAB ist anerkannter Akteur der europapolitischen Bildung, kompetenter Dienstleister und Partner im internationalen Bildungs-, Seminar- und Projektmanagement und Lern-, Begegnungs- und Veranstaltungsort mit besonderem Ambiente.

Dr. Christian Johann leitet die Europäische Akademie Berlin seit dem Jahr 2020.

www.europainberlin.de

www.deutsch-chinesisches-dialogforum.de